# Critische Versuche

ausgefertiget
durch
Einige Mitglieder
der Deutschen Gesellschaft
in Greifswald.

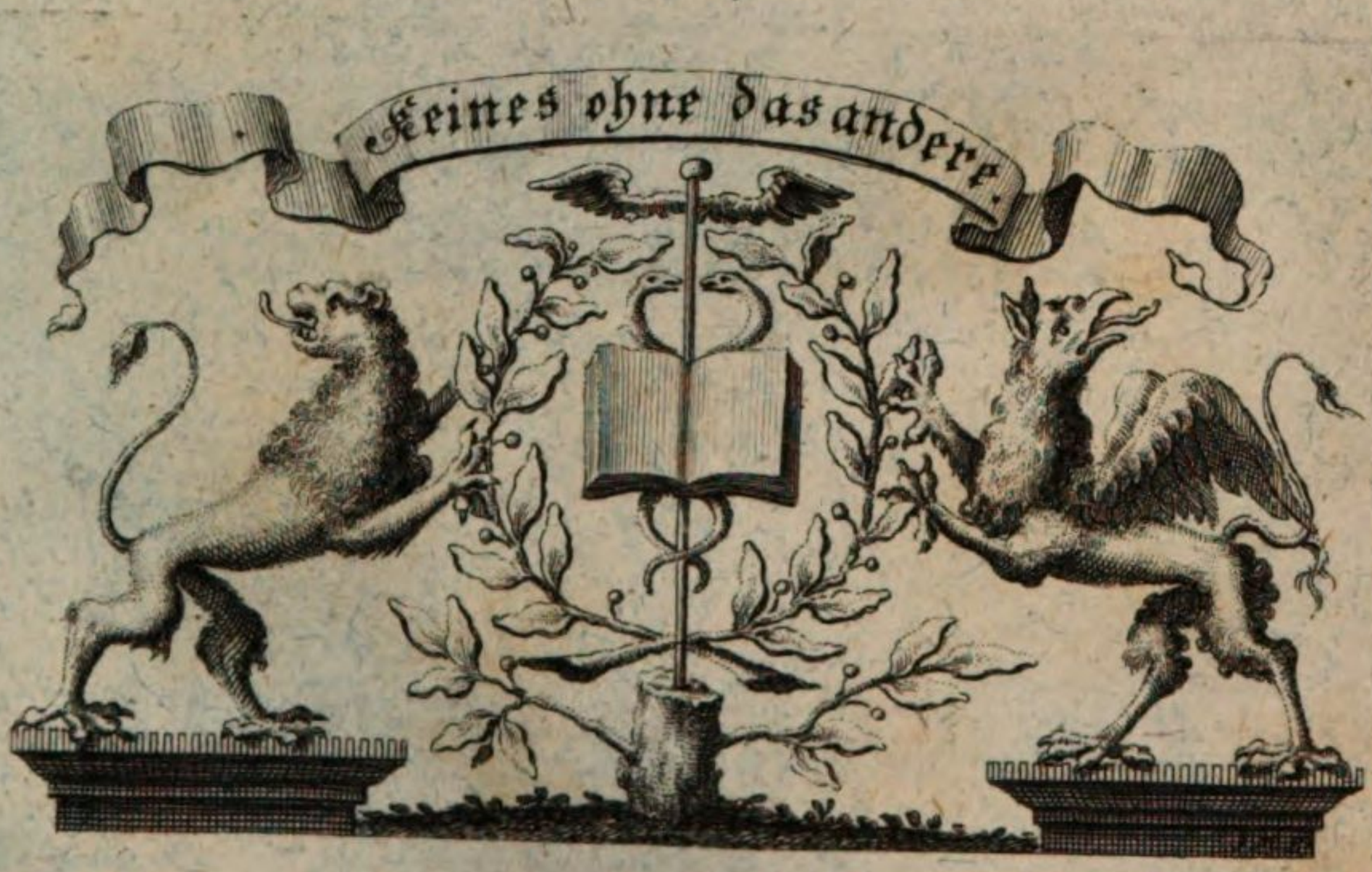
Zweyter Band.
Mit nöthigen Registern.

In Verlegung Johann Jacob Weitbrechts.
1744.

# Critische Versuche

ausgefertiget
durch

## Einige Mitglieder
der Deutschen Gesellschaft
in Greifswald.




Zweyter Band.
Mit nöthigen Registern.

In Verlegung Johann Jacob Weitbrechts.
1744.

Denen

# Hochwürdigen, Hochgebornen Hochwol- und Wolgebornen, Gestrengen und Vesten, wie auch Hoch- und Woledlen

# Herren Landständen

von

# Prälaten, Ritterschaft und Städten

im

# Königl. Schwed. Herzogthum Vor-Pommern und Fürstenthum Rügen

# Unsern Gnädigen Höchst- und Hochgeneigten Hochzuehrenden Herren.

Hochwürdige, Hochgeborne
Hochwol- und Wolgeborne
Hoch- und Woledle
Gnädige, Höchst- und Hochgeneigte
Hochzuehrende Herren.

Wir haben es jederzeit als den sichersten Grund des Wols, und der Erhaltung der vor einigen Jahren hieselbst errichteten Deutschen Gesellschaft angesehen, wenn sie das Glück

Glück hätte/ ihrer reinen Absicht nach Denen bekannt zu werden/ die sowol für das Heil unsers Staates mit nie ermüdendem Eifer arbeiten/ als andere auf den Vortheil unserer Mitbürger abzielende Bemühungen zu unterstützen und zu befördern wissen.

Die erste Ueberzeugung/ daß unser Vorsatz mit dem Nutzen unsrer Landesleute vereiniget werden könne/ machte uns schon so kühn/ daß wir denselben nicht für unwürdig hielten/ Ihnen/ Gnädige/ Höchst- und Hochgeneigte/ Hochzuehrende Herren/ empfohlen

pfohlen zu werden. Wir müßten ganz unempfindlich gewesen seyn/ wenn wir nicht hiebey durch Dero gepriesene Huld gegen die Wissenschaften und Aufnahme des Geschmacks aufs stärkste ermuntert wären. Und welche Vorfälle konnten uns mehr in unserm Vertrauen stärken/ als der von Zeit zu Zeit erfolgte Beytritt angesehener Männer/ die unserm Vaterlande Licht und Vorzug geben/ zu den gesellschaftlichen Bemühungen; und fürnehmer Studirenden/ denen die Fußstapfen ihrer Väter heilig

sind

sind/ Theilnehmung an unsere Beschäfftigungen? Uns deucht/ wir haben einiges Recht zu vermuthen/ daß dieses bey den Vätern unsers Vaterlandes ein für uns eben so vortheilhafter Beweis der Unsträflichkeit unserer Absicht gewesen/ als die bisherigen Schriften/ aus welchen denselben die Art unserer Bemühungen vielleicht bekannt zu werden/ das Glück gehabt. Wir leiten zum wenigsten von diesen Gründen die Freymüthigkeit her/ mit welcher wir dem einmüthigen Verlangen der Gesellschaft/

deren

deren Mitglieder wir sind, folgen,
und in Ueberreichung des gegenwär-
tigen Bandes Critischer Versuche
Ewr. Hochwürden, Hochgebornen,
Hochwol- und Wolgebornen, wie
auch Hoch- und Wohledlen, eine gerin-
ge Probe unsrer Bemühungen, aber
doch als ein Zeugniß der gemein-
schaftlichen Hochachtung für Sie,
Gepriesene Häupter, darlegen. Die
geneigte Aufnahme dieser Blätter
von so erlauchten Kennern, wird uns
der stärkste Trieb zu einer beständigen
Fortsetzung unsrer Critischen Arbeit
seyn;

seyn; und unsere Gesellschaft wird es für eine neue Stütze ihres Wolseyns schätzen, wenn sie, sich des Wolwollens und der Gewogenheit unserer Gnädigen, Hochgeneigten und Hochzuehrenden Herren zu versichern, hiedurch einigermassen Gelegenheit erhält. Ein jeder, der mit derselben in Verbindlichkeit stehet, zählet sich zu den redlichen Patrioten, die in dem Wol Dero blühenden Häuser das Glück unsers Vaterlandes setzen, und dieses in jenem von der allwaltenden Fürsicht mit wahrem Eifer erbitten.

Wir

Wir insbesondere werden unaufhörlich darinn die schönste Pflicht setzen, daß wir uns mit vollkommener Ehrfurcht und Hochachtung nennen

E. Hochwürden, Hochgebornen
Hochwol- und Wolgebornen
Hoch- und Woledlen
der Herren Landstände
von
Prälaten, Ritterschaft und Städten
im
Königl. Schwedischen Herzogthum Vorpommern und Fürstenthum Rügen,

Unserer

Unserer Gnädigen

Höchst- und Hochgeneigten

Hochzuehrenden Herren/

Greifswald

am 4ten April 1744.

unterthänige und gehorsamste

Die Verfasser.

# Vorrede.

Die Beschaffenheit und das Schicksal einer Schrift, der gewöhnliche Stoff zu den Vorreden, würde auch in Ansehung gegenwärtiger Bogen unsre Aufmerksamkeit beschäfftigen müssen, wenn wir es nicht gröstentheils für überflüssig hielten, unsere Leser damit zu unterhalten. Wir glauben, daß wir von dem Entwurf unsrer Arbeit, den die ersten Bogen mitgetheilet haben, so wenig abgewichen sind, daß ein neuer Unterricht davon überflüssig seyn würde. Die Stücke, von den wir würden reden müssen, sind mehrentheils eine Zeitlang in den Händen der Kenner gewesen, deren Urtheil wir sie schlechthin überlassen, und von den folgenden dürfen wir nichts erinnern, weil wir unsere Bemühung zu verändern nicht entschlossen sind. Das bisherige Schicksal

unsrer

unsrer Versuche fordert eine völlige Zufriedenheit von uns, weil vernünftige Schriftsteller kein anderes für ihre Arbeit wünschen können. Sie sind gelesen, geprüfet, und wann sie es werth gewesen zu ihrem Zweck angewandt. Den uns bekannt gewordenen vernünftigen Gegnern erkennen wir uns verbunden für die dargebotene Gelegenheit, unsre Gedanken mehr aufzuklären, oder begangene Fehler zu verbessern. Wir werden auch inskünftige bey allen Fällen zeigen, wie werth uns eine Freundschaft von dieser Art sey.

Daß die berühmten Verfasser der Sammlungen critischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften unter diejenigen gehören, die unsere Aufsätze prüfen, ist uns in dem eilften Stück ihrer Schrift gezeiget; und zugleich die Folge mehrerer Proben davon angekündiget worden. Einige Artikel, welche, ohne den critischen Streit unter den bekannten Partheyen

zu erwähnen und zu beurtheilen, in unsern Versuchen keine Stelle haben konnten, geben den Herren Schweitzern Gelegenheit, über Ungerechtigkeiten gegen Sie Beschwerden zu führen, und ihren Gegnern zu zeigen, daß sie gleichfalls nicht Ursache haben, mit uns zufrieden zu seyn. Sie reden von Syncretisterey und Partheylichkeit, und erwarten von uns eine Rechtfertigung gegen ihre Beschuldigungen. Wären wir jemals willens gewesen, in einem bis zum Eckel fortdaurenden Kampf als Partheyen Ehre einzulegen, so würden wir die dargebotene Gelegenheit nicht fahren gelassen haben, noch die unter dem Beding der vermeynten Besserung versprochene Gnade der Herren Schweitzer verscherzen. Wir lassen denselben sowol als ihren Gegnern völlige Freyheit, über unsere Aufsätze, in soferne dieselben ihre Personen und ihre Streitsache betreffen, nach ihrem Gutbefinden

zu

zu urtheilen; und überlassen vernünftigen Lesern beiderseitiger Schriften, uns zu rechtfertigen oder zu verdammen. Die Begierde, Recht zu haben, wird nie bey uns über die Wahrheit siegen, vielweniger aber sich in einem Streit gewahr werden lassen, von dem nicht viel mehr als ein geringer Kitzel der Parthey, welche die Oberhand hat, abhänget. Unser Stillschweigen auf Einwürfe von der benannten Art wird in Erwägung dessen niemand mißbilligen können; wir aber werden uns fernerhin erinnern, daß wir unsern Lesern andere Stücke, als Streitschriften, schuldig sind.

# Critischer Versuch zur Aufnahme der Deutschen Sprache.

## Siebendes Stück.

Greifswald,
bey Johann Jacob Weitbrecht. 1743.

# I.

## Alceſtes, oder die ungleiche Vaterliebe, ein Trauerſpiel. Verfertiget im Jahr 1741. von Theodorus Johann Quiſtorp, aus Roſtock, der Weltweisheit und der Rechte Befliſſenen.

Roſtock 1742. 8. 4 Bogen.

Die theatraliſche Dichtkunſt hat unter allen freyen Künſten in Deutſchland das traurigſte Schickſal gehabt. Es iſt zwar keine Wiſſenſchaft, die ſich in unſerm Vaterlande eines beſtändigen Flores rühmen kann; ſondern es hat eine iede zu gewiſſen Zeiten in dem gröſten Verfall darnieder gelegen. Allein der theatraliſchen Poeſie iſt es noch weit unerträglicher ergangen. An ſtatt daß man mit ihrem Verfall hätte Mitleiden haben ſollen; an ſtatt daß man auf die wahre Ausbeſſerung der Schaubühne hätte bedacht ſeyn ſollen: ſo zog ſie ſich hingegen, ohne ihr Verſchulden, bloß durch die Ungeſchicklichkeit und durch den Unverſtand derer, die mit derſelben ein Gewerbe trieben, einen tödtlichen und faſt allgemeinen Haß der gröſten Gelehrten zu. Dieſer Haß nahm auch ſo gar die geiſtlichen

Rednerſtüle ein; und eben dieſes war für die Schaubühne das gefährlichſte. Wie manches Vortheils ward ſie nicht dadurch beraubt? Die munterſten Köpfe, die ſonſten zur theatraliſchen Dichtkunſt geboren zu ſeyn ſchienen, wurden durch das herrſchende Vorurtheil ihrer Väter und Beförderer gezwungen, ihre natürliche Neigung zu verläugnen. Die Verwaltung der Schaubühne blieb demnach beſtändig in den Händen ſolcher Leute, die wol nichts weniger, als eben die Regeln derſelben inne hatten. Was konnte man ſich denn wol von ihnen verſprechen? Durch das Regelmäſſige, durch das Schöne, durch das Hohe und Erhabene ihrer Stücke, waren ſie ſich einigen Beyfall zu erwerben nicht vermögend. Sie mußten daher ums Brod ihre Zuflucht nothwendig zu einem andern Kunſtgriff nehmen, davon ſie wenig Ehre hatten. Sie miſchten in ihre Stücke Harlekins Luſtbarkeiten, und die gröbſten Zoten des niederträchtigſten Pöbels. Sie glaubten, die größten Meiſterſtücke geliefert zu haben, ſo oft nur auf der Gallerie ein wüſtes Gelächter und Händeklatſchen, vielleicht über eine einzige närriſche Stellung des Harlekins, gehöret ward; wenn gleich vernünftige Zuſchauer die Köpfe ſchüttelten und davon giengen. Wie zufrieden würde nicht die theatraliſche Dichtkunſt geweſen ſeyn, wenn man dieſe Schänder ihrer Ehre geſtraft, und die Schaubühne für ſo unwürdige Gäſte ewig verſchloſſen behalten hätte? Wie empfindlich aber mußte ſie wol im Gegentheil nicht gerühret werden, wenn man alle Fehler und Thorheiten, alles Lächerliche, ja ſo gar alles Unanſtändige und Laſterhafte dieſer Leute, auf die Rechnung der theatraliſchen Wiſſenſchaft ſelbſt ſchrieb? Dieſes Unrecht hat



ſie

sie lange ertragen müssen; endlich aber scheinet es, daß man ihr will Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Man hat aus den Meisterstücken, die uns seit einiger Zeit sind geliefert worden, einsehen gelernet, wie weit es gefehlet sey, daß in dem Unanständigen und Lasterhaften das Wesen der Schaubühne bestehen sollte. Abermal ein Verdienst, daran der berühmte Herr Professor Gottsched ohne Widerspruch in unsern Tagen den allergrößten Antheil hat.

Alcestes, das Trauerspiel des Herrn Quistorps hat uns zu dieser Betrachtung Gelegenheit gegeben. Wir können es freylich nicht unter die Meisterstücke in dieser Art der Dichtkunst setzen; inzwischen verdienet doch der Herr Verfasser allerdings Ruhm. Wir freuen uns allemal, wenn ein junger theatralischer Dichter aufstehet; und wir halten es für unverantwortlich, wenn man denselben durch gänzliche Wegwerfung seiner Arbeit blöde macht. Wie leicht kann dadurch nicht dem Reiche der Dichtkunst der wichtigste Schaden geschehen? Man erzähle und lobe dasienige Schöne und Regelmässige, welches sich an solchen Proben würklich befindet; dadurch wird der Dichter um so viel eher gewonnen werden, sich auch von denjenigen Fehlern überzeugen zu lassen, die man an seiner Arbeit aussetzet. Wir haben uns fürgenommen, auf der Art das gegenwärtige Trauerspiel zu beurtheilen. Wir werden um so viel unparteyischer seyn können, je weniger uns der Herr Quistorp sonsten bekannt ist. Dieses wissen wir, daß er vor einiger Zeit von dem berühmten Rechtsgelehrten, Weltweisen und Dichter in Rostock, dem Herrn Manzel, des poetischen Lorbeerkranzes ist würdig erkannt worden.

Die Fabel macht bey den Trauerſpielen eines von den wichtigſten Stücken aus; und der Dichter hat demnach ſchon einen groſſen Vortheil erhalten, wenn er in der Erfindung und Ordnung ſeiner Fabel glücklich geweſen iſt. Wir wollen ſehen, in wie weit es hierinn dem Herrn Quiſtorp gelungen iſt. Die Hauptfabel ſeiner Tragödie iſt dieſe: „Der König „Alceſtes liebet ſeinen jüngſten Sohn Emir weit zärtlicher, als den älteſten Prinzen Cimon; und bemühet „ſich ſo gar, den letzten von der Nachfolge im Reiche „auszuſchlüſſen, und ſolches ienem zuzuwenden. Cimon „bekömmt hievon Nachricht, und beſchlüßt ſeinen Bruder zu ermorden. Wie er dieſes aber bey der Nacht „ins Werk richten will, ſo erſticht er unwiſſend, an „ſtatt des Bruders, ſeinen eigenen Vater.„ Dieſe Fabel iſt an und für ſich, Verwunderung, Schrecken und Mitleiden zu erwecken, ſtark genug; allein durch die von dem Herrn Verfaſſer gemachte Ordnung und Ausführung derſelben, und durch die dazu nöthigen Zwiſchenfabeln, hat ſie vieles von ihrer Stärke verloren.

Wir müſſen ſogleich anfangs dieſes, als einen der gröſſeſten Fehler dieſes Trauerſpiels anführen, daß in dem ganzen erſten Aufzuge, der Hauptfabel nicht mit einem Worte gedacht wird. Wie nothwendig aber wäre dieſes nicht geweſen? Die Zuſchauer haben ſchlechthin Recht, von einem theatraliſchen Dichter zu fordern, den erſten Aufzug ſeines Stücks ſo einzurichten, daß ſie vermögend ſind, aus demſelben nicht nur die ganze Hauptfabel (ohne was die Auflöſung derſelben betrifft); ſondern auch die Charaktere aller Hauptperſonen kennen zu lernen. Sorget der Dichter dafür nicht, ſo muß er ſich vermuthen ſeyn, daß

auch

auch die stärksten Stellen seines Stücks bey dem Zuschauer einen gar geringen Eindruck machen. Dieser kann den Zusammenhang der Fabel noch nicht finden; Er ist noch damit beschäfftiget, die Personen kennen zu lernen; Er weiß noch nicht, auf welche er insonderheit aufmerksam seyn müsse. Ueber diese Beschäfftigung vergehet die Zeit; und ehe er von allem ist unterrichtet worden, so sind ihm bereits solche Stellen entwischet, dadurch die Hauptfabel erhöhet und stark gemacht wird, die er aber zu der Zeit, wie sie fürgestellet wurden, dafür noch nicht halten konnte. Ja, noch mehr! wird in dem ersten Aufzuge die Hauptfabel vergessen, so kann der Zuschauer gar leicht eine geringe Zwischenfabel für die Hauptfabel halten. Man darf nicht einwenden: die Hauptfabel werde ja allemal durch die Benennung eines ieden Stückes bekannt gemacht. Gesetzt, es käme einem ieden Zuschauer der gedruckte Zettel zu Gesichte; so muß sich gleichwol der Dichter die Sache allemal so fürstellen, als ob die ganze bevorstehende Handlung allen Zuschauern gänzlich unbekannt wäre. Würde das Trauerspiel des Herrn Quistorps auf der Bühne aufgeführt, und wollte man dasselbe nach geendigtem ersten Aufzuge beurtheilen; so würde auch der größte Kunstrichter nicht an Alcestens ungleiche Vaterliebe gedenken, sondern die Liebe der Thoraste für die Hauptfabel halten. Dieses aber macht die Zuschauer irre, und störet die Einheit der Handlung ungemein, die sonsten in diesem Trauerspiel sehr gut ist beobachtet worden.

Wir können die Fabel des Alcestes nur zu den einfachen rechnen; und hierauf kömmt es auch gar nicht an. In der Verwirrung bestehet nicht eben die

Stärke und die Schönheit eines Stückes. Inzwiſchen macht der Herr Quiſtorp auch in dieſem Trauerſpiel, und zwar in dem ſiebenden, achten und neunten Auftritt des vierten Aufzuges, eine Verwirrung, die aber ohne Auflöſung bleibet. Emir wird von ſich ſelbſt, von dem Prieſter und von ſeinem Vater des Todes wehrt gehalten, weil er das Geſetzbuch geſehen. Sie gerathen darüber alle in die größte Beſtürzung. Man erwartet mit Verlangen, was dieſes für Folgen haben werde; allein man wartet vergebens, und es wird weiter nicht daran gedacht. Entweder der Herr Verfaſſer hat dieſes geſchürzten Knotens nachhero vergeſſen; oder er hat auch dabey eine Abſicht gehabt, die wir nicht errathen können.

Die größte Schönheit einer Fabel beſtehet in der Wahrſcheinlichkeit. Sie muß nichts widerſprechendes enthalten, ſondern eine beſtändige Aehnlichkeit mit dem, was in der Natur würklich oder doch möglich iſt, beobachten. Wir können dieſe Schönheit der Hauptfabel unſers Trauerſpiels nicht abſprechen. Der Herr Quiſtorp hat bey derſelben alle Wahrſcheinlichkeit in Acht genommen. Wir wollten nur wünſchen, daß er bey den Zwiſchenfabeln eben ſo ſorgfältig möchte geweſen ſeyn. Dieſe tragen ein gar vieles zu der Wahrſcheinlichkeit der Hauptfabel bey, und erfordern deswegen eine eben ſo groſſe Behutſamkeit. Allein in dieſem Stücke hat er zu unterſchiedenen malen gefehlet. So iſt z. E. Thoraſtens Liebe nicht allzuwahrſcheinlich. Zum wenigſten läßt der Poet dieſelbe, obgleich der ganze erſte Aufzug davon handelt, nicht vollſtändig genug auf der Bühne erzählen. Man lernet weder ſie, noch ihre Freundinn recht kennen. Sie iſt

aller-

allererst zehn Tage in der Sklaverey; man weiß nicht, wie sie so bald mit beiden Prinzen ist bekannt geworden. In dem ersten Auftritt des ersten Aufzuges erzählt sie ihrer Freundin bereits die Liebe des Prinzen; In dem dritten Auftritt aber scheint es, als wenn sie selbst allererst solche Neigung des Emirs von ihm erfähret. Mit einem Worte: die Geschichte der Thoraste ist gar zu unvollständig; welches man aus diesem Grunde als einen Fehler anzugeben, Recht hat, weil sie die vornehmste Zwischenfabel in dem ganzen Stücke ausmacht.

Ueberhaupt hat der Dichter gar zu wenig für den Unterricht der Zuschauer gesorget. Wir rechnen dahin unter andern dieses, wenn er die Personen des Trauerspieles bisweilen so etwas reden läßt, welches sie nach dem Urtheil der Zuschauer noch ohnmöglich wissen können. So läßt z. E. Alcestes auf der 61 S. der Thoraste den Kopf abschlagen, da es doch nach allen Umständen ohnmöglich ist, daß er ihr Verbrechen wissen kann. Weder Cimon, noch Emir haben ihm die Verrätherey dieses lasterhaften Frauenzimmers offenbaret. Es ist in seiner Gegenwart gar nicht davon geredet worden; ausser daß Cimon kurz vorher zum Emir diese wenige Worte spricht:

du kannst Thoraste fragen;
die wird dir ganz gewiß die wahre Absicht sagen.

Worauf der letzte antwortet:

Thoraste! falsches Weib!

Ist es wol wahrscheinlich, daß diese wenigen Worte sollten zureichend seyn, den Alcestes von der ganzen Verrätherey der Thoraste zu unterrichten; und zwar so

vollſtändig, daß er ſie bereits deswegen, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, dürfte hinrichten laſſen?

Die Schaubühne hat viele Regeln. Es geſchiehet daher leicht, daß man gegen eine von dieſen Regeln verſtößt, wenn man einer andern zu folgen, am allerſorgfältigſten iſt. Uns dünkt, daß es dem Herrn Quiſtorp eben ſo gegangen iſt, als er die Einheit der Zeit durchgängig zu beobachten, Fleiß angewendet hat. Sein Trauerſpiel verdient in Abſicht auf dieſe Schönheit allerdings den Namen eines regelmäſſigen; und wir würden hiebey nichts zu erinnern gefunden haben, wenn er nicht an einem Orte, um die Einheit der Zeit beyzubehalten, der Wahrſcheinlichkeit der Fabel ſelbſt ſehr groſſe Gewalt angethan hätte. Ja er hat dieſen Fehler begangen, ohne daß es wegen der Einheit der Zeit nöthig geweſen wäre. Warum muß der Entſchluß des Alceſtes, den Cimon mit einer Flotte auszuſchicken, ſo plötzlich entſtehen? Wo kommen in der Eile ſo mächtige Feinde her, von denen man ſonſten gar nichts gehöret? Iſt es möglich, daß die Zurüſtung zu einem wichtigen Kriege in einer Stunde geſchehen kann? Doch geſetzt, alles dieſes lieſſe ſich noch rechtfertigen; Alceſtes hätte ſchleunig auf dieſen Entſchluß verfallen, ſich Feinde erdenken, und den Anfang zu der Kriegeszurüſtung machen können; wie aber kann er wol mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit darüber böſe werden, daß Cimon nicht noch deſſelben Abends reiſen will? darauf kömmt ja nicht das allergeringſte an. War es denn nothwendig, daß dem Emir noch deſſelben Abends das Reich übergeben werden mußte? Es findet ſich dazu in der ganzen Fabel kein zureichender Grund. Man wendet vielleicht ein: Wäre

die

die Abreise des Cimon nicht so enge bestimmt gewesen, so hätte derselbe nicht wahrscheinlicher Weise noch desselben Abends den Entschluß fassen können, seinen Bruder zu ermorden; welches doch aber, um die Einheit der Zeit zu beobachten, nothwendig seyn mußte. Allein wir sehen nicht, warum Cimon dem ohngeachtet solches nicht hätte thun können. Sein erster Eifer würde ihn gnugsam gerechtfertiget haben. Ist dieser aber nicht zureichend, so hätte das ganze Stück darnach eingerichtet werden müssen, welches sehr leicht möglich gewesen wäre. Dann ein unwahrscheinlicher Umstand wird dadurch nicht erlaubt und besser, wenn er gleich zu der Wahrscheinlichkeit eines andern Umstandes etwas beyträget.

Wir haben bisher von der Fabel des Trauerspiels gehandelt; wir werden nunmehro auch sagen müssen, wie wir die Charaktere der Personen befunden haben. Dieß ist das andere Hauptstück einer Tragödie, darauf nebst der Fabel alles ankömmt. So leicht die beßte Fabel durch schlechte Charaktere kann verdorben werden; Eben so leicht kann auch bisweilen eine mittelmässige Fabel durch die rechte Erhöhung der Charaktere stark und prächtig werden. Wir müssen dem Herrn Quistorp dieses zugestehen, daß er bey nahe alle Personen seines Trauerspiels, wenn man bey einzelnen Stellen bestehen bleibt, sehr gut, bisweilen recht stark und erhaben charakterisiret habe. Allein bisweilen ist der Charakter einer Person gerade wieder die Absicht des Trauerspiels; bisweilen nicht mit sich selbst übereinstimmend.

Alcestes soll das Bild eines lasterhaften Vaters seyn. Er liebt den jüngsten Sohn vor dem ältesten,

bloß aus einer blinden und ungegründeten Zuneigung. Man ſehe die Benennung des Trauerſpiels an, imgleichen die 62. und 64 Seite. Die vom Vater angegebene Zagheit des Cimons iſt ein bloſſer Fürwand, um nur ſeiner ungerechten That einen Schein zu geben. Siehe die 52 Seite. Alceſtes muß auch würklich ſo ſeyn, nach der Abſicht des Trauerſpiels. Warum aber wird er uns denn anfangs in einem ganz andern Charakter fürgeſtellt. War es nicht nach den Regeln der Schaubühne nothwendig, daß die Zuſchauer den Alceſtes ſo fort anfangs ſo mußten kennen lernen, als er würklich war? War es nicht nothwendig, daß die Zuſchauer ſo fort anfangs von einem wahren Abſcheu gegen dieſen unmenſchlichen Vater mußten eingenommen werden? Allein man leſe den erſten Auftritt des andern Aufzuges; man wird gegen den Alceſtes ganz anders geſinnet werden. Man wird gezwungen, ihn zu lieben. Denn man lernet ihn daſelbſt als einen Prinzen kennen, der die Gerechtigkeit liebet; der die Laſter an ſeinen eigenen Kindern nicht leiden kann; der die Tugend höher, als das Recht der Erſtgeburt ſchätzet, aus welcher uns gar kein Verdienſt zu wächſet; und der endlich mehr auf das allgemeine Wol des ganzen Reichs, als auf die Glückſeligkeit eines ungerathenen Sohnes ſiehet. Lauter vortreffliche Eigenſchaften eines Prinzen! Wenn Alceſtes in dem angeführten Auftritt mit dem Vertrauten des Cimons, oder mit einem andern Freunde deſſelben zu thun hätte; ſo wären ſeine erſten Reden daſelbſt unvergleichlich. Er rechtfertiget die unverantwortliche Ausſchlüſſung des Cimons von der Tronfolge ſo ſchön, als es immer möglich iſt. Allein da er hier mit dem

Emir

Emir redet, so hatte er gar nicht Ursach, sich so zu verstellen. Sein Charakter erforderte vielmehr, sich um der Zuschauer willen, so fort bey dem ersten Auftritt völlig gegen den Emir bloß zu geben: wie er nämlich ihn weit zärtlicher liebe, als den Cimon; wie er ihm von je her die Krone zugedacht habe; und wie er sich freue, daß Cimon durch seine unzeitige Flucht ihm selbst Gelegenheit an die Hand gebe, dieses sonst widerrechtliche Verfahren einigermassen zu rechtfertigen. Auf der Art würden die Zuschauer so fort gewußt haben, was sie sich zu dem Alcestes zu versehen hätten. Sie würden durch das wieder die Natur streitende Verfahren desselben, in das grösseste Schrecken gesetzet; und bey Erblickung des Cimons von dem zärtlichsten Mitleiden gerührt worden seyn: da sie im Gegentheil jetzund so wol an der Person des Alcestes, als auch des Cimons, ganz irre gemacht werden.

An keinem Orte ist Alcestes schöner charakterisiret, als in dem vierten und sechsten Auftritt des vierten Aufzuges. Wir haben diese Stellen mit Vergnügen gelesen. Bald siehet er selbst seinen gottlosen Fürsatz als strafbar und unmenschlich an. Er erzittert davor. Gleich darauf sucht er ihn wiederum zu rechtfertigen. Allein er wird von neuen zweifelhaft. Er will den Entschluß ändern. Jedoch der gethane Schwur fällt ihm ein; und also bleibts bey dem genommenen Fürsatz. Im sechsten Auftritt hat er das ihm eingereichte Gesetzbuch vor sich. Er nimt es mit Zittern in die Hand, und spricht:

Geliebtes Buch! komm her! o Buch voll Licht und Recht!
O Blätter! die ihr mir allein mein Urtheil sprecht!

Ach!

Ach! daß doch lezt mein Blick bey der beſchloßnen Sünde
Nur einen Schein in euch, nur einen Fürwand fünde!

Wie er aber bald darauf dieſe Worte lieſt:

Man theile nicht dieß Reich; Es irbt der ältſte Sohn,
Des Vaters erſtes Blut, zuerſt auch deſſen Tron;

So wird er dadurch voller Verwirrung. Er verdammt ſich. Gleich darauf erinnert er ſich, daß er König ſey. Er will keine Oberherrſchaft erkennen. Allein ſo fort fällt ihm die unwiderſtrebliche Macht der Götter ein. Er ſiehet bereits die hereinbrechende Rache. Er will ſich daher beruhigen, und Cimon ſoll König ſeyn. Jedoch der geſchehene Schwur macht ihn von neuen unruhig. Er blättert in dem Geſetzbuche, und lieſt:

Ein Schwur, den man verwegen bricht,
Verletzt der Götter Ohr; ihr Zorn vergißt ihn nicht.

Er geräth endlich über die groſſe Verwirrung, darinn er ſich befindet, in eine Ohnmacht, und ſinkt auf ein Ruhebette nieder. Mit kurzem: der Dichter hat allhier ſehr glücklich, die Sprache und die Handlungen eines laſterhaften, wenn er, mitten in dem Laufe ſeiner Bosheit, von ſeinem Gewiſſen und von der Religion beunruhiget wird, nachgeahmet.

Wir wollten wünſchen, daß wir zu ſolchen ſchönen Stellen auch den allerletzten Auftritt, in welchem Alceſtes ſtirbt, rechnen könnten. Allein er will uns nicht recht gefallen. Der Dichter läßt dieſen ungerechten Vater in ſeinem Laſter ſterben; und in ſo weit iſt er gut genug charakteriſiret. Er iſt ſich ſeiner Bosheit bewußt, und gleichwol kann er die ſträflich überwiegende Neigung gegen den Emir nicht ablegen. Er ſtirbt daher, ohne daß er weiß, wen er ſegnen, oder wem er fluchen ſoll. Allein ſein Charakter würde weit

erhabener gewesen seyn, wenn der Dichter ihn zur völligen Bereuung seiner Ungerechtigkeit hätte kommen lassen. Er hätte den Cimon völlig vergeben; er hätte ihm das Reich schlechthin zu erkennen; er hätte endlich an seinem kläglichen Exempel zeigen müssen, wie es für einen Vater selbst die unglücklichsten Folgen haben könne, wenn er gegen seine Söhne eine ungleiche Zuneigung hege, und den einen zum Nachtheil des andern liebe. Dieses letzte wäre ganz nothwendig gewesen, weil die ganze Absicht des Trauerspiels auf diese moralische Wahrheit gerichtet ist. Die letzten Worte: Hegt gleiche Brüderliebe! muß man ohnstreitig für die schlechteste Stelle im ganzen Trauerspiele halten. Sie scheinen, den erhabensten Nachdruck mit sich zu führen; und in der That lassen sie uns bey sich nicht das geringste gedenken. Wir können sie ohnmöglich höher, als für ein blosses Wortspiel ausgeben; denn ohne Zweifel werden sie sich auf die Benennung des Trauerspiels beziehen sollen. Hätte Alcestes drey Söhne vor sich gehabt, denen er diese Ermahnung gegeben, so ließ sich dieselbe noch einigermassen erklären. Eine Ermahnung an den künftigen Regenten, sich für eine so ungerechte Ungleichheit in der Liebe gegen seine künftige Erben zu hüten, hätte mit der Absicht des Trauerspiels weit besser übereingestimmet.

Cimon, der älteste Prinz, ist nach der Absicht der Fabel, ganz unrecht charakterisiret. Er wird von dem Alcestes so schändlich abgebildet, daß die Zuschauer seine Ausschlüssung vom Tron nothwendig billigen müssen. Wer wird einen Prinzen lieben können, der die niederträchtigste Zagheit bewiesen? der seinen

eigenen

eigenen Vater in den Händen der Räuber verlaſſen? der in dem Verdachte iſt, als ob er die Mörder ſelbſt dazu erkauft habe? der bey dem ganzen Reiche wegen einer ſo ſchändlichen That verhaßt iſt? weil daſſelbe um der angränzenden kriegeriſchen Völker willen, nothwendig einen gleichfalls kriegeriſchen und tapfern König haben muß. Der Herr Verfaſſer kann nicht einwenden, Cimon ſey von dem Alceſtes ſolcher Laſter mit Unrecht beſchuldiget worden. Dieſes kann der Zuſchauer ohnmöglich wiſſen. Er beurtheilt die Perſonen ſo, wie ſie ihm auf der Bühne fürgeſtellt werden. Cimon wird auch an keinem Orte gerechtfertiget. Es wird von ihm an keinem Orte weder die Beſchuldigung der Zagheit, noch des Hochverraths abgelehnet.

Wir können hiebey ohnmöglich einer Stelle vergeſſen, die uns allemal lächerlich iſt, wenn wir ſie leſen. Es iſt der ſechſte Auftritt des andern Aufzuges. Cimon geräth in die gröſßte Raſerey, nachdem er von Thoraſten das gottloſe Fürhaben ſeines Vaters vernommen hat. Der Affect iſt ziemlich gut ausgedruckt; und wir haben nichts darauf zu ſagen. Nur die Vorrede des Cimons, ehe er verzweiflend zu thun anfängt, machet, daß man zu der Zeit lachen muß, wenn der Dichter Schrecken und Mitleiden in uns erwecken will. Cimon weiß nämlich ſchon zum voraus, daß er ſich ermorden will, und bittet daher ſeinen Freund, ihm ſolches zu verwehren. Wir wiſſen noch kein Exempel, daß Leute, denen es, ſich ſelbſt zu ermorden, ein Ernſt geweſen iſt, ſolches vorher ihren Freunden geoffenbaret haben. Sie pflegten ſolchen Fürſatz ſo heimlich zu halten, als es nur möglich iſt. Einen Raſen-

den

den von der Art, der noch mitten in der Raserey so vernünftige Sorge für sein Leben trägt, würden wir immerhin rasen lassen. Wir würden ihm, wie jener Ehemann seinem bösen Weibe, Dolch und Strick zur Hand legen; und gleichwol sicher bleiben, daß er schon klug genug seyn würde, sich keinen Schaden zu thun.

Bey dem Charakter des Emirs wollen wir nur dieses anmerken, daß er nicht durchgehends mit sich selbst übereinstimmend ist. In dem ersten Aufzuge, da Emir mit Thoraften redet, macht er auf den Königstron ganz gewisse Rechnung; dieses war auch nach der Fabel ganz recht, wie wir beym Alcestes gezeigt haben. Allein im ersten Auftritt des andern Aufzuges stellt er sich, als wenn er nichts von dem Entschluß seines Vaters gewußt hätte, und das Königreich kaum annehmen könne. Im andern Auftritt ist er noch ganz zweifelhaft. Hingegen im siebenden Auftritt des vierten Aufzuges erschrickt er ungemein, wie er höret, daß der Vater spricht: Er soll nicht König seyn! Es schickt sich für ihn ganz gut, daß er Scheu träget, seinen Bruder zu ermorden; man sehe die 22 Seite. Allein die wenigen Worte, die er daselbst redet, sind lange nicht zureichend, diesen wichtigen Charakter auszudrucken; viel weniger Alcesten, der in der größten Wut ist, zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern. Alcestes geräth mit einmal auf den Einfall, Cimon noch denselben Abend gegen Feinde auszuschicken, die er noch selbst nicht weiß. Diese Unwahrscheinlichkeit ist gar zu groß, wie wir schon oben gesagt haben.

Thaas, der verfluchte Pfaffe, ist nach seinem Urbilde recht vortrefflich geschildert. Die Ausspräche der Götter sowol, als eigene Weissagungen, die Opfer und

die

die Geſetze; alles ſtehet unter ſeinem Befehl. Er ſpielet mit der Religion nach dem zureichenden Grunde ſeines eigenen Vortheils. Der Wille ſeines Prinzen beſtimmt den Sinn der Geſetze, die Bedeutung der Opfer, die Ausſprüche der Orakel. Ueberhaupt gefällt uns dieſes ſehr wol, daß der Herr Verfaſſer die Religion mit in die Fabel gemiſcht hat. Dieſer Umſtand iſt ſehr wol gewählt. Die heidniſchen Prinzen begiengen nicht leicht eine Thorheit oder Ungerechtigkeit, die ſie nicht unter dem Deckmantel der Religion zu verſtecken ſuchten. Sie hielten wol hauptſächlich eben zu dem Ende eine Menge Pfaffen in ihrem beſtändigen Sold; und ſie waren auch vermögend, durch dieſelben alles auszurichten, was ſonſten ohnmöglich zu ſeyn ſchien. Ohne die Beyhülfe des Ariſtanders hätte der griechiſche Monarch wol nicht ſo viele Thorheiten begangen, als wir nunmehro von ihm aufgezeichnet finden Eines müſſen wir bey unſerm Thaas erinnern. Er weiß, daß die Geſetze dasjenige verbieten, welches er dem Könige als etwas rechtmäſſiges erlaubt hat. Dem ohngeachtet läßt er dem Alceſtes zu, das Geſetzbuch zu leſen. Dieſes iſt ohnſtreitig wider den Charakter eines verſchmitzten Götzenpfaffen. Er hätte entweder dem Alceſtes das Geſetzbuch vorenthalten; oder auch eine ſolche Auslegung des Geſetzes machen müſſen, dabey der König ſich hätte beruhigen können.

Wir haben vorhin von der Fabel der Thoraſte geſagt, daß ſie nicht vollſtändig genug ſey; dieſes aber hindert uns nicht, den Charakter dieſer Perſon für ſchön zu erklären. Sie iſt unglücklich; ſie wird glücklich, aber dadurch nicht tugendhafter. Der Wuchs

ihres

ihres Glücks dient zur Nahrung ihrer Laster. Es ist ihr etwas leichtes, ihre beßten Freunde, ihre Religion und Gewissen dem sinnlichen Vergnügen aufzuopfern. Sie stirbt daher mit dem größten Recht, und zur Freude aller Tugendhaften. Nur an einer Stelle widerspricht sich ihr Charakter offenbar. Auf der 13 Seite sagt sie zu ihrer Freundin:

Ich bin also bemüht, sie beide zu vergnügen,
Bis Cimon oder auch Emir den Thron bestiegen.
Alsdenn so ist es Zeit, die List von mir zu thun,
Um in des einen Arm, als Königinn, zu ruhn.
Wird dann die Eifersucht die Nebenbuler rühren;
So sterbe, wer da will, so werd ich doch regieren.

Hiemit stimmt ohnmöglich überein, was sie auf der 34 Seite gleichfalls zu der Alcinen spricht:

Ach dürfte doch mein Geist erst überzeugend wissen,
Wer von den Prinzen mich der Sklaverey entrissen;
So wär ich schon vergnügt! so riß ich auch noch heut
Sein Haupt aus der Gefahr, die ihm so tödtlich dräut.
So aber werd ich selbst noch den Erretter würgen.
Wer will für Emirs Blut, für Cimons Leben bürgen?

Wir müssen bey dieser Gelegenheit auch noch bey dem Charakter der Alcine eine kleine Anmerkung machen. Derselbe gefällt uns ungemein, und der Dichter läßt diese Person bisweilen unvergleichlich reden. Nur ihre Wut und ihre rasende Klage über den Tod der Thoraste verdirbt ihre ganze Schönheit. Es hätte sich besser für Alcine geschickt, wenn sie denselben, als eine gerechte Strafe des Himmels angesehen hätte. Die Zärtlichkeit der Freundschaft kann nicht zu einer so wütenden Herrschaft über die Liebe zur wahren Tugend gelangen. Auf der 12 Seite redet Alcine von Amors Banden. Wo dieselben nicht haben weg-

bleiben ſollen, ſo hätte doch zum wenigſten Thoraſte, und nicht eben Alcine, von denſelben ſchwatzen mögen.

Die Schreibart, die in dieſem Trauerſpiele herrſchet, zeuget genugſam, daß der Herr Quiſtorp ein geſchickter Dichter ſey; und ſehr leicht ein vollkommener Dichter werden könne. Er hat die poetiſche Schreibart ziemlich in ſeiner Gewalt; und er läßt ſeine Perſonen meiſtentheils ſehr glücklich ihrem Charakter gemäß reden. Inzwiſchen können wir doch nicht alle Stellen rechtfertigen, in welchen ſich mehr der Poet, als die redende Perſon hören läßt. So hätte z. E. Alceſtes, anf der 22 Seite, wol nicht an den weggebundenen Zöpfen gedacht, wenn ihn der Dichter nicht vorhin von den ungezählten Köpfen hätte reden laſſen. Bisweilen reden die Perſonen gar zu ſinnreich, und verſteigen ſich ſo gar darinn. Emir ſagt z. E. auf der 16 Seite zu der Thoraſte: Woferne er ſie nur lieben ſollte, ſo wäre er bereit, alle ihre Befehle auszurichten; wenn ſie ihm auch, ſie nicht zu lieben, befehlen würde. Wo unſere Leſer ein Mißtrauen in unſre Aufrichtigkeit ſetzen, ſo wollen wir ſelbſt die Worte des Trauerſpiels herſetzen:

Fällt deine Zärtlichkeit nur meiner Regung bey;
So fordre, was du willſt: Ich wag es auszuüben.
Ja, wo du es befielſt; ſo will ich ſelbſt nicht lieben.

Thoraſte antwortet hierauf gleichfalls dermaſſen ſinnreich, daß wir kaum wiſſen können, was ſie haben will. Sie ſpricht:

O Anmuths voller Prinz! mein Herz gehört dir ſchon.
Ich übergeb es dir; doch nicht für Reich und Tron.
Die Dankbarkeit heißt mich, mein Prinz! mein ander Leben!
Dieß ſchlechte Löſegeld für meine Freyheit geben.

Bedenke, kann es noch der Liebe fähig seyn?
Mein Herz, das lieben soll, das ist ja nicht mehr mein.
Doch wo mir noch ein Theil desselben übrig blieben;
Wolan, so soll dich dieß beständig dankbar lieben.

Wo dieses nicht zur Unzeit sinnreich, und noch dazu übertrieben sinnreich heißt, so wissen wir es nicht. Ein Herz, das ganz und gar dankbar ist, kann nicht lieben! Woferne aber noch ein Theil des Herzens frey von der Dankbarkeit geblieben ist, so soll dasselbe beständig dankbar lieben! Wie falsch, wie widersprechend ist dieses nicht gedacht? Hätte der Herr Verfasser allhier die Natur reden lassen, so würde Thoraste gesagt haben: die von dem Prinzen ihr geschenkte Freyheit mache, daß sie ihm ewig dankbar seyn müsse. Einen Fürsten aber zu lieben, solches würde einer Sklavin wol nicht geziemen. Man sehe die 15 Seite.

Auf der 17 Seite nimt der Prinz von Thoraften Abschied, und spricht zuletzt:

So bald es kann geschehen,
Werd ich dich wiederum, mein Wunsch noch eher, sehen.

Dieß ist abermal die Sprache der Verliebten nicht. Es ist viel zu künstlich gedacht. Ueberdem sagt man nicht: daß unser Wunsch etwas siehet; sondern nur: daß man etwas zu sehen wünschet. Hieher gehöret auch die Stelle auf der 20 Seite: einen verjagen, noch ehe er kömmt; auf der 41 Seite: eher siegen, als schlagen; u.d.m. Weil wir doch jetzund auf solche Kleinigkeiten gekommen sind, so müssen wir bey dieser Gelegenheit, mit Genehmhaltung des Herrn Verfassers, einige Sprachfehler anzeigen, die sich eingeschlichen haben. Um der Reime willen können wir

ſie wol nicht alle für Druckfehler ausgeben. So ſtehet z. E. auf der 24 S. ohne die; 28 S. für Furcht, für Schrecken; 33 S. vorſchürzen; 34 S. für etwas bürgen; u. d. m. an ſtatt: ohne dich; vor Furcht, vor Schrecken; fürſchützen; ſich für etwas verbürgen. Die letzte Redensart: für etwas bürgen; wo ſie einigermaſſen gültig iſt, kann doch nicht höher, als für ein Provinzialwort ausgegeben werden. Doch wir wollen unſere Leſer, was die Sprachfehler betrifft, auf das 82ſte St. der Hamb. Beyträge verweiſen. Der Herr Quiſtorp hat daſelbſt einen ſcharfen Sprachrichter, aber einen ſehr gefälligen Kunſtrichter angetroffen.

Wir bezeugen übrigens nochmals unſer wahres Vergnügen darüber, daß der Herr Quiſtorp ſich an die theatraliſche Dichtkunſt gewaget hat. Er beſitzet dazu alle nöthige Eigenſchaften; und wir erſuchen ihn öffentlich, es bey dieſer erſten Probe nicht bewenden zu laſſen. Wir wollen nicht hoffen, daß unſre gemachte Anmerkungen ihn entweder blöde, oder wol gar böſe machen werden. Wir halten ihn für viel zu vernünftig, als daß er nicht eine redliche Critik von einer hämiſchen Spötterey unterſcheiden ſollte. Wir haben lauter aufrichtige Abſichten, und unſre Liebe zur Wahrheit läßt auch niemalen mit Fürſatz die Fehler unſrer beßten Freunde durchwiſchen. Schlüßlich wollen wir noch dieſes ſagen: daß in dem Alceſtes die ſchönſte Anlage zu einem vollkommen regelmäſſigen und recht ſtarken Trauerſpiel gemacht ſey.

# II.

# Einige Gedanken und Regeln von den deutschen Romanen.

## §. 1.

Deutschland ist fast mit dieser Art Bücher überschwemmet worden, und doch ist kein einziges darunter, welchem man eine mehr als mittelmässige Vollkommenheit beylegen könnte. Wir werden in diesem Stücke von den Franzosen sehr weit übertroffen. Wir können keinen deutschen Roman aufweisen, der dem Telemach, der Ruhe des Cyrus, dem Cleveland, und andern von den Franzosen erdichteten Geschichten nur einigermassen gleich käme. In den ietzigen Zeiten, da die schönen Wissenschaften von uns mit so grossen Eifer getrieben werden, sind wir dennoch in Verfertigung der Liebesgeschichte nicht glücklicher gewesen. Wenn man einige, aus der französischen Sprache übersetzte ausnimt, so zeugen die andern von der Einfalt ihrer Verfasser. Es sind zwar diejenigen mit Recht zu loben, welche in diesem Stücke unsere Armuth durch der fremden Reichthum haben zu Hülfe kommen wollen; aber sie würden noch ein grösseres Lob verdienen, wenn sie selbst einen guten Roman verfertigten. Der thörichte Wahn muß sie von der Verfertigung derselben nicht abhalten, als wenn die Deutschen nicht mit einer so grossen Dichtungskraft begabet wären, als zu einem Romanschreiber erfordert wird. Denn nicht der Mangel der Dichtungskraft, sondern vielmehr der thörichte Endzweck, welchen sich unsere Verfasser bey den Liebes-

geschichten gemeiniglich fürsetzen, ist die Ursache, daß wir uns bisher nicht unterstehen dürfen, hierinnen den Ausländern den Vorzug streitig zu machen. Jene meynen, ihrer Pflicht schon völlig ein Genügen gethan zu haben, wenn sie in ihrer Geschichte einige Personen von verschiedenem Geschlechte aufführen, uud diese sich endlich nach vielen thörichten und unerlaubten Handlungen heirathen lassen. Sie suchen nicht einer ieden Hauptperson einen beständigen Charakter zu geben, aus welchem alle ihre Thaten flüssen. Sie bemühen sich nicht durch ihre erdichtete Geschichte die Laster bey den Lesern verhasset, und die Tugenden beliebt zu machen; sondern eine unzüchtige Liebe wird darinnen gemeiniglich mit allen ihren verführerischen Farben abgemalet. Man kann daher den Eifer vieler von unsern Gottesgelahrten wider diese Bücher nicht mißbilligen. Derselbe ist nur wider die unter uns so häufig anzutreffenden Romanen gerichtet. Ich habe also die Hoffnung, daß diese Herren meine ietzige Bemühung nicht tadeln werden, da ich nur Regeln zu guten deutschen Romanen fürzuschreiben suche. Ich gebe aber diese Fürschrift nur für einen Versuch aus. Ich würde ihr eine grössere Vollkommenheit beylegen, als sie verdienet, wenn ich dieselben für einen vollkommenen Unterricht hielte. Es sind von mir niemal Liebesgeschichte verfertiget worden, und ich werde mich auch nicht zu einer solchen Arbeit entschlüssen. Die Regeln also, die ich ietzo fürtrage, habe ich nicht durch die Uebung erlernet, sondern ich habe sie aus den gut und schlecht geschriebenen Romanen hergenommen. Wie leicht kann es daher nicht geschehen seyn, daß mir einige gute Regeln entwischet sind? Ich habe mich auch der Beurtheilung der bekannten Romanen

ent-

enthalten, weil dadurch diese Abhandlung gar zu weitläuftig würde geworden seyn.

§. 2.

Erstlich ist nothwendig, daß ich festsetze, worinnen das Wesen eines guten Romans bestehe, und durch welche Kennzeichen er von andern ihm ähnlichen Schriften unterschieden sey. Ein Roman ist eine erdichtete, und in ungebundener Schreibart verfertigte Geschichte, von welcher man aber nicht mit einer völligen Gewißheit beweisen kann, daß sie sich nicht auf unserer Erdkugel zugetragen habe. Ich nehme hier dieses Wort in einem genauern Verstande, als es von andern gebrauchet wird, welche dadurch überhaupt eine ungebundene und erdichtete Geschichte andeuten. Ich meyne aber dazu Recht zu haben. Denn durch die von mir gegebene Erklärung kann ein Roman am beßten von den Schauspielen Fabeln und Heldengedichten unterschieden werden. Ein Romanschreiber verfertiget eine Geschichte, und erzählet die Begebenheiten entweder in seinem eigenen Namen, oder er läßet es die in der Geschichte erdichtete Personen verrichten. Ein Comödienschreiber aber läßet seine Personen selbst auftreten, welche vor den Zuschauern ihre Rollen spielen müssen. Jener erzählet nur die Begebenheiten; dieser aber suchet seine Zuschauer zu überreden, daß sie selbst bey der Geschichte gegenwärtig sind. Dieser ist auch in engern Schranken eingeschlossen, als iener. Er darf nur eine solche Geschichte erwählen, welche an einem Ort, und in wenigen Stunden geschehen kann. Hiezu ist aber ein Romanschreiber nicht verbunden; sondern ihm stehet frey, seine Personen in verschiedene Länder reisen zu lassen, und er kann

die Erzählung von ihrer Geburt anfangen, und mit ihrem Tode endigen.

§. 3.

Ich wende mich zu den Fabeln. Obgleich dieselben den Romanen sehr ähnlich sind, so sind doch einige Eigenschaften derselben von einander unterschieden. Eine Fabel ist auch eine erdichtete Geschichte, deren Wesen es nicht wiederstreitet, daß sie in einer ungebundenen Rede abgefasset wird. Hierinnen kommt sie mit einem Romane überein; aber in der Art des Wunderbaren ist sie von ihm unterschieden, indem sie aus einer Heterocosmischen, oder einer solchen Erdichtung bestehet, von welcher man versichert ist, daß sie sich auf unserer Erdkugel ohnmöglich habe zutragen können. Die Fabel ist also eine Erzählung eines Theiles entweder von einer möglichen Welt, oder doch zum wenigsten eines andern Planeten. Da hingegen der Romanschreiber uns zu überreden suchet, daß er uns eine Begebenheit von unserer Erdkugel erzähle.

§. 4.

Wie ist aber ein Roman von den Heldengedichten unterschieden? Wenn diese auch können in ungebundener Rede verfertiget werden, wie einige Kunstrichter meynen, so muß ich gestehen, daß der Unterschied unter diesen Gedichten nicht wesentlich sey. Ein Roman zeiget nur einen allgemeinern Begriff an, und hat ausser den Heldengedichten noch andere Arten unter sich. Diese haben nur wichtige und merkwürdige Geschichte zu ihren Vorwürfen. Sie stellen uns nur, entweder die Begebenheiten eines Helden, oder eine andere wichtige Historie für, von welcher ihre Verfasser behaupten, daß

sie

sie sich in dieser Welt zugetragen haben. Wer erkennet hieraus nicht, daß den Heldengedichten das Wesen der Romanen zukomme? Sie sind aber die vortrefflichste Art unter denselben. Ein Roman darf nicht allezeit die Begebenheiten berühmter und durchlauchter Personen erzählen; sondern die Geschichte von Personen mittlern Standes, und so gar der Bürger und Bauren können auch die Vorwürfe dazu seyn. Man irret daher nicht, wenn man ein in ungebundener Schreibart verfertigtes Heldengedichte so beschreibet, daß es der vollkommenste Roman sey. Die Romane aber, welche nicht so erhabene Vorwürfe haben, bekommen nach dem Unterschiede der darinnen erzählten Geschichte auch verschiedene Namen. Daher werden einige Romane satirische und andere ernsthafte genennet. In den ersten werden die Thorheiten der Menschen durch die Erzählung erdichteter Geschichte auf der lächerlichen Seite fürgestellet. Zu dieser Art gehören der Don Quichot, Mousle, die Lelie u. a. m. In den andern aber wird überhaupt die Schönheit der Tugenden und Heßlichkeit der Laster den Lesern gezeiget. Es würde mich von meinem Fürhaben zu weit abführen, wenn ich mehrere Arten von diesen Romanen anführete und erklärete. Ich will vielmehr einem Einwurf begegnen, welcher wieder den vorher behaupteten Satz, daß ein ungebundenes Heldengedicht der vollkommenste Roman sey, könnte gemachet werden. Ein Roman muß nothwendig eine erdichtete Geschichte seyn, (§. 2.); ein Heldengedicht aber kann auch die wahren Begebenheiten eines würklich existirten Heldens zum Vorwurfe haben. Wie kann man denn daher wol behaupten, daß ein ungebundenes Heldengedicht allezeit der vollkommenste

Roman sey? Obgleich dieser Einwurf einen grossen Schein hat, so beweget er mich dennoch nicht, meine Meynung zu ändern. Ich gestehe zwar, daß ein Heldengedicht wahre Begebenheiten erzählen kann; aber daraus folget noch nicht, daß gar keine Erdichtungen darinnen statt haben. Wenn der Verfertiger eines solchen Gedichtes ein getreuer Geschichtschreiber wäre, so würde er demselben viele Schönheiten benehmen. Es ist ia bekannt, daß einem solchen Dichter frey stehet, die Geschichte einigermassen zu verändern, damit er wunderbare und unerwartete Begebenheiten fürzutragen habe, und daß ihm hiebey keine andere Gränzen gesetzet sind, als nur, daß er sich hüten müsse, der Wahrheit der Geschichte nicht offenbar zu wiedersprechen. Ein gutes ungebundenes Heldengedicht bleibet also dem ohngeachtet ein Roman, ob es gleich wahre Begebenheiten fürträget. Denn ich werde im folgenden beweisen, daß auch die Romanen würklich geschehene Dinge erzählen können, wenn nur einige Erdichtungen damit vermischet sind.

§. 5.

Da ich nur zu guten Romanen Regeln geben will, so muß ich vor allen Dingen zeigen, daß sie einen erlaubten Entzweck haben. Man würde mit Recht meine Bemühung tadeln, wenn ich zu solchen Gedichten Anleitung geben wollte, welche eine schändliche Wollust noch mehr anfeuren, und fast auf allen Blättern die unzüchtigen Begierden ihrer Urheber offenbar machen. Ein Romanschreiber, den ich mir zum Schüler erwähle, muß ein Freund der Tugend seyn, und dieselbe muß ihn auch antreiben, sein Gedicht zu verfertigen. Alle erlaubte und unerlaubte Handlungen haben gewisse Folgen,

gen, welche uns glückselig und unglückselig machen, nachdem iene mit den göttlichen Gesetzen übereinstimmen, oder denselben zuwider sind. Es ist keine einzige löbliche That, welche nicht eine gute Belohnung haben sollte, und wir begehen kein Laster, auf welchen nicht eine Strafe folgete. Unsere Unachtsamkeit ist nur die Ursache, daß wir dieselben nicht allezeit merken. Diese Belohnungen und Strafen muß ein Romanschreiber den Menschen bekannter zu machen suchen, und darinnen muß sein Endzweck bestehen. Er muß durch Exempel zeigen, daß die Tugendhaften aller Arglistigkeit der Gottlosen ohngeachtet dennoch nicht völlig unterdrücket werden können, und daß die Thaten der Lasterhaften endlich einen schlechten Ausgang haben, wenn sie auch gleich von einer grossen Macht und List unterstützet werden. Ist dieser Endzweck nicht zu loben, und muß man nicht gestehen, daß die Dichter solcher Romanen den Sittenlehrern an die Seite zu setzen, ia vielleicht vorzuziehen sind? Denn die meisten Menschen lieben die sinnlichen Fürstellungen zu sehr, als daß sie sich durch tiefsinnige Beweise und trockene Ermahnungen sollten von den Lastern zu den Tugenden führen lassen. Die Exempel sind hiezu geschickter. Jene überführen sie zwar ihrer Schuldigkeit, die Fürstellung der Beyspiele aber thut gleichsam den letzten Stoß, und endigen, wozu die Ermahnungen einen guten Anfang gemachet haben. Aber darinnen hat der Romanschreiber einen Vorzug vor einem aufrichtigen Geschichtschreiber. Obgleich die Menschen ihre meisten Handlungen vor den Augen ihrer Mitbürger verrichten, so ist doch nichts schwerers, als den Werth derselben zu bestimmen. Die Bewegungsgründe dazu sind uns gemeiniglich unbekannt.

Wie

Wie können wir denn wol mit einer Gewißheit behaupten, ob sie unter die guten oder bösen Handlungen zu zählen sind? Man ist gewohnet, einen Menschen für einen Tugendhaften oder Lasterhaften zu halten, nachdem er in äusserliche glückselige oder unglückselige Umstände gesetzet ist. Dieses ist aber ein betrügliches Merkmal; denn obgleich eine iede freye Handlung entweder eine natürliche Belohnung oder Strafe bey sich führet, so sind dieselben dennoch nicht allezeit sichtbar, sondern nur in der Seele des Menschen gleichsam eingeschlossen. Ein Geschichtschreiber aber darf nur dasienige aufzeichnen, was der Mensch ausser sich verrichtet, und er darf uns nur von denienigen Umständen benachrichtigen, welche bey ihm ausser seiner Seele vorhanden gewesen sind. Diese kommen aber nicht allezeit mit seinem moralischen Zustande überein. Ein Gottloser ist sehr oft in besseren äusserlichen Umständen, als er verdienet, und ein Tugendhafter ist wegen seines Schicksals zu beklagen. Ein Geschichtschreiber kann daher nicht allezeit seine Geschichte also einrichten, daß wir daraus Bewegungsgründe zur Tugend hernehmen könnten. Hierinnen hat aber ein Romanschreiber einen Vorzug vor ihm. Er ist ein Werkmeister von seiner Geschichte. Er kann seine Personen in solche Umstände kommen lassen, die ihren Thaten ähnlich sind. Er ist derselben vertrautester Freund, und weiß ihre geheimsten Gedanken. Es stehet ihm frey, sie redend einzuführen, um den Zustand ihrer Selen den Lesern zu entdecken. Alsdenn erkennet man, wie sehr das Gewissen einen noch nicht völlig verstockten Bösewicht beunruhiget, und daß oft eine äusserliche Stille die größte innerliche Unruhe mit sich vergesellschaftet habe. Das Ende eines Romans

lehret

lehret uns, daß die Lasterhaften keine beständige und wahre Glückseligkeit erlangen, und daß die Liebhaber der Tugend auch in diesem Leben eine Belohnung bekommen, welche das ausgestandene Unglück schon einigermassen ersetzet. Die Romanen haben also mit den Schauspielen einerley Endzweck, und so wenig man diese verwerfen kann, eben so wenig können auch iene als unerlaubt angesehen werden. Diese beide Arten von Gedichten haben fast einerley Schicksal gehabt. Die schlechten Muster, die man vor Zeiten von denselben hatte, bewegten einige Tugendliebende, aber allzueifrige Gottesgelahrte, sie überhaupt zu verwerfen. Der Eifer aber, mit welchem so wol unsere Nachbaren, als auch zuletzt wir die Schaubüne zu verbessern, gesuchet haben, hat verursachet, daß ietzo vernünftige Gottesgelahrte ihr Urtheil von den Schaubünen gelinder einrichten, und gestehen, daß auch diese die Menschen vernünftiger und gesitteter machen können. Ich wünsche, daß auch die Romanen diese glückseligen Zeiten erleben mögen; aber diese werden nicht eher kommen, bis alle unzüchtige und possenhafte Redensarten aus denselben werden verbannet seyn, und die Verfertiger derselben einen vernünftigen Endzweck und gute Regeln beständig vor Augen haben werden. Ich will ietzo diese Regeln erklären, und zwar sollen dieienigen den Vorzug haben, welche den Romanschreibern in Ansehung des Endzweckes fürgeschrieben sind.

§. 6.

In den Romanen soll gezeiget werden, daß die Tugend natürlicher Weise zuletzt belohnet, und das Laster bestrafet werde, (§. 5.). Diese Belohnungen, und Strafen müssen demnach Folgen aus den Handlungen

der

der aufgeführten Personen seyn, und nicht blosse Glücks- und Unglücksfälle, welche gar keine Verbindung mit den Thaten derselben haben. Jedoch aber müssen diese nicht die einzigen Ursachen davon seyn, sondern auch andere Dinge müssen das ihrige dazu beytragen. Denn der Leser soll in der Aufmerksamkeit erhalten werden. Dieses wird aber nicht geschehen, wenn ihm nicht unvermuthete Begebenheiten fürgestellet werden. Wie können ihm diejenigen Begebenheiten unerwartet seyn, von welchen schon der zureichende Grund in den vorher angeführten Thaten gefunden wird? Kann man dieselben nicht vorher sehen, und sind sie nicht der täglichen Erfahrung zu gemäß, als daß uns ihre Ankunft in Verwunderung setzen sollte? Die Handlungen der in den Romanen erdichteten Personen müssen also zwar einen ziemlichen Theil des zureichenden Grundes von ihren darauf folgenden Zustande in sich enthalten; aber der Romanschreiber muß auch seine Leser zu überreden suchen, daß Gott die Welt also eingerichtet habe, daß auch die Dinge in derselben, welche nicht von unsern freyen Handlungen abhangen, etwas zur Belohnung der Frommen, und zur Bestrafung der Gottlosen beytragen. Zu dieser Verbindung der freyen Handlungen und anderer Dinge wird aber eine grosse Geschicklichkeit des Dichters erfordert, wenn sie wahrscheinlich seyn soll. Sie muß nicht so deutlich seyn, daß der Leser daraus den Ausgang der Geschichte vorher schlüssen kann. Denn alsdenn würde seine Aufmerksamkeit sehr vermindert werden. Er verlanget durch unvermuthete Begebenheiten überrumpelt zu werden. Der Dichter muß also zwar seine erdichteten Umstände auf der Art verbinden, daß man gestehen muß, der Ausgang sey eine Folge aus den-

denselben; aber der Leser muß doch noch bey dem Durchlesen des Romans zweifelhaft bleiben, welches das letzte und bestimmte Schicksal der aufgeführten Personen seyn werde. Hiezu ist aber ein bequemes Mittel, wenn der Dichter im Anfange und in der Mitte seines Gedichtes einige zur Vorhersehung des Ausganges nothwendige Umstände verschweiget, und dieselben am Ende bey der Auflösung des Knotens entweder selbst erzählet, oder den erdichteten Personen die Erzählung zueignet. Aber diese Verknüpfung muß nicht so ungewöhnlich seyn, daß man nicht ein ähnliches Beyspiel unter den Begebenheiten in der Welt aufweisen könnte. Noch vielweniger muß sie dem Zusammenhange der Dinge auf unserer Erdkugel offenbar wiedersprechen. Denn alsdenn würde dieses Gedichte nicht das Wesen eines guten Romans haben (§. 2.), und bey den Lesern würde dadurch nicht die geringste Ueberredung erwecket werden, daß die Tugend natürlicher Weise belohnet, und das Laster bestrafet werde. Das den Lesern zu verschaffende Vergnügen verlanget zwar eine Verwirrung unter den zu erzählenden Begebenheiten; aber der Knoten muß doch auf einer geschickten und natürlichen Art können aufgelöset werden. Ein Romanschreiber beobachtet nicht seine Pflicht, wenn er seine fromme und gottlose Personen in solche Umstände setzet, daß entweder Gott durch seine Allmacht, oder doch ein über die Substanzen unserer Erdkugel erhabenes Geschöpfe die ersten aus ihrem Elende herausreissen, und die andern bestrafen muß. Diese Auflösung des Knotens beleidiget die Wahrscheinlichkeit, und giebet eine schlechte Erfindungskraft des Dichters zu erkennen. Wenn daher auch keine andere Gründe vorhanden wären, so reichete der angeführ-

geführte schon zu, den von den Franzosen verfertigten Contes des Fées und avantures des Chevaliers errans den Namen guter Romanen abzusprechen.

§. 7.

Muß aber nicht die Liebe die in den Romanen aufgeführten Personen leiten? Bestehet nicht des Dichters Endzweck darinnen, daß er seine Personen von verschiedenem Geschlechte in einander verliebt fürstelle, damit er uns Liebesbegebenheiten erzählen könne? Wie könnten wol diese Gedichte den Namen der Liebesgeschichte behaupten, wenn ihnen das angeführte als ein wesentliches Stück fehlete? Man könnte meine Abhandlung mit Recht für mangelhaft halten, wenn ich diese Fragen unbeantwortet liesse. Die Liebe hat schon seit so langen Zeiten in den Romanen einen festen Sitz gehabt, daß sie sich mit der Verjährung schützen könnte, wenn man sie daraus vertreiben wollte. Durch dieselbe aber kann sie sich fast nur allein vertheidigen. Die Vernunft erkennet keine Nothwendigkeit, wodurch die Liebe in den Romanen unentbehrlich wäre. Die in dem 2ten §. gegebene Erklärung, und der §. 5. angeführte Endzweck von den Romanen verbieten sie zwar nicht; aber man kann doch daraus auch keine Gründe von ihrer nothwendigen Gegenwart nehmen. Ein Roman würde dennoch alle wesentliche Schönheiten haben, wenn gleich darinnen keine verliebte Seufzer und Liebesbriefe wären. Er würde doch seine Leser von den zwo wichtigen Wahrheiten überreden können, daß die Tugend natürlicher Weise belohnet, und das Laster bestrafet werde, wenn uns gleich nicht die Nase, Mund, Augen, und Busen von einer ieden aufgeführten Frauensperson beschrieben würden. Aber ich glaube nicht, daß solche

Roma-

Romanen vielen Lesern gefallen würden. Die Erzählung der Liebesbegebenheiten erhalten bey den meisten unter ihnen die Aufmerksamkeit, und dieselbe treibet sie an, diese Gedichte zu lesen. Der Romanschreiber ist also gezwungen, Liebesbegebenheiten zu erdichten, damit er sich nur zu seinen Schriften Leser verschaffe. Man kann auch dieses nicht tadeln, wenn er nur dabey einige Regeln beobachtet. Denn die Liebe kann eine Tugend und ein Laster werden, nachdem und gegen welchen sie empfunden wird. Wie kann man es demnach dem Romanschreiber übel auslegen, wenn er uns in seinem Gedichte eine reine und tugendhafte Liebe beschreibet, welche einen erlaubten Endzweck hat, und sich auch dazu redliche Mittel bedienet? Würde nicht ein solcher Roman viele Annehmlichkeiten haben, wenn ein so schöner Grund die darinnen aufgeführten Personen zu ihren Handlungen antreibet? Würde nicht ein ieder Leser solchen vernünftig Verliebten eine ihrer Tugend würdige Belohnung wünschen? Könnte es wol anders seyn, als daß uns ein ihnen zugestossenes Unglück betrüben, und die Befreyung von demselben vergnügen müßte? Und endlich, wird nicht die Aufmerksamkeit bey uns beständig erhalten werden, wenn nur der Verfasser die in dem vorhergehenden §. angeführten Regeln beobachtet hat? Aber wie viele Romanschreiber haben wol eine so vernünftige Liebe zu ihren Vorwürfen? Wird nicht eine unzüchtige Neigung in den meisten Gedichten beschrieben? Ist diese nicht der Grund und die Triebfeder, wodurch sie die Personen in denselben handeln lassen? Man muß gestehen, daß die meisten Verfasser der Romanen eine schlechte Neigung zur Tugend von sich blicken lassen. Sie stellen nicht durch Exempel die Ab-

scheulichkeit der verbotenen Liebe für, sondern es werden vielmehr von ihnen die grösten Ausschweifungen entschuldiget, weil sie die Liebe zur Ursache haben. Sie verbergen nicht, wie groß das Vergnügen sey, welches sie an der Fürstellung derselben empfinden; daher sind sie so sorgfältig in derselben Beschreibung, und deswegen wird kein Umstand vergessen, welcher bey dem Leser eine gleiche Leidenschaft erregen kann. Ich verlange nicht, daß eine verbotene Liebe gänzlich aus den Romanen sollte verbannet seyn. Sie kann darinnen mit eben dem Rechte einen Platz fordern, als andere Laster. Aber man muß sie auch als ein solches fürstellen. Ein vernünftiger Romanschreiber suchet seine Leser von der Abscheulichkeit derselben zu überreden. Er lehret durch Beyspiele, welchen unglücklichen Ausgang sie habe. Wenn er sie beschreibet, so ist er sehr behutsam, damit nicht die Reitzungen, die er nicht verdecken kann, eine seiner Absicht wiedersprechende Würkung haben; daher suchet er die Unordnung, die Schande und das Elend lebhaft abzuschildern, womit sie ihre Freunde überhäufet. Zu dieser klugen Fürsicht sind alle verbunden, welche gute Romanen verfertigen wollen, und nichts kann sie von dieser Schuldigkeit befreyen. Alle Laster haben ihre Reitzungen. Aber weswegen werden sie von allen mit einer Sorgfalt aufgesuchet, und den Lesern vorgeleget? Warum entschuldiget nicht ein Romanschreiber die Aufführung eines Geitzigen und Betrügers, und warum ist er bemühet, dieselbe auf der lächerlichen und schlimmen Seite fürzustellen? Verdienen diese vielleicht mit grösserm Rechte den Namen der Lasterhaften, als die unzüchtigen Liebhaber? Wer

wird dieses wol mit Grunde behaupten können? Bedienen sich diese nicht eben so vieler, und noch vielleicht noch mehrerer Betrügereyen, und bringen sie nicht mehrere Lügen für, um ihren Endzweck zu erhalten, als ein Geitziger anwendet, Reichthümer zusammen zu scharren? Muß man daher nicht gestehen, daß die meisten Romanen zur Verbesserung der Sitten undienlich sind, da sie nur solche Handlungen tadeln, deren Thorheit den meisten Menschen schon in die Augen leuchtet, und hingegen diejenigen mit ihrem Tadel verschonen, oder wol gar loben, welche doch die größten Reitzungen zum Bösen bey sich haben? Ehe ich diese Materie völlig verlasse, so will ich noch eine Regel den Dichtern fürschreiben, welche sie bey der Erzählung der Begebenheiten vernünftiger Liebhaber beobachten müssen. Eine keusche Liebe muß allerdings der Bewegungsgrund von einigen Handlungen dieser Personen seyn. Denn man würde nicht erkennen können, daß sich der Dichter die menschliche Natur zum Muster fürgestellet habe, wenn er die Liebe bey diesen Personen unfruchtbar liesse. Aber er muß nicht alle Thaten derselben daraus herleiten, wenn sie anders aus der Tugend und Vernunft herstammen sollen. Einige Handlungen verlieren ihren Werth, wenn die Liebe der einzige Bewegungsgrund davon ist. Ich will nur zum Beweis meines Satzes ein Exempel anführen. Wenn der Dichter uns einen patriotischen Helden abschildern wollte, so würde nicht genug seyn, daß er ihn sein Vaterland von den Feinden befreyen liesse, und ihn in die Umstände setzte, daß er die Frommen beschützen, und die Gottlosen bestrafen könnte. Denn wenn ihn nicht der Eifer, das Wol seines Vaterlandes

zu befördern, und die Liebe zur Gerechtigkeit zu diesen Thaten antriebe, sondern vielmehr die Begierde, eine Geliebte aus der Gewalt ihrer Feinde zu befreyen, und sie an denselben zu rächen, die Ursache von diesen dem Scheine nach patriotischen Bemühungen wäre; würde man alsdenn nicht gestehen müssen, daß er den Charakter eines für sein Vaterland eifernden Helden sehr übel fürgestellet habe? Machet denselben nicht der Eifer für seine Mitbürger kennbar, und muß dieser nicht der Bewegungsgrund seiner Handlungen seyn? Ich bin aber nicht so strenge, daß ich der Liebe auch den geringsten Antheil an diesen Thaten versagen sollte; ich gestehe vielmehr, daß der zusammengesetzte Charakter eines redlichen Patrioten und getreuen Liebhabers einem Gedichte grosse Schönheiten verschaffet, welche fehlen würden, wenn der Held nur bloß als ein Patriot seine Handlungen verrichtete. Ich verlange aber dabey, daß der Eifer für das Wol seines Vaterlandes den Helden am stärksten antreibe, und daß der Leser nicht zweifelhaft gelassen werde, der aufgeführte Patriot würde dennoch eben diese löblichen Thaten verrichten, wenn er gleich nicht eine Geliebte aus der Gewalt der Feinde zu erretten hätte. Man muß deutlich merken können, er vergnüge nur seine Liebe, weil sie mit seinen Pflichten gegen das gemeine Wesen bestehen kann. Einem Romanschreiber, der zugleich ein Sittenlehrer ist, und die menschlichen Handlungen nach dem Werthe der Bewegungsgründe zu schätzen weiß, werden noch viele andere Thaten bekannt seyn, welche verächtlich werden, wenn sie die Liebe zur Triebfeder haben. Er wird sich also leicht für den Fehler hüten, welchen viele seiner Mitgesellen begehen, welche Helden bloß

um einer Schönen willen, Schlachten liefern, Städte belagern, und ganze Länder verwüsten lassen.

## §. 8.

Ein Roman muß ein Gedichte seyn, (§. 2.); man hat daher Ursache, sich zu bekümmern, wie es überhaupt eingerichtet werden müsse, und ob es nothwendig sey, daß es in allen Theilen erdichtet werde, oder ob man eine wahre Geschichte zum Grunde legen könne? Ich will hievon in den folgenden Sen die Regeln festsetzen. Das Wesen eines Romans erfordert, daß er also eingerichtet werde, damit der Leser nicht mit einer völligen Gewißheit beweisen kann, daß sich die erzählten Begebenheiten nicht auf unserer Erdkugel zugetragen haben (§. 2.). Derowegen muß sich der Dichter hüten, daß er überhaupt nichts erzähle, welches der Natur der Dinge auf unserer Erdkugel offenbar wiederspricht. Er muß seinen aufgeführten Personen nicht solche Eigenschaften und Neigungen beylegen, welche bey uns nicht gefunden werden. Würde er also dieselben in Ansehung der moralischen Eigenschaften über das Maaß der Menschen erheben, oder sie auch so lasterhaft fürstellen, daß man dazu hier keine Muster finden kann, so machet er sie den guten oder bösen Engeln ähnlich, und sündiget wider die vorher festgesetzte Regel. Daferne auf unserer Erdkugel alle Dinge in einer genauen Verbindung stehen, so muß auch überhaupt unter den erzählten Begebenheiten eines Romans ein Zusammenhang seyn. Keine darf daher den andern wiedersprechen, und überhaupt muß eine genaue Wahrscheinlichkeit beobachtet seyn. In dieser Welt hat der vorhergehende Zustand den Grund

von dem folgenden in sich, und man kann daraus erkennen, weswegen er so und nicht anders beschaffen ist. Dieses verbindet einen Dichter, sein Gedicht also einzurichten, damit die folgenden Begebenheiten aus den vorhergehenden können gerechtfertiget werden. Man irret sich demnach, wenn man meynet, daß in den Romanen eine willkürliche Ordnung statt habe. Der vorher angeführte philosophische Satz lehret uns auch, daß in den Romanen die Einheit müsse beobachtet werden; das ist, es muß eine solche genaue Verbindung unter den erzählten Begebenheiten seyn, daß nicht eine einzige hat können ausgelassen werden, wenn nicht das ganze Gedichte vieles von seiner Annehmlichkeit und Deutlichkeit hat verlieren sollen. Diese Regel zeiget dem Romanschreiber, wie er die Zwischenbegebenheiten einrichten müsse, die in dem Hauptgedichte eingeschaltet werden. Diese müssen nicht allein dienen, den Roman zu verlängern, sondern sie müssen nothwendige Erläuterungen entweder von den vorhergehenden oder nachfolgenden Begebenheiten in sich enthalten. Man kann daher leicht beurtheilen, ob eine Zwischenbegebenheit mit Recht da ist. Man darf sie nur im lesen überschlagen; kann alsdenn dennoch der Roman gut verstanden werden, so ist diese Zwischenbegebenheit als unnütz zu verwerfen. Es ist daher thöricht, wenn von einer ieden aufgeführten Person die Begebenheiten erzählet werden, welche derselben nach der Erdichtung des Dichters vorher begegnet sind, ehe sie in dem Romane erscheinet. Es ist zwar nothwendig, daß die Leser die Zufälle der Hauptpersonen wissen, weil diese das Wesentliche des Romans ausmachen; aber es muß die Lesern verdrüßlich machen,

wenn ihre Aufmerksamkeit unterbrochen wird, welche sie auf die Hauptgeschichte gerichtet hätten; und sie genöthiget werden, viele Bogen durchzulesen, auf welchen ihnen die Zufälle einer Person erzählet werden, welche fast alsobald verschwindet, als die Erzählung ihrer Begebenheiten geendiget ist. Die letzte Regel, die ich dem Romanschreiber bey der allgemeinen Einrichtung seines Gedichtes fürschreiben will, soll darinnen bestehen: Er muß zwar durch Beyspiele lehren; aber er muß sich hüten, weitläuftige moralische Betrachtungen zu machen. Er muß zu dem Verstande der Leser das Vertrauen haben, daß sie die Nutzanwendungen selbst machen werden. Die Sorgfart einiger Romanschreiber, da sie fast aus einer ieden Geschichte einen moralischen Satz ziehen, und denselben mit grossen Buchstaben drucken lassen, ist ihnen nicht rühmlich, man mag auch zur Ursache angeben, was man will. Denn entweder sie befürchten, daß der Leser, wegen Mangel der Einsicht, die Erzählungen, der Absicht gemäß, nicht anwenden werde; und alsdenn geben sie einen lächerlichen Hochmut zu erkennen, da sie sich alleine für verständig und weise halten. Oder sie sind bey sich überführet, daß die Moral in den Gedichten so versteckt sey, daß man sie nicht daraus ohne viele Mühe und Vernunft ziehen könne; aber dieses heimliche Geständniß kann sie auch zugleich lehren, daß sie nur schlechte Romanen geschrieben haben, und also ihre Schuldigkeit sey, dieselben zu verbessern, und also einzurichten, daß sie deutliche Beyspiele von beglückten Tugendhaften und gestraften Bösewichtern in sich enthalten. Endlich kann die Ursache dieser ausdrücklich gesetzten moralischen Sätze seyn, daß die Dichter ihre

Gelehrsamkeit an den Tag legen wollen; aber diese Auskramung geschiehet nicht zur rechten Zeit, und man erblicket an den Romanschreibern eine zu verspottende Pedanterie. Es ist in den Romanen nichts ekelhafter zu lesen, als die gelehrten Ausschweifungen. Der Leser will alsdenn durch Beyspiele, und nicht durch trockene Erinnerungen unterrichtet seyn. Dieses ist unter andern die Ursache, daß die vor kurzer Zeit aus der französischen Sprache übersetzte Geschichte der Herzoginn von Vaujour unangenehm zu lesen ist. Der Verfasser befleissiget sich ungemein, ein gelehrter Sittenlehrer zu scheinen; daher werden von ihm viele Betrachtungen gleichsam bey den Haaren herbey gezogen, welchen man an einem bequemern Orte ihre Schönheit nicht absprechen würde. Folgender Einwurf vertheidiget so wenig diesen Roman, als auch andere, die ihm ähnlich sind, wieder meine Beschuldigungen. Man wendet ein: die Romanen würden nur um des Frauenzimmers und derienigen Menschen willen geschrieben, welche nur sinnliche Fürstellungen lieben, und auch durch dieselben zur Tugend müssen geführet werden. Solche Menschen würden aber schwerlich die Verbindung unter den erzählten Begebenheiten, und den daraus flüssenden moralischen Wahrheiten erkennen, und sie wären schon mit den ersten, als den Schalen, vergnüget, und bemüheten sich nicht, den Kern zu bekommen. Es wäre daher nothwendig, daß die Romanschreiber diesen Unachtsamen zu Hülfe kämen, und dieienigen Lehren anzeigeten, um welcher willen die Romanen erdichtet werden. Ich gestehe, daß dieser Einwurf Grund haben würde, wenn zu der Erfindung der moralischen Wahrheiten

aus

aus den erdichteten Begebenheiten eine grosse Einsicht in den Zusammenhang der Wahrheiten erfordert würde. Aber was ist leichter als dieses, wenn nur der Roman gut geschrieben ist? Dem Leser werden die Handlungen einiger Personen fürgestellet, welche diese in gewisse Umstände versetzen, darinnen sie glücklich oder unglückselig sind. Welcher Schluß ist nun wol leichter, und der menschlichen Natur gemässer, als dieser: Jene Handlungen müssen nachgeahmet, und diese vermieden werden? Uebersteiget derselbe wol der Fähigkeit des geringsten Verstandes, und werden wir nicht fast gezwungen, denselben zu machen, weil wir einen unauslöschlichen Trieb haben, glückselig zu werden?

§. 9.

Es ist auch noch nothwendig zu untersuchen, woher die Materie zu den Romanen zu nehmen sey; ob der Dichter eine wahre Geschichte zum Grunde legen könne, oder ob sie völlig erdichtet seyn müssen? ferner, wenn ihm beides frey stehet, welches das Beßte sey? In der §. 2. festgesetzten Erklärung der Romane ist nicht bestimmet worden, ob sie völlige Erdichtungen, oder aus wahren und erdichteten Begebenheiten zusammengesetzet seyn müssen; deswegen ist kein Zweifel, daß beide Arten statt haben können. Es ist also nur noch zu untersuchen übrig, welche den Vorzug verdiene. Es ist dieses aber schwer zu bestimmen, indem eine iede Vortheile hat, die der andern fehlen. Wenn der Roman völlig erdichtet ist, so ist der Dichter der einzige Werkmeister der darinnen aufgeführten Personen; er hat also eine vollkommene Freyheit, denselben Eigenschaften und Neigungen beyzulegen, welche ihm belie-

ben. Er kann sie in die Umstände setzen, welche er zur Aufwickelung des Knotens für dienlich achtet, und darf sich nicht befürchten, daß man ihm einer Unwahrheit beschuldigen werde. Er erleichtert sich auch dadurch die Mühe, die er bey der Verfertigung eines Romans anwenden muß, indem er seine Geschöpfe nach seinem Belieben als tugendhafte oder gottlose dichten, und sie daher glückselig oder unglückselig fürstellen kann. Ein völlig erdichteter Roman erhält auch endlich die Leser sehr bey der Aufmerksamkeit, wenn nur dabey die übrigen guten Regeln beobachtet sind; denn ein ieder ist begierig, den Ausgang einer Geschichte zu wissen, die ihm völlig unbekannt ist. Im Gegentheil aber ist ein Romanschreiber viel mehr gebunden bey der Verfertigung eines Romans, der eine wahre Geschichte zum Grunde hat. Er ist zwar alsdenn nicht ein aufrichtiger Geschichtschreiber; aber er darf doch nicht den wahren Umständen einer Geschichte wiedersprechen, welche bekannt sind. Er würde dadurch fast alle Leser wieder sich aufbringen, welche ihn für einen unverschämten Lügner halten würden; und alsdenn könnte der verlangte Endzweck, nämlich die Besserung der Leser, nicht erhalten werden. Der Dichter muß sich also hüten, daß er in einem solchen von Wahrheit und Erdichtungen vermischten Roman, die aufgeführten Personen in die Zeiten, Länder und Umstände setze, in welchen sie nach aller Geständniß nicht gelebet haben. Es würde lächerlich seyn, wenn er den Julius Cäsar ruhig auf seinem Bette, mit vielen Mönchen umgeben, sterben liesse. Er muß ihnen auch die Eigenschaften beylegen, welche die Geschichtschreiber von denselben aufgezeichnet haben. Wenn

er einen edlen Römer verzagt, nur für sein eigenes Wol, und nicht für das gemeine Wesen sorgend, fürstellete, so würde es keinem vernünftigen Leser gefallen. Jedoch betrifft dieses nur die sich ausser der Sele offenbarenden Eigenschaften; denn diese werden uns nur durch die wahre Geschichte kennbar gemachet. Der Romanschreiber aber kann uns das Gemüte seiner Helden aufdecken, und die Bewegungsgründe zu ihren Handlungen vor Augen legen; es stehet demnach in seiner Gewalt, ob er sie als tugendhafte oder lasterhafte fürstellen will. In den Geschichtbüchern werden die Menschen nur unvollkommen abgeschildert. Diese verrichten viele Handlungen im verborgenen, aus welchen wieder andere Thaten entspringen, welche zuweilen einen Einfluß in die bürgerliche Gesellschaft haben. Ein aufrichtiger Geschichtschreiber weiß daher nicht von allen bekannten Handlungen die Ursachen. Diese leeren Plätze kann ein Romanschreiber erfüllen, und uns die berühmten Menschen in ihren Geheimzimmern und Schlafkammern fürstellen. Er kann eine lange Reihe von Ueberlegungen und Thaten erdichten, welche die Quellen von den grossen Verrichtungen gewesen sind, die von den Geschichtschreibern entweder so sehr gelobet oder getadelt worden sind. Man kann daher mit Recht behaupten, daß der Dichter da anfange, wo der Geschichtschreiber aufgehöret hat. Aber so schwer diese Verknüpfung der Wahrheit und Erdichtung ist, so groß ist auch der Nutzen, den ein solcher Roman verschaffet. Der Leser lässet sich eher durch die darinnen angeführten Exempel der Tugend und Laster bewegen, als wenn sie völlig erdichtet wären. Der Zweifel hält ihn nicht von der Nachahmung ab,

ob vielleicht der Dichter den Tugendhaften Belohnungen versprechе, welche auſſer den Romanen nicht gefunden werden. Er iſt ſchon überhaupt von der Wahrheit der Geſchichte überführet, und der Romanſchreiber ſetzet derſelben nur einige Umſtände hinzu, deren Falſchheit der Leſer nicht darthun kann, und welche alſo nicht die verlangte Würkung, ich meyne die Aufmunterung zur Tugend, hindern werden. Dieſes verſchaffet dieſer Art einen groſſen Vorzug vor den völlig erdichteten Romanen, und ein Dichter machet ſich durch Verfertigung derſelben das menſchliche Gemüte mehr verbindlich, als durch die zuletzt angeführten. Die Romanſchreiber müſſen aber dabey nichts ſo ſehr ſuchen, als die Leſer in den angenehmen Irrthum zu führen, daß ſie die erzählte Geſchichte für wahr halten. Die Erdichtung muß daher mit der Wahrheit auf das genaueſte verbunden werden, und eine muß der andern gleichſam die Hand bieten, ſo, daß bald die wahren Handlungen aus den erdichteten, und bald dieſe aus jenen ungezwungen begriffen werden können. Jedoch aber muß man nicht den Stoff zu ſolchen Romanen, aus der bibliſchen Geſchichte nehmen. Denn mich deucht, daß es mit der Ehrerbietung ſtreitet, welche wir der heiligen Schrift ſchuldig ſind, wenn wir die darinnen aufgezeichneten Begebenheiten mit unſern Erdichtungen vermiſchen. Die Abſicht wird auch dadurch nicht erhalten, welche wir haben, wenn wir eine weltliche Geſchichte zum Vorwurf eines Romans erwählen. Wir ſuchen alsdenn, durch die Erdichtungen dem Leſer deutlicher zu machen, als es durch die in den Geſchichtbüchern bekannt gemachten Umſtänden geſchehen kann, daß auf guten Handlungen gute,

und

und auf bösen böse Folgen kommen. Aber diesen Endzweck hat auch der Geist Gottes gehabt, als er die Geschichte in der Bibel aufzeichnen lassen. Hat denn dieser weiseste Geist nicht die beßten Mittel hiezu erwählet, und hat er nicht zureichende Umstände von den Begebenheiten, den heiligen Scribenten eingegeben? Würde es nicht verwegen und thöricht seyn, wenn der Romanschreiber Gott meistern, und noch Umstände zu den biblischen Geschichten erdichten wollte, um die Menschen besser zu den Tugenden anzureißen?

## §. 10.

Es sind noch zwey Stücke bey den Romanen zu betrachten übrig, nämlich die Beschaffenheit der darinnen aufgeführten Personen, und die Schreibart, deren sich der Dichter bedienen muß; von denselben will ich in diesem und dem folgenden §. die Regeln festsetzen. Die Menschen sind die Muster von den in den Romanen aufzuführenden Personen (§. 8.). Ein ieder von uns hat aber eine Vermischung von Neigungen, und einen gewissen Grad des Verstandes, so die Quellen unseren meisten Handlungen sind. Dieses Maaß der Seelenkräfte wird der Charakter eines Menschen genennet. Die Erfahrung lehret uns, daß wenn wir uns selber gelassen sind, und nicht zur Verstellung unsere Zuflucht nehmen, wir unsern Charakter niemal verleugnen werden. Ja so gar unter der Decke einer listigen Verstellung entdecket ein kluger Kenner des menschlichen Gemütes dennoch denselben. Diese menschliche Eigenschaft muß auch der Romanschreiber seinen erdichteten Personen beylegen. Eine iede von ihnen muß einen gewissen Charakter haben, aus welchen

chen die meisten Handlungen derselben zu begreiffen sind. Ein Roman ist zu verwerfen, in welchem den Personen entweder kein beständiger Charakter gegeben ist, oder in welchem sie ihrem einmal erhaltenen Charakter ausser der Verstellung wiedersprechen. Auch diese muß in dem Gedichte einen zureichenden Grund haben, damit nicht aller Wiederspruch mit der Verstellung beschöniget werden könne. Ja keine Person darf sich einer listigen Verstellung bedienen, als bey welcher die Geschicklichkeit dazu ein Stück des Charakters ist. Diese Bestimmung und genaue Beobachtung der einmal festgesetzten Charaktere ist das schwereste bey der Verfertigung eines Romans. Kein Dichter wird dabey Ehre einlegen, als nur der ein Aufmerker auf die menschlichen Handlungen ist. Er muß wissen, welche Bewegungsgründe bey diesem oder jenem Zustande der Seele, und bey einer gewissen Verbindung der äusserlichen Dinge die Oberhand bekommen. Ein Mensch, bey dem der Ehrgeitz die stärkste Neigung ist, muß ungemein kräftige Bewegungsgründe haben, und die ausser ihm vorhandenen Dinge müssen ihn fast nöthigen, wenn er sich vor seinem Feinde demütiget. Diesen Zwang aber bedarf ein Geitziger nicht, wenn er nur dadurch seine Reichthümer vermehren kann. Bey diesem muß hingegen die Liebe ungemein stark seyn, und diese muß aus seiner Seele fast alle andere Betrachtungen verjagen, wenn er sich entschlüssen soll, ein schönes aber armes Frauenzimmer zu heirathen. Eben so ist es mit einem Wollüstigen beschaffen; zu einigen Handlungen wird er schon durch seine Neigung beweget, zu andern aber gebrauchet er eine lange Ueberlegung. Diese verschiedenen Beschaffenheiten der

Menschen müssen auch die erdichteten Personen des Romanschreibers besitzen. Dieser muß die einer ieden derselben einmal gegebene Vermischung der Neigungen niemal aus den Augen setzen, und ihr nach stärkern Bewegungsgründen handeln lassen, wenn sie einer schwachen Neigung ein Genügen thun sollen, als wenn sie den bey ihr herrschenden Begierden folget. Aber auch der Stand eines Menschen hat einen Einfluß in seinen Charakter. Z. E. Ein König gedenket anders, und hat andere Begierden als ein Bauer, ob sie gleich einerley Vorwürfe haben; und ein Gelehrter oder Philosoph führet sich in einigen Begebenheiten anders auf, als ein Ungelehrter. Ferner sind die meisten Völker auch in ihren Charakteren unterschieden; einem Franzosen sind einige Tugenden und Laster eigen, welche bey den Deutschen nicht so häufig gefunden werden. Diese Personal- und Nationalcharaktere müssen auch bey den in den Romanen aufgeführten Personen gefunden werden. Eine iede von ihnen muß ihrem Stande und Geburt gemäß handeln, wenn der Dichter sie nicht in solche Umstände setzet, daß eine lange Gewohnheit und Verstellung sie ohne Verletzung der Wahrscheinlichkeit anders zu handeln beweget. Diese sorgfältige Beobachtung der Charaktere verbindet auch den Romanschreiber, daß er seine Personen ihren Leidenschaften gemäß redend einführe. Es ist bekannt, daß fast eine iede heftige Gemütsbewegung eine besondere Sprache erfordert; daher muß auch diejenige einer erdichteten Person in den Mund geleget werden, welche sich für ihren Charakter und Beschaffenheit des Gemütes schicket. Der Dichter erhält bey dem Leser viel, wenn er die Leidenschaften gut abschildert, und

seine Personen also reden lässet, wie es iene erfordern. Er setzet die Leser in gleiche Gemütsbeschaffenheiten, darinnen er seine Personen fürgestellet hat. Wenn ein Tugendhafter sich über sein Unglück beklaget, wieder die Abscheulichkeit der Laster eifert, betrübt und furchtsam ist, endlich sich fasset, in seinem ruhigen Gewissen und in Gott seinen Trost suchet und findet, so werden die Leser in ähnliche Leidenschaften versetzet. Eine lebhafte Abschilderung eines schleunigen Schreckens, der Furcht und Freude, würket in ihren Seelen eben den Zustand. Sie setzen sich in ihren Gedanken an die Stelle der aufgeführten Person, sie sehen derselben Glück und Unglück als das ihrige an, und werden mit ihr zornig, betrübt und freudig. Alsdenn kann sehr leicht der Endzweck der Romane erhalten werden. Der Leser hat schon mit der aufgeführten Person eine gemeinschaftliche Sache gemachet; er freuet sich also, wenn desselben Feinde gedämpfet werden, und sie eine ihrer Tugend würdige Belohnung bekommt. Sollte aber nicht die gleichsam unter ihnen aufgerichtete Freundschaft den Leser bewegen, seinem tugendhaften Freunde ähnlich zu werden? Und sollte nicht dadurch bey ihm die Tugend beliebt, und das Laster verhaßt gemachet werden? Aus diesem Grunde rathe ich einem Romanschreiber an, daß er nicht in seinem eigenen Namen die in dem Romane enthaltene Geschichte erzähle, sondern dieses eine von den darinnen aufgeführten Hauptpersonen verrichten lasse. Er hat alsdenn eine bessere Gelegenheit, die Leidenschaften abzuschildern, und solche Worte zu gebrauchen, welche auch die Gemüter der Leser in Bewegung setzen. Denn für den Charakter dieser Person schicket es sich, wenn sie uns den

Zustand ihres Gemütes bey ihren Glücks-und Unglücksfällen entdecket, wenn sie suchet, durch nachdrückliche Reden andere auf ihre Seite zu bringen, und bey ihnen ähnliche Leidenschaften zu erregen. Wir sind auch gewohnet, uns ehe zum Vortheil eines andern bewegen zu lassen, wenn wir von ihm selber seine Freude und Betrübniß erfahren. Noch ist eine Pflicht des Romanschreibers, daß er den Charakter von einer ieden Hauptperson den Lesern zuvor fürstelle, ehe er ihre Geschichte zu erzählen anfänget. Denn ein Roman soll wahrscheinlich seyn (§. 6.); die Handlungen der darinn aufgeführten Personen aber sind nur alsdenn wahrscheinlich, wenn sie ihren Charakteren gemäß sind. Wie können aber die Leser dieses beurtheilen, wenn ihnen dieselben nicht vor der Erzählung der Handlungen fürgestellet werden, sondern wenn sie den Charakter einer ieden Person aus den Handlungen erkennen müssen? Es ist demnach nothwendig, daß die Hauptpersonen vor der Erzählung ihrer Geschichte abgeschildert werden, damit man ihre Neigungen wisse, und dieselben als einen Probierstein ihrer Handlungen gebrauchen könne. Es ist diese Abschilderung der Seelenkräfte der Personen nöthiger, als die Gewohnheit der meisten Romanschreiber, da sie uns die Körper von ihren erdichteten Personen so sorgfältig abmalen. Man findet in den Romanen angemerket, ob eine Frauensperson schwarze oder blaue, grosse oder kleine Augen gehabt habe, und wie die Nase, der Mund, die Brust und Leibesstellung bey ihr beschaffen gewesen sey. Und diese Beschreibung wird oft mit solchen Worten fürgetragen, welche bey dem Leser eine, der Absicht der guten Romanen wiedersprechende Würkung hervorbringen. Ich

tadele eine solche Abschilderung nicht; denn die Schönheit oder Heslichkeit der in den Romanen aufgeführten Personen kann einen Einfluß in ihre Begebenheiten haben; alsdenn verschaffen die Beschreibungen derselben dem Gedichte eine Deutlichkeit, welche zum Verstande desselben erfordert wird. In diesem Falle sind sie in den Romanen zu dulden; aber ausser demselben schaden sie dem Endzwecke dieser Gedichte mehr, als daß sie denselben befördern sollten.

## §. 11.

Zulezt will ich noch kürzlich von der Schreibart eines vernünftigen Romanschreibers handeln. Diese darf nicht in dem ganzen Gedichte einförmig seyn, weil die Gedanken von unterschiedener Art sind, die er durch Worte anzuzeigen hat. Denn einmal ahmet der Romanschreiber einem Geschichtschreiber nach, und erzählet uns Begebenheiten in einer ungebundenen Rede (§. 2.); hernach aber suchet er die Gemüter der Leser zu bewegen; er malet ihnen deswegen die Gemütsbewegungen seiner aufgeführten Personen ab, und lässet diese ihren Leidenschaften gemäß reden (§. 10.). In beiden Fällen aber darf er sich nicht einerley Schreibart bedienen. Denn die Erzählungen erfordern einen leichten und deutlichen Fürtrag, welcher weder aus hohen noch gar zu niedrigen Worten bestehet. Zur Erregung der Leidenschaften aber sind erhabene Ausdrücke und lebhafte Abschilderungen der Gemütsbewegungen nöthig; und alsdenn muß auch der Romanschreiber ein Redner seyn. Es ist an ihm zu tadeln, wenn er seine Erzählungen mit vielen Metaphern und Gleichnissen auszieret, und sie darinnen gleichsam einhüllet; diese sind aber dem Romane

mane eine Zierde, wenn die Leidenschaften der Leser sollen erreget werden. Jedoch müssen einige allgemeine Fehler in beiden Fällen zugleich vermieden werden. Schwülstige Worte, zuweitgesuchte Metaphern, eine unordentliche Wortfügung, der Mischmasch in den Sprachen, sind in allen Schriften zu verwerfen, und also auch vornämlich in den Romanen, weil sie von vielen gelesen werden, um sich eine gute Schreibart anzugewöhnen. Man muß sich verwundern, daß, da die Liebe zu unserer Muttersprache bey uns fast allgemein geworden ist, dennoch die wenigsten von unsern Romanschreibern den Fußstapfen so vieler redlichen Patrioten gefolget sind. Mir ist kein Roman bekannt, den man als ein Muster einer regelmässigen deutschen Schrift ansehen könnte, wenn ich die von dem geschickten Herrn M. Bärmann übersetzte Ruhe des Cyrus ausnehme. Man hat mir zwar die vor kurzer Zeit übersetzte Geschichte des Dechanten von Killerine wegen ihrer guten Schreibart angepriesen, weil ich aber dieselbe noch nicht gelesen habe, so will ich sie so wenig unter die schlechten, als guten deutschen Schriften zählen.

## III.

## Christian Körber,

Past. und Superint. zu Lobenstein

## Von dem wahren Ursprung des deutschen Wortes Kirche.

Es gab der Herr Verfasser im Jahr 1725. des berühmten Gerhard von Mastricht Historie der canonischen Bücher heraus.

Es gefiel ihm, in der Vorrede zu diesem Werkgen uns seine Gedanken von dem Ursprung des deutschen Wortes Kirche mitzutheilen. Vielleicht wird diese etymologische Muthmassung von den wenigsten unsrer Leser an dem Orte gesuchet, welchen der Herr Körber ihr angewiesen hat. Wir wollen sie deswegen allhier wiederholen, weil sie doch ohne das nur ein paar Octavseiten einnimt.

Das griechische Wort ἐκκλησία zeiget, vermöge seiner Abstammung, einen Haufen an, der aus einem grösseren ist herausgerufen, abgesondert und erwählet worden. Diese Bedeutung kömmt mit dem eigentlichen Wesen der Gemeine Jesu vortrefflich überein. Die Lateiner haben deswegen dieses Wort von den Griechen beybehalten, weil sie vielleicht in ihrer Sprache kein Wort gefunden, welches das Nachdrückliche des Griechischen so eigentlich anzuzeigen vermögend gewesen wäre.

Wie stehet es nun aber mit unsern Deutschen? Dem ersten Ansehen nach scheinen sie wenig bemühet gewesen zu seyn, den Nachdruck des griechischen Wortes auch in ihrer Sprache beyzubehalten; indem sie sowol dem Haufen der Verehrer Jesu, als auch dem Gebäude, welches zur Versammlung derselben bestimmet ist, den Namen der Kirche gegeben haben. Denn nach der gemeinen Muthmassung der Gelehrten wird dieses Wort entweder aus dem Griechischen, oder aus der ebräischen Sprache hergeleitet. Nach keiner von beiden Abstammungen aber kömmt es mit der Bedeutung des Wortes ecclesia überein. Nach der Etymologie des Herrn Muhlius würde das Wort Kirche dem Worte ecclesia noch am nächsten kommen; indem er es von dem

ebräi-

ebräischen Worte קרא herzuleiten suchet (*). Nimt man aber mit dem Herrn Eccard (**) das Griechische κυριακη zum Stammworte an, so würde das Wort Kirche nichts weiter bedeuten, als eine Versammlung, die unter einem gewissen Oberhaupte stehet.

Der Herr Körber ist daher der Meynung, daß das Wort Kirche nicht nur ursprünglich ein deutsches Wort sey; sondern auch eine gleiche Bedeutung und einen gleichen Nachdruck mit dem griechischen Worte ecclesia habe. Denn kieren, oder kiren und kiesen heisset bey den Deutschen so viel, als erwählen; so wie Kir, Kier und Kur eine Wahl anzeiget. Dieß beweiset annoch das Wort Kur-Fürst. Es ist auch dieses eine bey den Deutschen bekannte Redensart, nach welcher den jüngsten Söhnen das Recht, die von den Vätern hinterlassene Landgüter in Besitz zu nehmen, mit diesen Worten zugesprochen wird: der älteste Sohn schlägt das Gut an, der jüngste aber hat die Kier; d. i. er hat die Wahl, entweder den angeschlagenen Preis, oder auch das Gut selbst zu nehmen. Wenn die Voigtländer etwas nennen wollen, das vor andern Sachen ist erwählt worden, so sprechen sie: das ist ausgekiert; welches von den Meißnern und andern Deutschen so ausgedruckt wird: das ist auserkoren. Dahin gehört der Ausdruck Kir-Worte, d. i. auserlesene Worte. Ja es scheinet, als ob von diesem Stammworte auch die Wörter Kern, Korn und Küris oder eigentlicher Kierüst, müssen hergeleitet werden. Kirich und Kiriche ist demnach mit dem Worte ecclesia vollkommen einerley; indem beide eine vor andern aus-



(*) Siehe die Bibl. Brem. Cl. III. Fasc. VI. n. 7.
(**) Ibid. Class. II. Fasc. II. n. 3.

erwählte Sache anzeigen. Daß aber das heutige Wort Kirche von den Alten sey Kiriche geschrieben und ausgesprochen worden, solches beweisen die Ueberbleibsel dieser alten Sprache; in welchen man, wie Diecmann (*) anmerket, das Wort Chirihha findet. Dieses Chirihha aber ist mit unserm Worte Kirche einerley. Denn wer die Schreibart der Alten einigermassen kennet, der wird wissen, daß die Buchstaben ch, k, g, und c von den Schreibern beständig im Anfange der Wörter sind verwechselt worden; so wie sie in der Mitte und am Ende der Wörter sehr oft die Buchstaben h h anstatt ch zu setzen gewohnt gewesen sind. Diecmann will zwar das Wort Chirihha trennen; er versteht durch die Sylbe Chi den Artikel, durch rihha aber das Wort Reich: und glaubet, das Wort Kirche ziele auf das besondere Reich Jesu. Allein wer siehet nicht, daß dieses gar zu gezwungen ist? Nimt man hingegen das Wort Kir und Kiren zum Stammworte an, so ist alles ohne Schwierigkeit.

# IV.

## Gedanken von der höckerichten Schreibart in der Poesie, in einem Schreiben an den Herrn ***

Mein Herr.

Ich habe Ihre vernünftige Beurtheilung des übergesandten Trauerspiels mit Vergnügen gelesen.

Ich

(*) Siehe dessen Inquisit. in genuinos natales vocis Teuton. Kirche.

Ich würde Ihnen die wenigen Zweifel, die mir noch bey einigen Stellen eingefallen sind, eröffnen, wenn ich nicht bereits diese Blätter zu einem andern Innhalte bestimmet hätte. Ich folge hierinn Ihrem Befehl. Sie haben mir aufgetragen, mich über den Ausdruck einer höckerichten Schreibart näher zu erklären, welchen ich in meinem letzten Schreiben gebrauchte, da ich Ihnen meine Meynung von dem Gedichte des Herrn N. N. sagen mußte. Ich bin demnach diese Erklärung, welche ich Ihnen hiemit liefere, theils Ihrem Befehl, theils meiner eigenen Rechtfertigung schuldig.

Ich muß Ihnen nur so fort Anfangs, ehe ich mit Ihnen weiter rede, mein Herr, sagen, was ich unter dem Ausdruck einer höckerichten Schreibart wolle verstanden wissen. Sie ist meinem Begriffe nach: **der Vortrag ungleicher Gedanken, welche bald der Natur ihres Vorwurfs gemäß sind, bald nicht mit derselben übereinstimmen.**

Sie werden ohnstreitig darinn mit mir eins seyn, daß die Schönheit unsers Vortrages auf die Schönheit und Richtigkeit unsrer Gedanken ankomme. Wird der Dichter von seinem Vorwurfe wahrhaftig, edel und lebhaft gerührt, so ist es nicht anders möglich, seine Ausdrücke müssen alsdann gleichfalls seinem Vorwurf gemäß gerathen. Wer zärtlich gedenkt, dem ist es ohnmöglich, kalt und trocken zu schreiben. Erhabene Gedanken lassen sich ohnmöglich in einen matten und kriechenden Vortrag einkleiden. Ich halte es nicht für nöthig, Ihnen zu sagen, daß ich von einem Dichter rede, welcher der Sprache, darinn er schreibet, vollkommen mächtig ist, und dieselbe, wie wir zu reden pflegen, in seiner völligen Gewalt hat. Dieses verstehet sich von

selbsten. Die Worte sind Zeichen unsrer Gedanken, und müssen also denselben vollkommen ähnlich seyn. Wie ist es aber möglich, bequeme, richtige und eigentliche Zeichen der Gedanken zu wählen, wenn uns dieselben entweder ganz unbekannt sind; oder wenn wir sie nur aus der Sprache des Pöbels gelernet, und uns nimmer um die wahre und richtig bestimmte Bedeutung derselben bekümmert haben? Dieß ist ein unerkannter Fehler manches Gelehrten, der in seiner Jugend vielleicht aus Faulheit, in seinen reiferen Jahren aber aus eitelem Stolz, die Erlernung, nicht nur fremder Sprachen, sondern wol gar seiner Muttersprache, verabsäumet hat. So schwer es diesem fällt, seine Gedanken richtig, bequem und verständlich auszudrucken; so leicht, so natürlich ist solches hingegen demjenigen, der sich von jeher, die Bedeutung der Wörter richtig zu bestimmen, gewöhnet hat. Seine Worte verdienen allemal mit dem höchsten Rechte den Namen der eigentlichsten und richtigsten Zeichen seiner Gedanken; denn gerade so wie er denket, gerade so redet, so schreibet er. Ich erinnere mich eines Einwurfs, mein Herr, den sie mir nothwendig machen werden. Sie werden sich auf einen schlechten Uebersetzer berufen, durch welchen auch die feurigsten, die stärksten, die erhabensten Gedanken des Originals, kalt, matt und kriechend gemacht würden. Allein dieser Einwurf trifft mich gar nicht. Ich rede von dem Ausdruck unsrer eigenen Gedanken, die aus uns selbst geboren werden. Hätte der Uebersetzer, wie er billig hätte thun sollen, eben so feurig, stark und erhaben, als der Verfasser des Originals gedacht; so würde er auch nothwendig eben so feurig, stark und erhaben, als der Verfasser des Originals geschrieben haben.

Wenn aber ienes fehlet, so kann dieses ohnmöglich ersetzet werden; und wenn der Dichter auch alle Florilegia und Aeraria poetica vor sich hätte. Ich werde daher, bey Beurtheilung der höckerichten Schreibart, mehr auf die Gedanken, als auf den Ausdruck des Poeten sehen. Jene machen doch den wahren Körper aus; dieser ist nur an statt der übergeworfenen Kleidung. Und der natürliche Höcker eines Menschen wird sich nicht verbergen können, wenn er gleich mit einem Kleide bedeckt würde, das nach der allerneuesten parisischen Mode gemacht wäre.

Den Vortrag solcher Gedanken, die der Natur ihres Vorwurfs gemäß sind, nennen wir eine gute Schreibart. Es müssen daher, nach meiner gegebenen Erklärung, in einem höckerichten Gedichte auch Stellen einer guten Schreibart anzutreffen seyn. Sie werden daraus schlüssen, mein Herr, daß ich der höckerichten Schreibart einen Vorzug vor derienigen Schreibart zuerkenne, welche man überhaupt schlecht nennet. Sie urtheilen auch ganz recht. Ich bestimme iener Schreibart vor dieser nicht nur einen Vorzug, sondern einen ganz grossen Vorzug. Ein schlechter Poet denket niemals der Natur seines Vorwurfs gemäß. Er denket beständig falsch, unnatürlich und ungereimt. Er beobachtet also in seiner Art, eine ebene und sich immer gleiche, das ist, eine beständig schlechte Schreibart. Ich kann sie daher, meiner Erklärung nach, ohnmöglich höckericht nennen. In derselben muß sich eine Abwechselung einer guten und schlechten Schreibart befinden. Ja noch mehr: in einem höckerichten Gedichte müssen sich mehr gute, als schlechte Stellen antreffen lassen; zum wenigsten muß sich ihre Anzahl gleich seyn. Hier

rechtfertiget mich das Wort höckericht in seiner eigentlichen Bedeutung. Wir brauchen dieses Wort nicht, wenn nur allein Berge und Thäler, ohne daß irgends eine Ebene darzwischen kömmt, sich in einer Gegend abwechseln. Wir nennen sie nur alsdann höckericht, wenn sich in einer angenehmen Fläche hie und da kleine Hügel hervor thun, die sich noch einigermassen übersehen lassen. Ich weiß schon, Sie werden sagen: auf der Art werden wenige Dichter von einer höckerichten Schreibart freygesprochen werden können. Sie müssen ihre Gefahr stehen, mein Herr; genung, daß sie gleichwol weit hinauf über die schlechten Dichter gesetzet werden. Sie haben die näheste Hoffnung, die oberste Stelle zu erhalten.

Der Einwurf, den Sie mir in Ihrem Schreiben, vielleicht im Scherze, gemacht haben, wird wol bereits gehoben seyn. Sie glaubten, ein höckerichtes Gedichte sey, meiner Meynung nach, schlechthin dasienige, in welchem man unterschiedene Gattungen der Schreibart anträffe. Hieraus ist bey Ihnen die Muthmassung entstanden, ich würde entweder die bekannte dreyfache Eintheilung einer guten Schreibart verwerfen; oder zum wenigsten nicht zugeben wollen, daß alle drey Arten in einem einzigen Gedichte könnten angebracht werden. Sie halten mir daher das Heldengedicht und das Trauerspiel für. Allein mit wem haben Sie wol gestritten, mein Herr? Mit mir gewiß nicht. Ich bin mit Ihnen vollkommen einerley Meynung. Ich habe das Höckerichte eines Gedichts keinesweges bloß in dem Unterschied der Schreibart gesetzet. Lesen Sie meine Erklärung. Nach derselben werden die drey Gattungen einer guten Schreibart ganz wol in einem einzigen Gedichte

dichte abwechseln können, und es wird doch deswegen noch keine höckerichte Schreibart entstehen dürfen. Kann nicht eine iede Gattung nach den Regeln der Kunst erforderlich, und der Natur des in dem Gedicht abwechselnden Vorwurfs gemäß seyn? Dieses aber ist ja der eigentlichste Begriff von derienigen Schreibart, welche wir gut nennen. Es hat sich demnach kein Dichter zu befürchten, höckericht zu schreiben, so lange er nur der Natur seines Vorwurfs gemäß denket; und wenn er um deswillen auch noch so oft mit den Gattungen einer guten Schreibart abwechseln muß.

Ist dieses noch nicht genug, mein Herr, so will ich noch mehr sagen. Sie haben mich beschuldiget, als ob ich nicht zugeben wollte, daß unterschiedene Gattungen einer guten Schreibart in einem einzigen Gedicht angebracht werden dürften. Dieses ist so weit gefehlt, daß ich so gar einige Arten der Gedichte eben alsdann höckericht nennen würde, wenn der Dichter in denselben durchgehends eine einzige Schreibart, und wenn sie auch an und für sich gut wäre, hätte herrschen lassen. Ich will hier gleichfalls nur von dem Heldengedicht und dem Trauerspiel reden. Sie sind zwar mit mir eins; ich muß es Ihnen aber doch dem ohngeachtet beweisen. Mir ist daran gelegen; und Sie werden daraus sehen, daß ich es ernstlich meyne. Wie lächerlich würde nicht der Poet werden, wenn er in einem Trauerspiel alle Personen entweder gleich niedrig, oder gleich sinnreich, oder gleich erhaben und prächtig wollte reden lassen? Würde er nicht an einigen Orten nothwendig die Natur beleidigen müssen? und hätte ich alsdenn nicht Recht, seine Schreibart höckericht zu nennen, sie möchte sich sonsten so ähnlich sehen, wie sie immer wollte? Wie prächtig

und

und erhaben muß nicht gemeiniglich auf der Bühne die Sprache der Helden seyn? Man lasse sie aber von einem zärtlichen Schmerzen gerühret werden, so werden sie sich in ihren Klagen eben so ausdrücken, wie andere Menschen.

Et tragicus plerumque dolet sermone pedestri
Telephus & Peleus.

Und wie oft muß der Poet auch Personen auf der Bühne reden lassen, die eines ganz geringen Standes sind. Werden denn dieselben mit seinen Helden eine gleiche Sprache führen?

Si dicentis erunt fortunis absona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.
Interetit multum, Dauusne loquatur, an Heros.

Mit einem Heldengedicht hat es eben die Beschaffenheit. Der Poet hat daselbst nicht nur Gelegenheit, alle Gattungen einer guten Schreibart anzubringen, sondern er ist auch dazu verbunden. Bald redet er selbst; bald reden seine Helden; bald andere geringere Personen; und wie vielfältig sind nicht die Gemütsbewegungen, in welche seine Helden gesetzet werden? Bald will der Dichter nur bloß erzählen; bald mischt er Lehren ein; bald will er die Einbildungskraft seiner Leser belustigen; bald will er sie bewegen. Man wird ohnmöglich läugnen, daß der Poet aller dieser Vorwürfe bey einem Heldengedicht gewärtig seyn müsse. Ein ieder von diesen Vorwürfen aber erfordert eine besondere Art zu denken; und nach unsern Gedanken richtet sich nothwendig unser Ausdruck. Er wähle sich eine Art zu denken und sich auszudrucken, welche er will; bey einer durchgängigen Beobachtung derselben ist eine höckerichte Schreibart

unver-

unvermeidlich. Denn eine einzige Gattung kann ohnmöglich der Natur so vieler unterschiedener Vorwürfe gemäß seyn. So bald aber die Aehnlichkeit unserer Gedanken, und folglich auch unsers Ausdrucks, mit der Natur unsers Vorwurfs aufhöret; so bald verfallen wir in eine Schreibart, welche nach meiner Erklärung den Namen einer höckerichten verdienet.

Dieienigen Stellen, welche unter andern guten Stellen eines Gedichts das Höckerichte desselben ausmachen, stimmen mit der Natur ihres Vorwurfs nicht überein, und gehören eben deswegen zu der schlechten Schreibart. Dahin gehören sie aber entweder allemal, oder nur unter gewissen Bedingungen. Mancher Ausdruck kann der Natur seines jetzigen Vorwurfs ganz zuwieder seyn; mit der Natur eines andern Vorwurfs aber vortrefflich übereinstimmen. An ienem Orte wird er zur schlechten, an diesem aber zu der guten Schreibart gerechnet. Nach diesem Unterschied will ich das Höckerichte eines Gedichts beurtheilen. Es entstehet dasselbe, entweder, wenn man eine Schreibart, die allemal schlecht ist, mit einer guten abwechseln läßt; oder aber, wenn eine an sich zwar gute Schreibart, doch an einem ganz unrechten Orte angebracht wird. Ich will von beiden Fällen reden.

Sie werden auf die folgenden Verse des Claudians nichts zu sagen haben, ehe Sie sich erinnern, an welchem Orte sie der Poet angebracht hat:

Inferni raptoris equos, affataque curru
Sidera Tænario, caligantésque profundæ
Junonis thalamos audaci promere cantu
Mens congesta iubet. Gressus remouete profani.

Jam

Jam furor humanos noſtro de pectore ſenſus
Expulit, & totum ſpirant præcordia Phœbum.

Hat dieſe Stelle nicht alle Eigenſchaften einer prächtigen Schreibart? Die Gedanken ſind lebhaft, neu, unerwartet, verwegen und doch nicht falſch. Iſt es demnach nicht Schade, daß man dieſe Stelle dem ohngeachtet verwerfen, und ſie für höckericht erklären muß? Warum das? werden Sie fragen. Darum, mein Herr, weil ſie der Natur ihres Vorwurfs nicht ähnlich iſt. Sie wiſſen, es iſt dieſes der Anfang von dem Raub der Proſerpina, dem Heldengedicht des Claudians. Wie wenig aber ſtehet es einen Poeten an, mit einer ſolchen Entzückung den Anfang eines Heldengedichts zu machen? Horaz hat es uns verboten, und den Mävius bereits ausgelacht, der es doch noch lange nicht ſo arg gemacht hatte.

Nec ſic incipies, ut ſcriptor cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo & nobile bellum!
Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

Sie ſind vielleicht nicht mit dem dictatoriſchen Ausſpruch des Horaz zufrieden; ich muß Ihnen demnach die Sache beweiſen. Eine hiſtoriſche Erzählung erfordert eine ungekünſtelte Schreibart. Sie haſſet alle weitgetriebene Gleichniſſe, verwegene Metaphoren, und uneigentliche Redensarten. Gebraucht ſie etwas von dieſem Schmuck, ſo gebraucht ſie ihn doch ſelten und ſparſam. Man muß die Natur nicht kennen, wenn man dieſes läugnen will. Denn da die Abſicht einer hiſtoriſchen Erzählung nur dieſe iſt, uns deutliche Begriffe von den geſchehenen Sachen beyzubringen; ſo können die Worte, unter welchen dieſelben vor-

vorgetragen werden, niemalen gar zu eigentlich seyn, sintemalen ein Dichter sich bey dem allen doch genugsam von einem prosaischen Historienschreiber wird zu unterscheiden wissen. Da nun aber der Poet in dem Anfange eines Heldengedichts nicht einmal die Absicht hat, zu erzählen, sondern nur bloß, zu sagen, was er erzählen werde; um wie vielmehr ist er denn wol nicht verbunden, eine eigentliche und ungekünstelte Schreibart zu führen. Ich habe noch einen Grund übrig, der dem Dichter verbietet, sowol in seinen Erzählungen überhaupt, als auch in dem Anfange eines Heldengedichts besonders, prächtig oder wol gar pathetisch zu schreiben. Ich habe schon vorhin angemerkt, wie vieler Vorwürfe der Dichter bey einem Heldengedicht gewärtig seyn müsse, und in wie mancherley Gemütsbewegung er seinen Helden aufzuführen habe. Dieses letzte ist nicht so gar leicht. Eine Leidenschaft, einen Charakter anzunehmen, der uns sonsten gar nicht natürlich ist; dazu gehöret schon eine ganz besondere Kunst. Der Dichter muß in die Verläugnung aller eigenen Leidenschaften treten können, er muß alle Gemütsbewegungen gleichsam sparen, damit er desto besser im Stande sey, sich in dieienigen Affecten zu setzen, die nach den unterschiedenen Vorwürfen seines Gedichts erforderlich seyn werden. Denn wie wird ihm dieses letztere möglich seyn, wenn er als Dichter bereits, als blosser Geschichtschreiber schon, auf seine eigene Rechnung, in einer völligen Entzückung und in einer poetischen Raserey stehet? Da werden ihm alle Vorwürfe gleich seyn; da werden alle seine Helden mit ihm eine gleiche Sprache führen. Aeneas mag beten, zürnen, klagen, oder erzählen; die Juno mag

rasen,

rasen, oder den Aeolus um Hülfe anflehen; dem Dichter wird alles einerley seyn, und sie werden alle in seiner Sprache reden. Es wird ihm gehen, wie dem Herrn von St. Evremond (*) bey Verfertigung der Trauerspiele. Die Helden werden sich zu den Charakter des Dichters herunter lassen müssen, anstatt daß sich der Dichter bis zu den Charakter der Helden hätte erheben sollen. Ist dieser Grund nicht wichtig genug, mein Herr, den Dichter zu verpflichten, sich, wenn er in seiner eigenen Person redet, aller prächtigen und pathetischen Schreibart zu enthalten? Sein eigener Affect wird ihn sonsten dahin reissen, wie

(*) Er bezeuget aus seiner eigenen Erfahrung, wie schwer es einem Dichter ankomme, seine eigene Gemütsart zu verläugnen, und einen fremden Charakter anzunehmen. J'ai eu dessein autrefois, schreibt er, de faire une Tragedie, & ce qui me faisoit le plus de peine, c'êtoit de me défendre d'un sentiment secret d'Amour-propre, qui nous laisse renoncer difficilement à nos qualités pour prendre celles des autres. Il me souvient que je formois mon Caractére sans y penser, & que le Héros descendoit insensiblement au peu de mérite de Saint Evremond, au lieu que Saint Evremond devoit s'élever aux grandes vertus de son Héros. Jl êtoit de mes passions comme de mon Caractére; j'exprimois mes mouvemens voulant exprimer les siens. Si j'êtois amoureux, je tournois toutes choses sur l'amour; si je me trouvois pitoyable, je ne manquois pas de fournir des infortunes à ma Pitié: je faisois dire ce que je sentois moi-même; & pour comprendre tout en peu de mots, je me représentois sous le nom d'autrui. Man sehe dessen Oeuvres Melées T. III. p. 83. à Londres 1708.

wie wir dieses durchgehends an dem Exempel des Claudians sehen.

Ich habe mich fast zu lange bey einer einzigen Stelle aufgehalten; doch die Wichtigkeit der Sache, davon ich geredet habe, mag mich entschuldigen. Ich will nunmehro die Exempel aus unsern deutschen Dichtern entlehnen. Hier haben Sie eine Probe von der Postelschen Poesie; Sie müssen aber noch nicht wissen, an welchem Orte der Poet dieselbe angebracht habe:

Ich hielt in diesem allen
Mich einer Schwalbe gleich, die sich dem greisen Jahr,
Das keine Nahrung hegt, mit ihrer Schwitzerschaar
Zu rechter Zeit entzieht; die, wann die Brut aus Norden
Mit Reif und Flocken herrscht, unsichtbar ist geworden,
Und sich dem Lenzen spart; dann aber, wann der West
Den linden Odem haucht, sich wieder spüren läßt
In der entwölkten Luft.

Sie werden an diesem Gleichnisse wenig oder gar nichts auszusetzen haben. Die darinn herrschende natürliche Beschreibung wird Ihnen nothwendig gefallen; wo Ihnen nicht vielleicht das greise Jahr und die Brut aus Norden anstössig scheint. Doch auch diese Gedanken lassen sich noch rechtfertigen. Allein was werden Sie urtheilen, wenn ich Ihnen sage, daß der Dichter dieses weitläuftige Gleichniß mitten in eine Erzählung eingemischt habe? was werden Sie urtheilen, wenn ich Ihnen sage, daß der Grosse Witrekind selbst, der Held des Postels, die redende Person sey? In den Erzählungen, in den Gesprächen mit unsern Freunden, gebrauchen wir freylich auch bisweilen Gleichnisse. Allein sie sind ganz kurz; wir machen

keine weitläuftige Ausdehnung; wir führen sie mit ein paar Worte, bisweilen mit einem einzigen Worte, an. Hätte der Dichter hier der Natur nicht folgen müssen, da er ia seinen Held nicht als einen Redner aufführet, sondern ihn mit seinem Freunde, dem Dänischen Könige, im Kabinet reden läßt? Gesetzt aber, dieses liesse sich noch rechtfertigen; wie schlecht schickt sich doch dieses Gleichniß von einer Schwalbe auf seinen Held, den grossen Wittekind! Wäre hier die Rede von einem Bürger und Einwohner eines mit Krieg überzogenen Landes, der bey währenden Kriegsunruhen, sein Leben und seine Baarschaft zu retten, in ein fremdes Land flüchtet, und nach hergestelltem Frieden wiederum in sein Vaterland zurück kömmt; so hätte von demselben nichts natürlicher gesagt werden können. Allein wie unnatürlich, wie niedrig, wie unanständig ist es nicht im Gegentheil für einen Helden, der sein Blut und Leben für die Wolfart des Vaterlandes waget; dabey aber unglücklich ist und geschlagen wird; sich darauf mit dem ihm übrig gebliebenen Theile seiner Macht zurück ziehet; doch in keiner niederträchtigen Faulheit, in keiner müssigen Hoffnung besserer Zeiten, zu welchen man nicht das geringste beyträgt, liegen bleibet; sondern sich verstärket, und abermal mit erneueten Kräften auf die Feinde loßgehet? Wie lächerlich ist hier nicht das Gleichniß von einer Schwalbe angebracht, die vor ihrem hereinbrechenden Feinde fliehet, in einem unempfindlichen Zustande beliegen bleibet, und allererst bey guten Tagen, wenn keine Feinde weiter zu sehen sind, wiederum hervor kömmt? Wären aus der ganzen Erzählung Wittekinds nur die häufigen Gleichnisse und die weitläuftigen

tigen Beschreibungen theils weggeblieben, theils enger eingeschränket; so würde man nicht viel daran zu tadeln finden. Der Anfang hat alle Eigenschaften einer guten und natürlichen Erzählung.

Ich darf nur meinen Feind, den Franken-König nennen:
So, glaub ich, wirst du schon zum Theil mein Unglück kennen,
Weil in der ganzen Welt sich schon dieß Sprüchwort findt:
O weh den Völkern, die der Franken Nachbarn sind!
Du weißt, mit welcher Treu dem Dagobert gedienet
Der tapfre Sieghard, als die Sklaven sich erkünet,
Zu gehn ins deutsche Reich: du weißt, durch welche List
Hernacher Sachsenland von ihm bezwungen ist.
Ließ er in Sachsen nicht ohn Unterschied ermorden,
Was länger als sein Schwerdt war angetroffen worden?
Und das von solcher Wut u. s. f.

Doch ich muß näher auf unsere heutige Dichter kommen. Ich würde bey keinem unter ihnen einen grösseren Vorrath höckerichter Stellen antreffen, als bey dem Herrn Hofrath Pietsch, und zwar nirgends häufiger, als in seinen Trauergedichten. Die prächtige und hohe Schreibart ist diesem Manne gar zu natürlich gewesen; und er hat sich von dem starken Feuer seiner Einbildungskraft beständig hinreissen lassen. Man muß ihm daher nicht so sehr dieses verdenken, daß er in Elegien unnatürlich geschrieben; als nur dieses, daß er Elegien geschrieben hat. In dem Trauergedichte auf seine Liebste sind viele unvergleichliche Stellen. Ich will einige anführen. Er hat sich, wie seine Doris gestorben, aufs Bett geworfen, und hier beschreibt er das um ihn herum schallende traurige Getümmel wegen Bestellung der Leiche, und seine eigene Herzensangst dabey.

Ich schlug die Augen auf und sah den Himmel an;
Allein er blendet mich, daß ich nicht sehen kann,
Von oben schrecket mich dein Blick, erzürnter Himmel,
Zur Seiten ängstet mich ein langes Traurgetümmel,
Ein ungewohnter Lerm erfüllt mein stilles Haus,
Man sucht das Leichgeräth, man lauft bald ein bald aus,
Und endlich hör ich selbst, zu Reitzung meiner Plagen,
Sie selbst (ich sterbe noch) auf ihrem Leichbrett tragen.
Und ich verberge mich und decke mein Gesicht,
Mein zartes Herz verträgt den grausen Anblick nicht,
Ich sinke wieder hin.

Der Ausdruck: ich höre sie tragen; ist unvergleichlich gewählt, das Zärtliche eines Schmerzens zu entwerfen, der sein Unglück anzusehen alle Herzhaftigkeit verloren hat. Ich könnte noch aus dem folgenden einige schöne Stellen hersetzen; Allein ich weiß, Ihre Hochachtung, mein Herr, für den Herrn Piersch wird mehr an schlechten, als an schönen Stellen in seinen Gedichten zweifeln. Ich will in dem gegenwärtigen Gedichte nicht weitläuftig herum suchen, Ihnen zu beweisen, daß es höckericht sey. Ich finde so fort im Anfange ein Gleichniß und eine Beschreibung von sechszehn Zeilen. Lesen Sie selbiges, erinnern Sie sich dabey, daß Sie es in einem Trauergedichte lesen, und eröffnen mir alsdann ihr Urtheil darüber. Hier haben Sie die Stelle; ich werde weiter nichts hinzusetzen.

Wie, wenn vom Abend sich die schwarze Luft erhebt,
Und unser Ungelück in Donnerwolken schwebt,
Uns in der stillen Nacht ein lautes Wetter wecket,
Und, wenn es höher steigt, durch scharfes Knallen schrecket,

Bis der verschloßne Stral der Wolken Riß durchfährt,
Das Haus in Flammen setzt, durchdringt, zerschmelzt, verzehrt,
Mit krachender Gewalt zermalmet und zerschläget,
Bis, was der Keil noch schont, der Schrecken niederleget.
Und denn der blasse Mann betäubt zu Boden fällt,
Den man vom Stral gerührt und schon zerschmettert hält,
Der, wenn der Schlag vorbey, doch nicht die Glieder reget,
Und, da das Herze klopft, noch nicht den Leib beweget,
Bis ihn der Freunde Hand und frische Luft berührt,
Worauf er allgemach des Geistes Einfluß spürt,
Um das verbrannte Haupt mit beiden Händen greiffet,
Und aus der Wohnung eilt, die schon der Brand durchstreiffet.
So war ich auch entstellt u. s. f.

Ich weiß, mein Herr, Sie hören dem Herrn Pietsch mit Vergnügen zu, wenn er vom Carl und Eugen singet. Allein Sie werden doch glauben, daß auch diese Gedichte höckericht, und bisweilen recht sehr höckericht sind. Nichts ist mir unerträglicher, als die erschreckliche Menge von Wortspielen, die der Dichter darinn angebracht hat. Ich sehe schon, daß mein Schreiben weitläuftiger wird, als ichs im Anfange Willens war; daher will ich Ihnen nur eine einzige Strophe, aber ein rechtes Muster einer höckerichten Schreibart vorlegen.

Bald wird die trübe Sau der wilden Schweine Grab,
Theils stürzet sie die Furcht, theils unser Schwerdt hinab.
Es fleucht das scheue Roß und läßt den Schweiff zurücke,
Uns aber läßt der Feind Feld, Lager, Pulver, Stücke.
Sein Glücke hat zugleich mit ihm sich umgekehrt;
Womit er sich ergötzt, womit er sich ernehrt,
Womit er sich bedeckt, womit er uns bekrieget,
Geld, Büffel, Waffen, Zelt und alles ist ersieget.

Sie werden das Schöne in diesen Versen bald finden. Kann wol der Schrecken und die Verwirrung eines in die Flucht geschlagenen Feindes schöner beschrieben werden? Er erwartet schon das Schwerdt seiner Sieger nicht mehr; die Furcht stürzet ihn bereits in den Fluß. Sehen Sie nicht das ganze eroberte Lager vor sich, wenn Sie die letzten Zeilen lesen? Ist nicht alles das in wenige Worte zusammengedränget, womit ein Historienschreiber ganze Blätter anfüllen würde? Und doch würde uns der nichts mehr sagen. Aber, mein Herr, vergessen Sie über diese Schönheiten das Höckerichte nicht. Es kann uns dieses sehr leicht begegnen. Was dünkt Sie bey den Wortspielen, die Sie hier finden? Sie werden doch dieselben nicht vertheidigen wollen? Ich würde Sie so fort auf den Boileau, auf die Maler, auf die Dichtkunst des Herrn Gottscheds verweisen. Ich will die Stellen nicht einmal anführen, denn ich vermuthe, daß sie Ihnen bekannt seyn werden. Warum müssen denn die Türken, eben an diesem Orte, wilde Schweine genennt werden? Darum, weil sie sind in die Sau gesprenget worden. Elender Gedanke! wie viel spitzfündiges, wie viel richtiges, ja noch mehr, wie viel vernünftiges liegt denn in diesem Ausdruck: Eine Sau hat sich in die andere gestürzt? Wo wird die ganze vermeynte Schönheit dieser Stelle bleiben, wenn sie etwa in eine andere Sprache übersetzt würde?

Findt man nicht, daß alles Schöne
Schön in allen Sprachen bleibt?

Und was dünkt Sie bey dem Roß, das den Schweiff zurückläßt? Ich möchte gerne wissen, wie Sie diese

Zeile

Zeile verstehen. Einer meynte, dem Roß wäre der Schweiff abgehauen worden. Ein andrer glaubte, in diesen Worten die vortrefflichste Schilderung eines flüchtigen Feindes anzutreffen. Sehet, sprach er, so schnell fliehen die Feinde davon! die Rosse laufen mit einer solchen Eilfertigkeit, daß sie ihre eigene Schweife gleichsam zurücklassen, indem dieselben ihren Körpern nicht so geschwinde folgen können, sondern wegen ihrer Leichtigkeit in einer geraden Linie in der Luft hinter her schweben. Ich gestehe, daß diese Auslegung dem Herrn Pietsch vortheilhaft ist; allein ich glaube nicht, daß man seine Meynung getroffen hat. Vielleicht würde er gar über diese Deutung seiner Worte böse geworden seyn. Seine ausnehmende Liebe zu den Wortspielen läßt uns ganz sicher muthmassen, daß er allhier durch die Roßschweife die türkischen Fahnen verstehet. Wie schön ist nicht dieses gespielet? Denn was ist sonsten wunderbares dabey, ein Pferd ohne Fahne aus der Schlacht laufen zu sehen? Läßt aber der flüchtige Fähndrich dieselbe im Stich, so hat es schon etwas mehr zu bedeuten. Noch eins. Was heissen diese Worte: Mit dem flüchtigen Feinde hat sich zugleich das Glück desselben umgekehret? Es ist demnach noch bey ihm; es begleitet ihn auf seiner Flucht; es hat ihn noch nicht verlassen? Würden Sie diese Stelle nicht eben so mit mir verstehen, mein Herr, wenn der Zusammenhang Sie nicht belehrte, es heisse so viel: so bald der Feind die Flucht genommen, so bald sey er unglücklich geworden? Allein wer zweifelt daran? Die Flucht allein ist schon Unglücks genug. Das Spielwerk mit dem Worte **umkehren**, ist hier abermal schuld, daß der Herr Pietsch theils

sich sehr unrichtig ausgedruckt, theils, wieder die Regeln der Poeten, etwas gar zu gemeines, gar zu bekanntes gesagt hat.

Ich habe doch schon längstens die Gränzen eines Briefes überschritten, mein Herr, und so wird es nicht darauf ankommen, wenn ich mich mit Ihnen annoch von einem Dichter unterrede, der in unsern Tagen nur bekannt geworden ist. Es wird der Herr von Böhlau seyn, der wolgerathene Schüler des Herrn Trillers. Meynen Sie nicht, als ob ich an ihm vor allen andern Fehler fünde. Nein, mein Herr, wenn dieß der Grund meiner Wahl wäre, so würde ich schon vorhin an statt des Herrn Pietschen einen andern gewählet haben. Sie wissen, wie ich mich wegen der höckerichten Schreibart erkläret habe; ich muß dieselbe daher nicht bey unsern schlechtesten Dichtern suchen. Ich will bey der allererssten Ode bleiben, die in der Sammlung der Jugendfrüchte des Herrn von Böhlau anzutreffen ist. Sie ist bereits in der deutschen Gesellschaft zu Jena abgelesen, und nachhero noch weiter von dem Herrn Verfasser ausgebessert worden.

Woferne mir bey Stahl und Glut
Und der Carthaunen Dampf und Knallen
Nicht aller sonst gehabte Mut
Zur edlen Dichtkunst ganz entfallen:
So will ich euch allhier ein Lied,
Worinn man neue Wunder sieht,
Von jezt geschehnen Dingen zeigen;
Sie sind von der Beschaffenheit u. s. f.

Dieß ist der Anfang der Ode, und sie gefällt mir schon so fort deswegen nicht, weil dieß der Anfang ist.

Eine

Eine Ode muß, wie Sie wissen, voll von feurigen, prächtigen, neuen, verwegenen Gedanken seyn. Der Dichter muß sich in einer beständigen poetischen Entzückung zu erhalten wissen. Wie nothwendig sind denn wol nicht alle diese Eigenschaften in dem Anfange einer Ode? Was wird man sich von derselben versprechen, wenn der Anfang mit einer matten und trockenen Erzählung gemacht wird? Hier wäre dem Herrn von Böhlau dieienige poetische Begeisterung nöthig gewesen, die wir vorhin an dem Claudian tadeln mußten. Warum erzählt er uns allererst, daß er uns **ein Lied zeigen** wolle? wäre es nicht besser gewesen, er hätte gleich zu singen angefangen? Das **Knallen der Carthaunen** scheinet die Ode feurig zu machen; allein das kalte, das langgedehnte **woferne**, zeuget gnugsam, daß der Mut des Dichters nicht gar zu stark müsse gewesen seyn. Und was heißt es: **Mut zur Dichtkunst haben**: Macht dieses den Poeten aus, so haben wir vortreffliche Dichter genug; den an **mutigen Skribenten** fehlet es uns im geringsten nicht. Der Begriff, den der Herr Verfasser uns ferner von seiner Ode beybringet, ist ihm auch gar nicht vortheilhaft. Er verspricht uns ein **Lied, in welchem man neue Wunder von iezt geschehenen Dingen sehen soll.** Der Herr Verfasser weiß, was man von solchen Wunderliedern hält, die sich gemeiniglich anfangen:

Hört zu, ihr lieben Christenleut,
Was sich hat zugetragen.

Mit einem Worte: der Anfang dieser Ode macht gerade die allerschlechteste Stelle in dem ganzen Gedichte aus.

Die folgende Strophe schickt sich völlig zu dem Begriff von einem Wunderliede; und es fehlen nur die gemalten Bilder dazu, und der Mann mit dem weissen Stecken.

Ich weis' euch iezt der Feinde Trutz,
Das Lager heldenmütger Sachsen,
Die zu des Vaterlandes Schutz
Und ihres Königs Ruhm erwachsen.
Ich weis' euch unsrer Lande Kern,
Von Prinzen, Grafen, Rittern, Herrn,
Und andrer Glutbeseelten Jugend.

Ich habe jemand über die zum Ruhm ihres Königes **erwachsende** Soldaten spotten gehöret. Er meynte, der Dichter rede von einem Heer junger und noch allererst anwachsender Knaben. Ich erinnerte ihn aber, daß nur das Wort **sind** ausgelassen wäre. Wenn doch unsere Dichter durch solche Spöttereyen behutsamer werden, und solche Zweydeutigkeiten vermeiden wollten, die ihren Gedanken lächerlich machen können. Das matte Wesen, darüber ich geklaget, herrschet in den vier ersten Strophen durchgängig. Zuletzt schlüßt der Herr Verfasser so:

Es soll bloß die von Alt und Jung
Erstaunt gesehne Musterung
Die Absicht seiner Muse bleiben.

Haben Sie dieses Höckerichte nur zurück geleget, mein Herr, so werden Sie ein ziemlich ebenes Feld vor sich finden. Ich will so viel sagen: es kommen hierauf Strophen, die recht schön, die zum Theil unverbesserlich sind. Es scheint, als wenn der Dichter neue Kraft gewinnet, so bald er sich nur auf das mühlbergische

Gefilde

Gefilde begiebt. Die Gedanken werden erhabener; die Phantasey fängt an, zu würken; die Bilder sind neu; der Ausdruck wird prächtiger. Ich habe an einer ganzen Reihe der folgenden Strophen nichts sonderliches auszusetzen gefunden, als nur dieses, daß der Herr von Böhlau gar zu ordentlich erzählet. Sie wissen, in der Ode muß eine gewisse Unordnung herrschen; denn eben dadurch erhebet sie sich. Diese schöne Unordnung aber ist hier nicht im geringsten anzutreffen. Inzwischen kann man doch, wie ich schon gesagt habe, sehr vielen Stellen ohnmöglich eine wahre Schönheit absprechen. Ich habe Ihnen von dem Höckerichten ganze Stellen abgeschrieben; Sie können daher von mir fordern, daß ich Ihnen auch Proben von dem Schönen geben soll. Ich bin es schuldig. Wollen Sie wissen, was der Herr von Böhlau bey dem mühlbergischen Gefilde für Gedanken gehabt hat, so lesen Sie diese Strophen.

Des Lagers Pracht und Herrlichkeit
War dort in Mühlbergs weiten Flächen,
Von welchen wir noch diese Zeit
Nicht sonder Schmerz und Thränen sprechen.
Dort wo das treue Sachsenland
Des Himmels harten Schlag empfand,
Dort wo das beßte Recht verspielte;
Dort, sag ich, wo der Christen Wut
Sich in der Christen edlem Blut
So ungerecht, als grausam külte.
Dort wo man eines Friedrichs Haupt,
Der bloß für Zions Rechte fochte,
Sieg, Kurhut, Land und Freyheit raubt,
Weil die Gewalt das Recht vermochte,

Dort wo der nie besiegte Held
Blut, Lager, Stücke, Volk und Zelt,
Jedennoch nicht den Mut verloren;
Denn dieser war von Gottes Hand
Dem hochbedrängten Vaterland
Zum Spiegel der Geduld erkoren.

Der kleinen Unrichtigkeiten, die hin und wieder, insonderheit in dem Anfange der andern Strophe, der Reim angerichtet hat, will ich nicht gedenken. Ausser dem, mein Herr, werden Sie nichts zu tadeln finden, als daß alles gar zu sehr Erzählungsweise eingerichtet ist. Der Anfang der dritten Strophe auf der vierten Seite ist abermal ein Stück aus einem Wunderliede. Was halten Sie aber von der folgenden?

Allein den neubegiergen Schwarm
Von so viel tausend andern Leuten,
Bin ich an Worten viel zu arm
Der Länge nach hier anzudeuten.
Man eilte, kam, und nahte sich,
Und war sich selbsten hinderlich
Durch unbesonnenes Gedränge;
Und kurz, es ward zuletzt allhier
Der zügellosen Neubegier
Das meilenweite Feld zu enge.

Die Beschreibung einer grossen Menge, die von der Neubegierde getrieben wird, und sich daher in einer heftigen Bewegung befindet, wird Ihnen nothwendig gefallen. Aber kann dagegen eine Stelle matter, gemeiner und kriechender seyn, als die vier ersten Zeilen? Sehen Sie da das rechte Muster einer höckerichten Schreibart! Sie werden dergleichen noch viele finden.

Allein

Allein ich muß zu Ende eilen, und will daher nur noch eine einzige Strophe anführen. Nachdem uns der Dichter seine Betrachtungen über das sächsische Heer mitgetheilet hat, so fähret er fort:

Dieß war es, was dieselbe Nacht
Mein freudiges Gemüt erwogen,
Als mir Augusti Tugendpracht
Den sonst gewünschten Schlaf entzogen.
Mein Geist war bloß mit seinem Bild
Und dessen Thaten angefüllt,
Sein Ruhm erweckte meine Sinnen.
Bald legt ich mich, bald stund ich auf,
Ja! sein bedachter Lebenslauf
Ließ mich die Ruhe nicht gewinnen.

Ich will nur bloß von den beiden letzten Zeilen reden. Das Ja! womit sich dieselben anfangen, läßt uns, ich weiß nicht, was für Neues und Wunderbares erwarten. Hat man sie aber gelesen, so wird man in der That böse auf den Dichter, daß er uns getäuschet hat. Denn man findet darinn nichts anders, als was er uns schon vorhin weitläuftig genug gesagt hat. Eine Wiederholung, eine gar zu lange Ausdehnung eben desselben Gedanken, ist erschrecklich ekelhaft; und solches wird uns noch verdrüßlicher, wenn uns der Dichter so gar, aufmerksam zu seyn heisset, da er uns doch nichts neues zu sagen hat.

Dieses mag von der höckerichten Schreibart genug seyn, mein Herr; und ich glaube, daß ich mich sattsam darüber erkläret habe. Bin ich zu weitläuftig gewesen, so gedenken Sie, daß mir von Ihnen selbst dazu Gelegenheit sey gegeben worden. Ich bin mit aller Hochachtung u. s. f.

# V.

# Critik über den Pilgrim.

Zur Verfertigung der moralischen Wochenblätter wird mehr erfordert, als die Erkenntniß einiger Sätze aus der Sittenlehre. Wer dieselben verfertigen will, der muß aus eigener Erfahrung das menschliche Gemüte kennen, und wissen, wodurch es seine Unarten beschöniget. Es ist nicht genug, daß er auswendig gelernet hat, und auch ietzo wieder nachbetet, daß wir von Natur zum Bösen geneigt sind, daß wir hier mehr Unglück als Glück zu erwarten haben, und daß sich ein Weiser so wenig durch dieses hochmütig, als durch ienes verzagt machen lasse. Es ist vielmehr nothwendig, daß er in die Menschen eindringe, ihnen zeige, wie wenig die Schminke vor einer geneigten Vernunft bestehen könne, wodurch sie ihren Thaten den Schein der erlaubten Handlungen verschaffen. Er muß Gründe anführen, weswegen man die Tugend lieben, und das Laster hassen solle. Dieses geschiehet aber, wenn er die Schönheit der ersten, und Abscheulichkeit der andern zeiget, die Thorheiten auf der lächerlichen Seite fürstellet, und die menschlichen Sitten lebhaft abschildert, damit die Leser roth und beschämt werden, wenn sie sich gleicher Thorheiten bewust sind. Er muß aber seine Sätze auf eine sinnliche Art fürtragen, weil er vornämlich das Frauenzimmer und solche Menschen zu unterrichten suchet, welche noch an den Sinnen kleben, und strenge philosophische Beweise nicht gewohnet sind. Satiren also, Fabeln und Allegorien müssen in solchen Blättern vornämlich gefun-

den

den werden. Je lebhafter endlich der Fürtrag, und je reiner die Schreibart ist, um so viel weniger wird man bey der Durchlesung derselben verdrüßlich werden. Die Beurtheilung aber des Fürtrages und der Schreibart, und die Untersuchung, ob eine Fabel, Satire, und Allegorie ihren Regeln gemäß eingerichtet sey, gehöret mit zu unsern Absichten. Man wird sich demnach nicht verwundern, daß eine Critik über eine moralische Schrift in diesen Versuchen einen Platz bekommen hat. Meine Beurtheilung soll nicht aus den kurz vorher gesetzten Schranken ausschweifen.

Die moralischen Blätter, welche den Namen des Pilgrims bekommen haben, sind zu Königsberg im vergangenen Jahre herausgegeben worden. Ich habe nur von denselben 22 Stücke gesehen, davon das erste den 28 Februar, und das letzte den 25 Julius herausgegeben ist. Ich würde wieder die Billigkeit handeln, wenn ich den Verfasser derselben unter die schlechten Schriftsteller zählen wollte; ich gestehe vielmehr aufrichtig, daß ich in seinen Blättern viele schöne Stellen gefunden habe. Man muß ihm mit Recht das Lob geben, daß er sich einer gereinigten deutschen Schreibart und einer vernünftigen Rechtschreibung bedienet habe. An seiner Schreibart würde nichts wichtiges zu tadeln seyn, wenn er sich nicht von einer gar zu grossen Liebe zu den uneigentlichen Redensarten und Metaphern hätte verführen lassen, diese allzu oft zu gebrauchen. Dieser gar zu häufige Gebrauch machet seinen Fürtrag einigermassen dunkel und unangenehm. Er hat auch zuweilen seine Lehren in Erzählungen und Fabeln eingekleidet. In Verfertigung derselben aber ist er nicht allzu glücklich gewesen. Die darinnen begange-

gangenen Fehler sollen ietzo vornämlich mein Fürwurf seyn, und ich will dieselben aufrichtig anzeigen. Es scheinet, als wenn der Herr Verfasser bey seinen Erdichtungen nicht alle Umstände gehörig betrachtet, und sie daher nicht wahrscheinlich genug gemacht habe.

Mich deucht, daß er diesen Fehler so gleich bey der Benennung dieser moralischen Schrift begangen habe. Sie bekommt ihren Namen von dem Urheber, welcher ein Pilgrim seyn soll. In dem ersten Stücke theilet uns dieser Pilgrim seinen Lebenslauf mit, welchen er vor der Herausgabe dieser Schrift geführet hat. Er ist kürzlich dieser: Sein Vater entschloß sich aus grosser Betrübniß über den Tod seiner geliebten Ehefrau die Gesellschaft der Menschen zu fliehen, und in einer Höle sein Leben zu endigen. Er erzog darinn unsern Pilgrim als seinen einzigen Sohn, unterrichtete ihn in den guten Wissenschaften, und lehrete ihn die Welt kennen, von welcher er gleichsam entfernet war. Nach dem Tode seines Vaters begab sich dieser Wäyse in die Gesellschaft der Menschen, welche ihm aber im Anfange nicht gefallen wollte, deswegen er sich dreymal wieder in seine Höle begab. Wie er das letztemal im finstern zu derselben gieng, so stieß er mit dem Fusse an ein auf der Erde liegendes Buch, er nahm dasselbe auf, und las es in seiner Höle mit der größten Begierde durch. Es war diese Schrift der Einsiedler, eine bekannte zu Königsberg herausgegebene moralische Schrift. Ihm gefielen die darinn fürgetragenen Lehren sehr; aber er ersahe aus dem letzten Blatte mit vielem Schrecken, daß der ehrwürdige Einsiedler, welcher diese Blätter geschrieben hatte, schon gestorben sey. Diese Nachricht bewegt ihn,

das Grab dieses Sittenlehrers zu suchen, und dasselbe mit seinen Thränen zu benetzen. Damit aber diese Reise nicht ohne allen Nutzen seyn möchte, so entschlüsset er sich, die auf seiner Wallfart an seinen Mitbürgern bemerkte Tugenden und Laster schriftlich abzubilden.

Dieses ist die erdichtete Gelegenheit von diesen moralischen Blättern. Sie ist aber nicht wahrscheinlich erdichtet, und dem Herrn Verfasser nicht sehr rühmlich. Denn es ist zwar der Gewohnheit gemäß, daß die Urheber der moralischen Blätter ihren Namen, Stand, und Geschlecht zu verbergen suchen; doch diese Verbergung muß so geschickt seyn, daß die Leser eine Zeitlang im Zweifel sind, ob die Verfasser von sich die Wahrheit geschrieben haben, oder nicht. Aber ich halte nicht dafür, daß die Einwohner von Königsberg dem Fürgeben des Verfassers einen Augenblick Glauben geben werden: daß sich unter ihnen ein Mensch aufhalte, der in einer Wüste erzogen, in seiner Jugend den Umgang mit andern Menschen habe entbehren müssen, und nur allein seinen Vater zum Lehrmeister gehabt, der ihm von den Sitten der Menschen durch blosse Lehren eine bessere Erkenntniß beygebracht habe, als andere durch eigene Erfahrung, und Aufmerksamkeit auf die menschlichen Handlungen nicht bekommen. Seine reine deutsche Schreibart lässet uns glauben, daß er sich für einen Deutschen ausgeben werde; aber so wenig in Deutschland als in Preussen sind solche Wüsten und Hölen, darinn sich ein Mensch also verbergen könne, daß er von aller Gemeinschaft mit den übrigen Menschen abgesondert wäre. Hiernächst ist unserm Pilgrim der Fürsatz nicht rühmlich, daß

er das Grab des Einsiedlers aufsuchen, und es mit seinen Thränen benetzen will. Schicket sich diese Aufführung wol für einen Sittenlehrer? Ist es nicht vielmehr lächerlich, als lobenswürdig, eine Reise anzutreten, um ein paar Hände voll über einen todten Körper geworfener Erde zu finden? Warum will er dieselbe mit seinen Thränen anfeuchten? Vielleicht will er dadurch seine Betrübniß über den Tod des Einsiedlers zu erkennen geben. Aber, wenn er ia eine so grosse Lust zu weinen hat, warum verrichtet er dieses nicht in seiner Höle? Ja seine Erkenntniß in der Sittenlehre hätte ihn auch von diesem Fürhaben abhalten sollen, indem es nach derselben unerlaubt ist, sich über den Tod seines Freundes sehr zu betrüben. Endlich wird er auf dieser Reise nicht viele Tugenden und Laster seiner Mitbürger bemerken können. Denn er suchet das Grab eines Einsiedlers. Dasselbe wird aber vermuthlich in einem Walde, oder an einem andern wüsten Orte zu finden seyn. Unser Pilgrim wird also gezwungen seyn, sich mehr an unbewohnten als bevölkerten Oertern aufzuhalten.

In dem zweyten Stücke erzählet der Herr Verfasser einen Traum, welchen er gehabt, da er wegen Hitze der Sonne in einem Walde eingeschlafen. Ich will untersuchen, ob diese Erdichtung ihren Regeln gemäß eingerichtet sey. Ihn dünkte, als wenn er in der Mitte einiger in der Ründe gesetzten Eichen einen Altar sähe, auf welchem ein ungeheures Bild gesetzet war, welches von einer grossen Anzahl Menschen verehret wurde. Diese opferten demselben so vielen Weyrauch, daß er das Bild durch den dadurch erregten Rauch nicht völlig erkennen konnte, bis endlich die unversehens

Hens aufschlagende Flamme den Rauch zertheilete. Forne hatte das Bild die Gestalt eines grimmigen Löwens. Der mittlere Theil war wie ein Dachs gebildet, dessen Bauch vor grosser Fettigkeit sich bis an das Gesimse des Altars ausdehnete. Der letzte Theil desselben stellete einen ausgebreiteten Schwanz eines Pfauen für, welchen man aber vor den dicken Bauch nicht völlig sehen konnte. Die diesen Götzen verehrende Menschen waren sich nicht völlig bey diesem Dienste einig. Einige ergötzten sich nur an der Löwengestalt. Die meisten waren beschäftiget, den mittlern Theil mit starren Augen anzuschauen. Der letzte Theil aber war fast nur allein mit iungen Leuten umgeben, welche sich vermuthlich an der zierlichen Vermischung der Farben in dem Schwanze ergötzeten. Dieser Dienst währete so lange, bis sich ein munterer Jüngling durch die Menge drang, des Bildes schwache Füsse ergrif, und es in Stücken warf, mit welchen die Verehrer desselben bedecket wurden. Unser Pilgrim erwachete durch das ihm im Schlafe fürgekommene Geräusche. Er verwunderte sich sehr, da er zu den Füssen eines betagten Greises lag, welcher ein Einsiedler war. Nachdem er diesem den Traum erzählet hatte, so wurde er von demselben also ausgeleget, daß dieses Bild die drey Hauptneigungen der Menschen fürgestellet habe. Die Löwengestalt habe den Ehrgeitz, der dicke Dachsbauch den Geldgeitz, und der ausgebreitete Pfauenschwanz die Wollust angezeiget. Der Jüngling sey ein Bild der Tugend, welche uns von der Unrichtigkeit dieser Neigungen leicht überführen könne, weil dieselben auf schwachen Füssen stehen.

Die diesem Traume so gleich beygefügte Auslegung gefällt mir nicht. Es würde besser gewesen seyn, wenn einem ieden Leser überlassen wäre, dieselbe zu machen. Wir halten es uns für eine Ehre, wenn wir Aehnlichkeiten unter den Dingen entdecken, und die Erfindung derselben erwecket bey uns ein Vergnügen. Wir werden daher verdrüßlich, wenn ein Dichter seinen Erdichtungen so gleich die Erklärung anhänget; denn er giebt dadurch zu erkennen, daß er unserm Verstande nicht viel zutraue, und er beraubet uns auch der Lust, die wir aus der eigenen Erfindung würden geschöpfet haben. Hiernächst bin ich versichert, wenn der alte Einsiedler und der Herr Verfasser nicht solche vertraute Freunde wären, daß iener die geheimsten Gedanken des letzten gewust, so würde er nicht so fertig den Traum haben auslegen können. Denn die dem Bilde beygelegten Eigenschaften von dem Ehr- und Geldgeize und der Wollust haben ihn nicht zu dieser Auslegung bewegen können. Eine Erdichtung, und also auch dieser Traum muß solche Kennzeichen an sich haben, wovon zum wenigsten einige der dadurch angezeigten Sache eigen sind, und ihr beständig zukommen. Aber die durch die Löwengestalt angezeigte Grausamkeit ist dem Ehrgeizigen nicht eigen, und unser Traumdeuter hätte mit mehrerem Rechte meynen können, daß die Grausamkeit selbst durch den fordern Theil des Bildes sey fürgestellet worden, wenn er nicht von dem Herrn Verfasser wäre gar zu gut unterrichtet gewesen. Der dicke und fette Bauch hätte den Rathenden vielmehr auf die Gedanken bringen können, daß dadurch die Neigung zu fressen und zu saufen wäre angezeiget worden; und der ausgebreitete bunte Pfauenschwanz könnte

auch die Neigung zur Kleiderpracht andeuten. Weil also dieser Traum viele Bedeutungen haben kann, so war allerdings nothwendig, daß der Herr Verfasser bestimmete, welche Auslegung er für die seinige erkenne. Aber diese Vertheidigung der beygefügten Erklärung kann nicht fürgebracht werden, wenn man nicht zu gleich gestehet, daß dieser Traum eine schlechte Erdichtung sey.

Der Herr Verfasser hat auch im siebenden Stücke seine Lehren unter Fabeln fürgetragen. Ich will untersuchen, ob dieselben besser als der Traum gerathen sind. Es sind auf diesem Blatte sechs Fabeln erzählet, davon die drey ersten und die letzte in ungebundener, die vierte und fünfte aber in gebundener Rede abgefasset sind. Die erste führet einen Kukuk und eine Schnecke redend ein: der Kukuk sahe mit Verwunderung zu, wie sorgfältig die Schnecke ihre Eier in einen heissen Sand legte, damit ihre Brut desto eher das Leben bekommen möchte. Er verspottete sie deswegen, und stellete sich ihr zur Nachahmung für. Er legte nämlich seine Eier in anderer Vögel Nester, wenn er vorher die darinn schon gelegten Eier verzehret hätte. Seine Kinder würden also durch andere Vögel an das Tageslicht gebracht, welche sich aber gegen ihre Pflegältern so undankbar erwiesen, daß sie diese allezeit für ihre Mühe tödteten. Die Schnecke ermahnete ihn aber, er sollte doch durch sein Plaudern seine gottlose Aufführung nicht verrathen. Sie könnte ihm zwar wegen ihrer Schwachheit nicht schaden; aber stärkern Vögeln könnte durch sein plauderhaftes Maul seine Arglist bekannt, und sie deswegen bewogen werden, sich an ihm zu rächen.

Die Lehre, welche unter dieser Fabel fürgetragen ist, und welche ein vernünftiger Leser leicht erkennen kann, ist zwar sehr gut; aber die Fabel gründet sich auf dem irrigen Wahne, daß der Kukuk seine Eier in anderer Vögel Nester lege; und dieses kann ich nicht billigen. Ich weiß wol, daß eine Erdichtung wahrscheinlich bleibe, ob sie sich gleich auf einer falschen Meynung gründet. Aber dieselbe muß von einen grossem Theil der Menschen für wahr gehalten werden. Es ist nicht genug, daß sie in den vorigen Zeiten mit einem fast allgemeinen Beyfall angenommen ist; sondern es ist nothwendig, daß sie auch zu der Zeit, wenn der Dichter schreibet, viele Anhänger habe. Denn ein Dichter suchet nicht die Verstorbenen, sondern die mit ihm zugleich lebenden Menschen zu unterrichten. Daher verändert sich die Wahrscheinlichkeit der Fabeln, nachdem die Wissenschaften und Vernunft bey den Menschen zunehmen und allgemeiner werden. Alle die irrigen Meynungen, welche die Dichter voriger Zeiten, ohne Fürwurf, zu Materien ihrer Fabeln nehmen konnten, darf ein neuer Dichter nicht mehr gebrauchen, weil die Falschheit derselben fast allen Menschen offenbar geworden ist. Und den Dichtern zukünftiger Zeiten werden vielleicht einige Quellen verstopfet seyn, aus welchen zu schöpfen, den ietzigen noch erlaubet ist. Dieses ist auch die Ursache, weswegen ich nicht billige, daß der Herr Verfasser den Stoff zu seiner Fabel von der ietzo fast von allen verworfenen Meynung hergenommen hat, daß der Kukuk seine Eier in anderer Vögel Nester lege. Der Kukuk leget auch eine deutliche Probe ab, daß er eine schwülstige Sprache liebe, welches vielleicht von ihm für eine Schönheit gehalten wird. Er versichert nämlich der

Schnecke, daß seine angenehme Stimme alle Tage den Baß in der Waldkapelle absingen müsse. Dem Kukuk halte ich diese Redensart zu gut; aber wenn ein Mensch so schwülstig redete, so würde ich an ihm verschiedene neubegierige Fragen ergehen lassen; z. E. welchem vornehmen Herrn diese Kapelle zugehörete? welche Vögel sich zu dem Kukuk geselleten, um den Diskant, Tenor und Alt zu singen? endlich, ob es nicht eine ungewöhnliche Redensart sey: Seine Stimme singet den Baß ab; und ob es nicht besser geredet sey: Er singet den Baß?

Die zwote Fabel ist zwar in Ansehung der Erdichtung wol gerathen; aber der Herr Verfasser hat sich in derselben einiger Redensarten bedienet, welche kein vernünftiger Leser billigen wird. Damit ich die Unrichtigkeit derselben desto deutlicher zeigen kann, so will ich den Innhalt der Fabel kürzlich erzählen: Ein Windhund konnte an einem Abend wegen Müdigkeit das Haus seines Herrn nicht erreichen. Er würde also gezwungen worden seyn, die Nacht unter freyem Himmel zu bleiben, wenn ihn nicht ein Bauerhund mit sich genommen hätte. Dieser bekam aber für seine Höflichkeit eine schlechte Belohnung. Den der Windhund nahm nicht allein den beßten Platz vor dem Kaminfeuer ein; sondern verlangete auch von dem Bauerhunde, daß er mehr Holz herbey schaffen sollte; und als dieser seinen Befehlen nicht alsobald gehorchen wollte, so ließ er ihm seine Stärke und Zähne auf einer schmerzhaften Art empfinden. Diese undankbare Aufführung setzte er so lange fort, bis ihn der Bauer mit einem Prügel aus dem Hause jagete.

Diese Handlung des Bauren erzählet der Herr Verfasser also: „Allein der Bauer war der Schiedsmann, „und führete das Protokol mit einem grossen „Prügel, iagete den eingebildeten Hund zum Hause „hinaus; da mußte die windige Herrlichkeit auf „dem Misthaufen, im Schnee und Eis seine Verwe„genheit verschlafen.„ Die Redensart, mit einem Prügel das Protokol führen, hat hier gar keinen Verstand. Dieselbe ist uneigentlich, und soll die Aehnlichkeit der Handlung des Bauren mit einer gerichtlichen Untersuchung anzeigen. Aber ich bin nicht so scharfsinnig, diese Gleichheit zu erkennen. Das Protokol führen, zeiget die Handlung eines Schreibers an, da er die Aussage des Klägers oder des Beklagten vor Gerichte schriftlich aufzeichnet. Diese gehet also vor der Vollstreckung, ia so gar vor der Bestimmung der Strafe her. Der Bauer aber bestrafete schon würklich die Unhöflichkeit des Hundes. Wie kann demnach wol zwischen dem Prügeln, und der Führung des Protokols eine Aehnlichkeit seyn? Muß man also nicht diese Redensart unter dieienigen zählen, welche in ihrer ganzen Verbindung nur einen Scheinbegriff anzeigen?

Weil der Hund ein Windhund gewesen ist, so beweget dieses den Herrn Verfasser, demselben den Titel der windigen Herrlichkeit zu geben. Aber die Gleichheit der Wörter ist auch nur der einzige Grund von dieser Benennung. Man wird also nicht irren, wenn man sie für ein Wortspiel hält. Denn das Wort windig hat eine physicalische und moralische Bedeutung. Beide Begriffe aber können von dem Hunde nicht gesaget werden. Keiner wird behaupten, daß in

ihm eine stark bewegte Luft gewesen sey. Eben so wenig aber kann angenommen werden, daß ihm die moralische Bedeutung des Wortes windig zukomme. Denn sollte er wol sehr gepralet, oder mehr versprochen haben, als er hätte halten können? Ob ich es gleich nicht für unerlaubt halte, wenn einem Hunde in einer Fabel das Vermögen dazu angedichtet wird, so enthält doch diese Fabel keinen Grund in sich, weswegen dem Windhunde der Name eines windigen beygeleget wird. Der Hochmut und die Unhöflichkeit ist der ihm von dem Herrn Verfasser gegebene Charakter. Aus demselben aber folget nicht nothwendig, daß er habe Pralen und lügen müssen. Die Redensart seine Verwegenheit verschlafen, der sich der Herr Verfasser auch noch in dieser Erzählung bedienet hat, verstehe ich nicht. Er hat dem Worte verschlafen eine Bedeutung gegeben, die mir unbekannt ist. Nach dem Sprachgebrauche zeiget dasselbe an, daß man sich durch den Schlaf von einer unangenehmen Beschaffenheit befreyet habe. Diesen Begriff aber hat der Herr Verfasser nach aller Vermuthung nicht anzeigen wollen. Denn wenn man auf der Art die Verwegenheit verschlafen könnte, so würde man mit Recht auf die Sittenlehrer zürnen können, daß sie uns diese moralische Kur verschwiegen haben, welche vielleicht mehrere Liebhaber würde bekommen haben, als alle von ihnen den Menschen fürgestellete Bewegungsgründe.

In der dritten Fabel malet uns der Herr Verfasser ein verbuhltes Frauenzimmer unter dem Bilde einer geschminkten Rabe ab; wobey aber die Wahrscheinlichkeit sehr ist verletzet worden. Ein Rabe sahe eine Gattinn, welche aber nicht schwarz, sondern sehr weiß war.

Er verliebte sich in dieselbe, und trug ihr seine Liebe an. Diese wegerte sich im Anfange, dieselbe anzunehmen, und stellete sich, als wenn sie die Liebe gar nicht kenne. Endlich nach vielen von dem Raben angewandten Bemühungen bekam er von ihr unter der Bedingung das Jawort, daß er ihr ein einsames Leben führen lassen sollte, weil sie dasselbe liebete. Der Rabe freuete sich, daß er sich eine so keusche Gattinn auserlesen hätte. Er blieb so lange in diesem Wahne, bis eine Aglaster oder Elster, welche bey seiner Braut dienete, ihm berichtete, daß seine Braut, ein Heuchlerinn sey, und ihr der Besuch anderer iungen Raben angenehmer als der seinige wäre. Er wurde von dieser üblen Aufführung seiner vermeynten keuschen Gattinn noch mehr vergewissert, da er sie in der Versamlung verschiedener Vögel antraff, mit welchen sie sich erlustigte und ihnen viele Freyheiten bey sich verstattete. Endlich wurde die Verstellung dieser verbuhlten Rabe bey allen durch einen unglücklichen Zufall offenbar. Die ganze Gesellschaft hatte sich auf eine dick belaubte Linde begeben, aber zum Unglück saß unsere weisse Rabe auf einen dürren Zweig. Dieser brach unvermuthet ab, und sie fiel in eine Mistpfütze. Der Bräutigam holete Wasser, um sie von dem Unflathe zu reinigen; aber wie erschrack er, als er zugleich mit dem Kothe die weisse Farbe abspülete, und erkannte, daß sie sich geschminket hatte. Diese Falsche wurde darauf so wol von dem Bräutigam, als auch von der ganzen Gesellschaft verspottet und verlassen.

Diese Fabel würde eine feine und gute Satire auf viele von dem Frauenzimmer seyn, wenn nur nicht die Aufführung der geschminkten Rabe ihren natürlichen Eigenschaften wiederspräche. Es stehet zwar einem

Fabel-

Fabeldichter frey, die unvernünftigen Thiere zu vernünftigen zu erheben; aber ausser dem muß er einem ieden Thiere die Neigungen und Eigenschaften lassen, die ihm eigen sind, und es von den andern unterscheiden. Denn sonsten würde er keinen Grund anführen können, warum er dieses und kein anderes Thier zu seiner Fabel erwählet habe. Ich glaube aber nicht, daß, wenn eine schwarze Rabe sich schminken wollte, dieselbe sich weiß färben würde; sondern ich bin vielmehr versichert, daß sie sich bemühen würde, eine sehr schwarze und glänzende Farbe zu bekommen. Der Grund von meiner Meynung ist die Aufführung unsers Frauenzimmers, wenn es sich schminket. Es stellet sich für, was das Angesicht eines Frauenzimmers schön machet. Diese Eigenschaften suchet es auch dem ihrigen durch Kunst zu verschaffen. Ein von der Natur schönes Angesicht ist also das Muster, nach welchem sie das ihrige anmalet. Sollte man demnach nicht vermuthen, daß eine schwarze Rabe eine andere ihres Gleichen, welche für schön gehalten wird, zum Muster nehmen würde, wenn sie sich schminken wollte? Und sollte sie wol die schwarze Farbe, die sie an allen Thieren von ihrer Art siehet, für häßlich halten? Damit ich unparteyisch verfahre, so will ich dasienige nicht verschweigen, wodurch die Erdichtung des Herrn Verfassers vertheidiget werden kann. Es sind auch weisse Raben. Vielleicht werden diese von dem ganzen Rabengeschlechte für sehr schön gehalten, weil sie nicht so häufig als die schwarzen gefunden werden, und man gewohnet ist, das, was selten ist, auch für schön zu halten. Unsere Rabe hat sich also bemühet, diesen seltenen und schönen Raben ähnlich zu werden, und hat sich deswegen geschminket. Aber diese Vertheidigung ist nicht

gründ-

gründlich. Denn die weissen und schwarzen Raben sind eben so sehr von einander unterschieden, als die weissen Menschen von den Moren. So wenig sich nun eines von unsern Frauenzimmern entschliessen wird, sich in der Absicht schwarz zu färben, um schön zu werden; oder eine Morinn aus eben dem Endzwecke sich ein weisses Anzesicht verschaffen wird, ob gleich bey uns die Moren, und bey diesen die weissen Europäer nicht so sehr häufig anzutreffen sind: eben so wenig wird sich eine schwarze Rabe weiß anmalen, um schöner zu scheinen.

Es ist auch der Wahrscheinlichkeit nicht gemäß, daß der Herr Verfasser die Rabe in eine Mistpfütze fallen lässet. Es scheinet, als wenn er nicht überleget habe, daß die Vögel Flügel haben, und sich mit denselben sehr leicht in die Höhe schwingen können. Muß man daher nicht vermuthen, daß sich unsere geschminkte Rabe dieses Mittels werde bedienet haben, um diesem Unglück und dem darauf erfolgenden Schimpfe zu entgehen?

Wieder die übrigen sich noch auf diesem Blatt befindliche Fabeln habe ich nichts zu erinnern; ausser daß mir die vierte Fabel vom Pferde nicht gefällt. Der Herr Verfasser hat sie in Versen abgefasset, und stellet einen bestraften Ungehorsamen unter dem Bilde eines Pferdes für, welches sich nicht beschlagen lassen will, davon läufet, auf dem Eise das Bein bricht, und alsdann dennoch zugeben muß, daß es beschlagen werde. Er hat aber fast einen ieden Absatz mit einem moralischen Satze beschlossen, und sorgfältig angezeiget, was er uns durch eine iede Strophe lehren wolle. Dieses aber achte ich dem Endzwecke einer Fabel zuwieder gehandelt. Denn ein Fabelschreiber soll seine Leser durch

erdich-

erdichtete Geschichte, und nicht durch moralische Sätze weiser zu machen suchen. Eine Fabel muß zwar den Menschen ihre Pflichten zeigen; aber die Auslegung und Anwendung muß den Lesern überlassen werden. Dieses erhält sie bey der Aufmerksamkeit, und verschaffet ihnen ein Vergnügen. Auf beides aber muß ein Fabelschreiber sein Augenmerk richten. Ich pflichte daher den Kunstrichtern bey, welche verbieten, einer Fabel eine Moral so wenig am Anfange als am Ende beyzufügen. Diese Fabel scheinet mir also um so vielmehr fehlerhaft zu seyn, da fast einer ieden Strophe ein moralischer Satz angehänget ist.

Ich will diese Critik mit der Beurtheilung des zwanzigsten Stückes beschlüssen. In demselben ist der Herr Verfasser ein Zeitungsschreiber, und erzählet uns Begebenheiten aus entferneten Ländern, von welchen aber viele sich auch unter uns häufig zutragen. Obgleich dieselben so deutlich sind, daß man die Erklärung mit leichter Mühe finden kann, so ist doch der Herr Verfasser so gütig gewesen, und hat uns über einer ieden Begebenheit seine moralischen Betrachtungen eröffnet, und genau angezeiget, was eine iede Erdichtung andeuten soll. Ich weiß nicht, ob er für diese Mühe von vielen einen Dank verdienen werde, weil man sie vielleicht für überflüssig ansiehet. Ein Dienst aber, der uns überflüssig scheinet, rühret uns nicht, sondern wir sind vielmehr gewohnet, denselben mit einer Gleichgültigkeit, ia wol gar mit einer Verachtung anzunehmen. Der Titel von diesen Zeitungen ist eine deutliche Probe, daß der Herr Verfasser die possenhafte Schreibart liebe. Er lautet also: **Der hinkende Bote aus fernen Landen mit neuen Begebenheiten von längst**

ver-

verflossenen Jahren: Ein ieder kann daraus glauben, was ihm beliebet. Ist es nicht eine lustige Erfindung von dem Herrn Verfasser, daß er einen hinkenden Menschen erwählet, welcher uns Begebenheiten aus entferneten Ländern berichten muß? Pflegen wir nicht über denienigen zu lachen, und ihn für einen Lustigmacher zu halten, welcher mit Bedacht zur Erhaltung seines Endzweckes unbequeme Mittel erwählet? Und wer wird dem Herrn Verfasser die geringe Einsicht absprechen, daß er nicht sollte gewust haben, daß sich ein Hinkender zu keinen Zeitungsträger schicket? Wie sinnreich ist nicht der scheinbare Wiederspruch ausgesonnen; **Neue Begebenheiten von längst verflossenen Jahren?** Wie sehr schärfet es nicht unsern Verstand, wenn wir überlegen, auf welche Art die unter diesen Worten angezeigte Begriffe bey einander bestehen können? Ich verwundere mich aber hiebey, wie der Herr Verfasser es habe über sein Herz bringen können, von seinen Lesern zu verlangen, daß sie allein ohne seine Hülfe diesen Wiederspruch aufheben sollen, da er doch sonsten bey geringern Schwierigkeiten so gleich bereit ist, sie durch seine Auslegungen von einem verdrüßlichen Nachdenken zu befreyen.

Unter den Zeitungen finde ich nur eine einzige merkwürdige, welche ich hier deswegen kürzlich wiederholen will, weil davon viele wichtige Schlüsse abhangen. Ein Mann beschuldigte in seinen Gedanken seine Frau eines verbotenen Umganges mit andern Mannspersonen; aber aus Blödigkeit wollte er ihr seinen Verdacht nicht zu erkennen geben. Damit er sich nun von seiner Betrübniß und auch zugleich von seiner ungetreuen Frau befreyen möchte, so erhängte er sich. Bey Eröffnung sei-

nes

nes Körpers funden die Aerzte bey ihm ein sehr welkes Herz, wovon sie nicht ehe die Ursache angeben konnten, bis sie bey Durchsichtigung seines Kopfes an statt des Gehirnes ein subtiles Hirschgeweihe funden. Den Arzeneyerfahrnen lasse ich die Untersuchung dieser zween Sätze über: 1) ob die Ursach von einem welken Herze bey einem Menschen, ein subtiles Hirschgeweihe seyn könne, welches bey demselben die Stelle des Gehirnes einnimt? 2) Ob ein Mensch leben könne, welcher kein Gehirne hat, und ob ein solcher Ursache habe, seinen Tod zu beschleunigen? Die Geschichte aber giebet nicht allein den Arzeneyerfahrnen Gelegenheit, ihren Wahrheiten genauer nachzudenken, sondern sie wiederleget auch einen fast allgemeinen Wahn. Man hat bisher gemeynet, daß die Weiber ihren Männern Hörner auf die Köpfe setzen könnten; aber der Herr Verfasser unterrichtet uns, daß sie vielmehr Hirschgeweihe hinein setzen. Wer verwundert sich daher wol, daß die Hahnreyshörner so unsichtbar sind?

## VI.

# Fortsetzung des Verzeichnisses deutscher Uebersetzungen alter lateinischer Scribenten.

Wir sind unsern Lesern diese Fortsetzung längstens (*) schuldig gewesen. Sie werden aber darunter ohne Zweifel nichts verloren haben; denn

(*) Das erste Verzeichniß findet sich in dem IV. Stücke des I. Bandes unsrer Versuche, S. 339. u. f.

denn es ist uns inzwischen manche Uebersetzung in die Hände gekommen, davon wir sonsten keine Nachricht gehabt hätten. Nunmehro aber wollen wir unsere Leser nicht länger warten lassen. Wir haben damals mit den Uebersetzungen der justinianischen Anfangsgründe des römischen Rechts den Beschluß gemacht; und wir wollen mit einer Uebersetzung derselben, die uns nur seitdem bekannt geworden ist, auch hier wiederum den Anfang machen. Die Verfasser der Critischen Beyträge haben derselben bereits im IX. Stück auf der 136 S. gedacht; weil sie aber das Werk nicht selbst gesehen, sondern nur der Anzeige des Herrn Fabricius getrauet haben, so wünschen sie, es näher kennen zu lernen. Wir haben es ietzund in Händen, und sind daher im Stande, ihnen eine zuverlässige Nachricht davon zu geben. Der ganze Titel ist dieser:

Der Rechten deß Keysers *Justiniani* vier Anweisungs-Bücher. Zur Lehrart. Cörben im Fürstenthumb Anhalt. *M. DC. XXXII.*
21. Bogen in Octav.

Druck und Papier ist nach den damaligen Zeiten besonders schön und sauber; und kömmt völlig mit einer Uebersetzung des Terenz überein, die an eben dem Orte einige Jahre vorher, nämlich 1620. ist gedruckt worden. Bey beiden Uebersetzungen hat sich der Verfasser nicht genennet; beide sind ohne die geringste Vorrede ans Licht getreten; bey beiden stimmt nicht nur die Einrichtung der Titel, sondern auch die ganze Schreibart vollkommen überein. Alles dieß läßt uns sehr wahrscheinlich mutmassen, daß sich beide Uebersetzungen von eben demselben Urheber herschreiben. Und weiter

können

können wir von dem Verfasser dieser justinianischen Uebersetzung nichts anführen. Um zu sehen, in wie weit er in Verdeutschung der juristischen Kunstwörter glücklich gewesen sey, wollen wir einige einzelne Titel der Anfangsgründe anführen. „Im ersten Buch. „Tit. 11. von Wahlkindschaften, (de adoptionibus); „Tit. 15. von rechtmässiger der Schwertmagen „(Stammfreunde) Vormundschaft (de agnatorum „tutela); Tit. 16. von des Haupts Verringerung, „(de capitis diminutione); Tit. 17. von rechtlicher „Vormundschaft der Freyväter (de patronorum tutela); „Tit. 23. von Verpflegern (de curatoribus); Tit. 24. „vom Vorstand der Vormünder oder Verpfleger (de „satisdatione tutorum vel curatorum). Im andern „Buch. Tit. 2. von leiblichen Dingen oder unleibli„chen Gerechtigkeiten (de rebus corporalibus & incor„poralibus); Tit. 4. von Fruchtniessung (de usufructu); „Tit. 6. von Gewehrserhaltung und langer Zeit Ver„jährung (de usucapionibus & longi temporis præ„scriptionibus); Tit. 7. von Uebergaben oder Schen„kungen (de donationibus); Tit. 10. von Ordnung „der Erbsatzung oder letzten Willen (de Testamentis „ordinandis); Tit. 15. von gemeiner Nacherbsatzung „(de vulgari substitutione); Tit. 18. von einem un„gebührlichen letzten Geschäffte (de inofficioso testa„mento); Tit. 20. von Besatzungen oder bescheidenen „Gütern (de legatis); Tit. 25. von Erbzetteln oder „kurzen Testamenten (de codicillis). Im dritten „Buch. Tit. 1. Von Erbschaften, welche ohne und „ausserhalb letzten Willen gegeben werden, (de hæredi„tatibus ab intestato); Tit. 3. vom Tertullianischen „Rathsgebot (de senatusconsulto &c.) Tit. 5. vom

„Erbgang der Gesipten (de successione cognatorum); „Tit. 25. von vermieten und mieten, verpachten und „Beständnissen (de locatione & conductione); Tit. „28. von Verpflichtungen, welche erwachsen aus Hand„lungen, die sich einem Contract vergleichen (de obli„gationibus, quæ ex quasi contractu nascuntur).

Zur Probe der ganzen Schreibart wollen wir den Anfang der Vorrede hersetzen, und auch die daselbst gebrauchte Rechtschreibung beybehalten: „Keyserlicher „Majestät muß nicht allein mit Kriegs-gewehr (und „Waffen) gezieret, sondern auch mit Gesetzen gewapff„net sein, damit sie beyderley Zeit, so wol deß Krieges „als deß Friedens, recht und wol regieren möge, und „als ein Römischer Keyser nicht allein in Feldschlachten „ein Ueberwinder sey, sondern auch durch rechtmessige „Wege der Freveler Bosheit austreibe, Ja, dadurch „eben so wol ein getrewer Handhaber deß Rechten und „der Gerechtigkeit, als nach überwundenen Feinden, ein „Großmächtiger Siegs-Fürst werden möge.„ Nunmehro wollen wir in der angefangenen alphabetischen Ordnung fortfahren.

## LIVII

### Historiæ Romanæ Libri.

In dem Büchervorrath unserer Gesellschaft findet sich von der **Schöferlinischen** Uebersetzung eine Ausgabe von 1541. In den Crit. Beytr. im III St. auf der 460 u. f. S. ist schon eine ältere Auflage bekannt gemacht worden. Weil aber auch die unsrige in vielen Stücken merkwürdig ist, so wollen wir gleichfalls ausführliche Nachricht davon geben, und sie mit jener zusammen halten. Der ganze Titel ist dieser:

Titi

Titi Liuii deß aller redsprechsten vnd hochberümpsten geschicht schreiberß, Römische Historien, jetzundt mit gantzem fleiß besichtigt, gebessert vnd gemehret. Welche allem Rittermessigen, Gewaltigen, Regierern der Landt vnd Stett, so sich inn Tugent, Mannheyt, oder Ritterlichen thaten vnderstehn zů üben, nit alleyn zů lesen lustig, sondern jnen, auch eynem jeden menschen gemeynes standts, vast nützlich, vnnd zu wissen noth seyndt, ꝛc. Gedruckt inn der Churfürstlichen Statt Meyntz, durch Juonem Scheffer, imm Jare *M. D. XLI.* in Folio.

Ein kayserliches Privilegium findet sich vor dieser Ausgabe nicht; die Zuschrift von zwoen Seiten aber ist ohnverändert beybehalten worden. Sie ist an eyne Königliche Majestät, als eynem öbersten Haupt vnnd regierer deß heyligen Römischen Reichs, gerichtet; die würkliche Benennung dieses Monarchen aber findet sich bey derselben eben so wenig, als das Datum und die Unterschrift. Gleich nach der Zuschrift folget ein Register von sechs Bogen. Es enthält die Ueberschriften einer ieden kleinen Abtheilung dieser Historie; die mit den Rubriken der vorigen Ausgabe zwar größten Theils, aber doch nicht durchgehends überein kommen. Nach dem Register erscheinet auf dem ersten Blatt eine Vorrede mit diesem Titel: Eyn kurtze Vorred der rechten waren Römischen Historien, des hochgelerten Keyserlichen Rechten Doctor Bernharts Schöfferlin. In den Critischen Beyträgen ist derselben schon ausführlich gedacht worden.

Ehe das Werk selbst anfängt, findet sich noch auf der ersten Seite des andern Blattes eine Beschreibung und Lobeserhebung der Historie, unter diesem Titel: **Was Historia sei: auch von deren frucht und ergetzlichkeyt.** Wir wollen etwas davon anführen.

„Historia ist nichts anders dann eyn gezeüg der zeitt, „eyn liecht der warheyt, eyn leben der gedächtnuß, eyn „vnderweiserin oder meysterin des lebens, vnnd der ver„gangen welt verkünderin u. s. f. Darumb Demetrius „Phalerus oft vnnd dick den König Ptolomeum erma„net hat, daß er die bücher, vnd sonderlichen die histo„rien lesen solt, dann man inn denen geschrieben findet, „das güte freünd auch den bekannten Fürsten vnd Her„ren nit allwegen sagen gedörffen u. s. f.

Hierauf gehet nun die Historie selbst an, und sie ist, nach unsrer Ausgabe, in vier Theile eingetheilet, deren jeder ein besonderes und mit einem Holzschnitt eingefaßtes Titelblatt hat. Von den beiden ersten Theilen kann man die Crit. Beyträge nachsehen; denn es ist ausser der Rechtschreibung wenig daran verändert worden. Eben so ist es auch mit dem dritten Theil, welchen **Juo Wittig von Hammelburg** verfertiget hat, gehalten worden; ausser was den Beschluß desselben betrifft. Dieser ist in unsrer Ausgabe ziemlich verändert worden. Die Erzählung von dem Tode des Philippus ist allhier etwas weitläuftiger; und gleich darauf folgen in eben der Ordnung noch zween andere Absätze. Der erste hat diese Ueberschrift: **Was der König Philippus vnderstanden hett so er nit gestorben wer, als nemlich die Bastarner anzüregen wieder die Römer, von der vneynigkeyt der Basterner vnd der von Thracia.** Der an-

dere

dere stehet unter dieser Rubrik: Wie Perseus Antigonum hat lassen vmbbringen, vnd sein Legaten gen Rom geschickt, von dem triumph Quinti Fuluii des Burgermeysters, von etlichen wunderbaren dingen. Dieser letzte Absatz macht in der ältern Ausgabe einen Theil des Anhangs aus. Der demselben beygefügte Epilogus des Carbachius aber ist hier gar nicht zu finden.

An dessen statt treffen wir in unsrer Ausgabe noch einen ganzen neuen Theil, nämlich den vierten dieser Historie an, welcher folgenden Titel hat: das vierdt theil der Römischen historien, auß fünff büchern Titi Liuij im latein newlich erfunden, vnnd verteütschet, zwey (*) durch Nicolaum Carbachium, die ander drey durch Jacobum Micyllum. Diese Ausgabe begreifft also den ganzen Livium, da die fünf letzten Bücher desselben in der älteren gemangelt haben. Carbachius sowol, als Micyllus haben sich auch weit genauer, als ihre Vorgänger, an das Original gebunden; und unter diesen beiden hat wol der letztere vor jenem noch einigen Vorzug. Wir müssen von beiden eine kleine Probe anführen. Carbachius fängt mit dem 41sten Buche des Livius folgendergestalt an: „Avlus Manlius der eyn Burgermeyster so „er rath hielt von dem Krieg wider die Jstros, ver„meinten etlich den alsbald volnfüren zů sein, ehe dann „die feind Jstri eyn heer zůsamen brechten, die andern „aber meinten vorhin einen Römischen radt darüber



(*) Dieses muß auf dem Titelblatt nothwendig ein Druckfehler seyn; denn in dem Werke selbst werden dem Carbachius drey, dem Micyllus aber nur zwey Bücher zugeschrieben.

„züfragen, gieng aber doch für die meynung deren, so „nit lenger züuerziehen den krieg achten. Der Bur„germeyster Manlius außziehend von Aquileia lägert „sich an dem seeh Timaui, der nahe dem Mör gele„gen ist.„

Das fünf, und das sechs und vierzigste Buch des Liuius hat Nicyllus übersetzt. Um auch eine Probe von seiner Arbeit zu haben, so wollen wir von dem 45sten Buche den Anfang hersetzen: „Am anfang deß glen„tzens, welcher dem winther, als diese ding geschehen „nachgeuolgt, seind von Rom außgezogen der burger„meyster Quintus Martius Philippus vnd mit jm „fünfftausend Knecht, welche er zů erstattung der al„ten hauffen mit jm fürt, vnnd seind gehn Brundu„sium an das Meer kommen. Diesem ist nachge„uolgt, vnd auch zů dem Macedonischen läger gezogen „Marcus Popilius, welcher ettwan burgermeyster ge„wesen sampt ettlichen andern vom adel jungen ge„sellen.„

Dieß mag von dieser vermehrten Ausgabe der Schöferlinischen Uebersetzung genug seyn. Wir haben auch noch etwas von der so genannten Münzerschen Uebersetzung des Livius zu sagen. In den Critischen Beyträgen ist folgende Ausgabe in Folio nur bloß angeführt:

Titus Liuius, vnd: Lucius Florus. Von Ankunft vnd Vrsprung deß Römischen Reichs, der alten Römer herkommen, Sitten, Weyßheit, Ehrbarkeit, löblichem Regiment, Ritterlichen Thaten, Victori vnd Sig gegen jren Feinden: u. s. f. Jetzund auffs neuw auß dem Latein verteutscht, vnd

vnd mit ordentlicher verzeichnuß der fürnemsten Historien, Jarrechnung, kurzer Liuischen Chronica, vnd Register, in den Truck verfertiget, durch Zachariam Müntzer. Mit schönen Figuren geziert, deßgleichen vorhin im Druck nie außgangen. 1568. Zu Franckfurt am Mayn, mit Keys. Freyheit auff zehen jar.

Dieses ist ohne Zweifel die erste Ausgabe von der Müntzerschen Uebersetzung. Das Privilegium, dessen auf dem Titel gedacht wird, ist nicht mit abgedruckt; sondern auf dem ersten Bogen nach dem Titelblat, findet sich statt der Vorrede eine Zuschrift an Burgermeister und Rath der Stadt Nürnberg. Sie ist zu Frankfurt 1568. den 6. April datirt und unterschrieben von Georg Rab, vnd Sigmund Feyerabend, beyde Bürger vnd Buchhändler zu Frankfurt am Mayn; auf dem letzten Blatte des Werks aber werden auch noch Weygand Hanen Erben als Verleger desselben mit angeführt. Nach der Zuschrift folgen die Chronologischen Tabellen über die Historie des Livius auf fünf und einen halben Bogen; Und das am Ende des ganzen Werks angehängte Register ist ziemlich vollständig. Die Holzschnitte, mit welchen dieses Werk durch und durch sehr reichlich ausgezieret ist, haben vor denen einen sehr grossen Vorzug, die sich in der Schöfferlinschen Uebersetzung befinden; und überhaupt ist Druck und Papier unverbesserlich. Mit einem Worte, die Verleger dieser Ausgabe haben wol keine Kosten gesparet, dieß Werk schön, vollständig und recht brauchbar zu machen; wenn nur der Uebersetzer eben so ehrlich und

aufrichtig gehandelt hätte. Allein dieses Zeugniß können wir ihm so wenig geben, daß wir uns vielmehr verwundern müssen, wie er habe so kühn seyn können, seinen Namen diesem Werke vorsetzen zu lassen, von welchem er doch nicht die geringste Ehre hat. Die Verleger haben ohne Zweifel den Herrn Zacharias Müntzer, von dem wir weiter keine Nachricht geben können, gedungen gehabt, ihnen eine neue und richtige Uebersetzung des Livius zu liefern. Es scheinet auch, als wenn er Geschicklichkeit genug dazu besessen habe. Allein er hat, vielleicht auch seine Verleger, zum wenigsten die Käufer dieser Uebersetzung offenbar getäuscht. Denn an statt er den Lesern die Geschichte des Livius in unserer Sprache hätte liefern sollen, so hat er die zusammengeschmierte Historie des Schöfferlins größten Theils von neuen abdrucken lassen. Wir sagen, größten Theils. Denn damit die Käufer nicht so fort diesen recht schändlichen Betrug haben entdecken sollen, so hat er nicht nur die gewöhnliche Abtheilung der Livischen Historie in fünf und vierzig Bücher beybehalten; sondern er hat auch den Anfang und das Ende eines jeden Buchs richtig übersetzt, in die Mitte aber hat er den Mischmasch des Schöfferlins von Wort zu Wort eingeschaltet, ohne etliche ganz geringe Aenderungen. Bey dem Anfange des Werks ist er noch am allerfleissigsten gewesen. Denn von dem ersten Buche des Livius hat er uns bis in das zwanzigste Capitel desselben eine richtige und ziemlich gute Uebersetzung geliefert. Hier aber wird er bereits faul, indem er die Leser, an statt des Livischen Werkes, mit einem kurzen Auszuge abspeiset. Wir wollen zur Probe das ein und zwanzigste Capitel ansehen. Dieses

hat

hat er folgendergestalt in die Kürze gezogen: „Als „nun die gantze Gemein sich von den Waffen vnd Ge„walt zu Versehung vnd Betrachtung solcher Gottes„dienst gewendet, haben sie auch etwas zu thun gehabt, „vnd hat die Gottseligkeit jre Hertzen dermassen eyn„genommen, daß nicht die Forcht der Gesetze vnd „Straffe, sondern der Glaub vnd Treuw die Statt „regierten, daß auch zu Erhaltung Friedens vnd Ei„nigkeit in der Regierung am meisten von nöten seye, „daß Treuw uñ Glauben gehalten werden, hat Numa „solches zu bezeugen den Tempel Fidei, daß ist deß „Glaubens, angestifft, vnd sonst viel Gottesdienst an„gerichtet, Aber vnter allem seinen thun ist das gröf„fest, daß er die gantze zeyt seiner Regierung nit we„niger für den Friden denn für das Reich geforget. „Also haben zween König nach einander, ein jeder auff „ein besondern Weg, jener im Krieg, dieser im Fri„den, die Statt gemehrt. Romulus hat sieben vnd „dreissig jar regiert, Numa drey vnd viertzig.„

Hierauf hat er die Historie des Livius gar bey Seite gelegt, und folget dem Schöfferlin von Wort zu Wort bis in das dreyssigste Capitel. Von diesem und dem folgenden ein und dreyssigsten finden wir abermal eine richtige Uebersetzung. Nachhero aber bis an das Ende des ersten Buchs hat er den Schöfferlin richtig abgeschrieben, ohne daß er bey dem Schlusse desselben abermal einige Worte des Livius, um die Leser zu blenden, hinzusetzet.

Der Anfang des andern Buches wird abermal mit einer ordentlichen Uebersetzung des Livius gemacht. Allein dieses dauret nur einige Zeilen. Gleich darauf redet Schöfferlin wieder, und Livius kömmt nicht eher

zum

zum Vorschein, als nur in den dreyen letzten Capiteln dieses Buchs. Von dem dritten Buch sind die fünf ersten Capitel, und der Anfang des sechsten übersetzt; Und nachdem das Schöfferlinsche Geschmier die Stelle der übrigen vertreten, so bekömmt man endlich in dem fünf und siebenzigsten Capitel den Livius wiederum, jedoch ganz zerstümmelt zu sehen, ohne daß abermal beym Schlusse seine Worte richtig übersetzt sind. Man wird hieraus gnugsam von der unlauteren Absicht dieses Uebersetzers urtheilen können; und die daher des Livius Römische Geschichte lesen wollen, die müssen dieselbe ja nicht in der **Münzerschen** Uebersetzung suchen.

Wir können noch nicht die Historie des Livius verlassen, sondern wir müssen noch der **dritten Uebersetzung** gedenken, die **Theodosius Rihel** hat besorgen lassen. Die erste Ausgabe von 1574. deren in den Critischen Beyträgen gedacht wird, besitzen wir zwar nicht. Es finden sich aber dagegen in dem Büchervorrath unserer Gesellschaft zwo neuere Ausgaben, nämlich von 1613. und 1619. beide in Folio zu Strasburg gedruckt. Beide Ausgaben sind sich dermassen ähnlich, daß man glauben müßte, die letztere sey mit stehengebliebenen Lettern von der ersten Auflage abgedruckt worden, wenn nicht einige ganz geringe Aenderungen in der Rechtschreibung das Gegentheil bezeugten. Bey der letztern ist das Käyserliche Privilegium abgedruckt, welches sich schon auf die erste Ausgabe beziehet, bey der es aber gleichwol fehlet. Die Titel dieser zwo Auflagen stimmen gleichfalls unter sich völlig überein; beide aber sind bey nahe ganz und gar dem Titel der **Münzerschen** Uebersetzung ähn-

ähnlich, den wir schon vorhin haben abdrucken lassen. Der geringe Unterschied, der sich in einigen Wörtern findet, verdient nicht angemerkt zu werden.

Was wird man aber von der Uebersetzung selbst denken, die nur sechs Jahr nach der Müntzerschen herausgekommen ist? Wird man nicht muthmassen, man habe schon damals den Betrug des Zacharias Müntzers gemerkt; man habe eine richtige Uebersetzung des Livius verlanget; und Rihel habe sie darauf durch gelehrte und geschickte Männer besorgen lassen? Wir können nicht läugnen, daß wir dieses glaubten. Rihel verführte uns einigermassen dazu in seiner Zuschrift an den Kayser Maximilian, den Andern; und wie wir die Uebersetzung selbst zu lesen anfingen, so wurden wir noch mehr in unsrer Meynung bestärkt. Wir funden eine ganz richtige Uebersetzung des Livius; sie war von der Müntzerschen Arbeit auch in denen Stellen unterschieden, in welchen derselbe dem Livius treulich gefolget; zu geschweigen, daß sich in dieser Rihelschen Auflage neue und ganz andere Holzschnitte, als in dem Müntzerschen Werke finden. Dem ohngeachtet daurte unsre Freude nicht gar zu lange. Die beiden ersten Bücher des Livius funden wir richtig, und ziemlich gut übersetzt. Wir hatten auch bey nahe die Helfte des dritten Buchs gelesen, ohne daß wir etwas unrichtiges merkten; und es fehlte nicht viel, so hätten wir diesem Uebersetzer schon völlig alle Aufrichtigkeit zugetrauet, und uns der fernern Untersuchung begeben. Allein wie wir auf das drey und dreyssigste Capitel des dritten Buches kamen, so ward uns von diesem vermeynten ehrlichen

Ueber-

Uebersetzer eine ganz andere Meynung beygebracht. Sein Fleiß hatte bereits aufgehöret, und wir funden, daß er, an statt einer fernern Uebersetzung, dem Münzer eben so getreu gefolget war, als dieser vorhin dem Schöfferlin. Mit einem Worte: nach dem zwey und dreyssigsten Capitel des dritten Buchs findet man weiter nichts, als die durch einander gemischte Schöfferlinsche und Münzersche Arbeit. Wir haben demnach bey allen grossen deutschen Werken, die mit dem Titel der Livischen Historie pralen, noch nicht ein einziges, darinn man den wahren Livius finden könnte. Den Livius gar nicht in unsrer Sprache haben, solches wäre keine Schande für uns; wenn uns nur dieses nicht schimpflich wäre, daß wir uns so lange, und so häufig mit falschen Uebersetzungen haben betrügen lassen.

## OVIDII

### Epistolae Heroidum.

*Publii Ovidii Nasonis* des berühmten Römischen Poeten *Epistolae Heroidum*, oder Brieffe der Heldinnen, jetzo insgesamt, nebst denen noch übrigen drey Antwort-Schreiben des *Auli Sabini*, ihrer ungemeinen Anmuth und Vortreflichkeit halber in ungezwungene teutsche Verse übersetzet, und mit dero beygefügten Liebes- und Leidens-Geschichten herausgegeben. Quedlinb. und Aschersleben 1723. in Octav, zwey Theile, zusammen 16 Bogen.

Der

Der Herr Caspar Abel (*), dessen Ruhm in der poetischen Welt lange nicht mit der Menge seiner theils gedruckten, theils ungedruckten Gedichte überein kömmt, ist der Verfasser von der angeführten Uebersetzung. Im Jahr 1704. trat der erste Theil davon ans Licht, und dessen ist in den Critischen Beyträgen gedacht worden. Nach bey nahe zwanzig Jahren ward nicht nur der erste Theil wieder aufgelegt, sondern es erschien auch zugleich der andere Theil nebst den dreyen Antwortschreiben des Aulus Sabinus, eines römischen Dichters, der zu den Zeiten des Virgil gelebet hat, von dem uns aber ausser diesen dreyen Briefen nichts ist aufbehalten worden. Von dem Herrn Abel müssen wir noch dieses melden, daß es eben der Herr Abel sey, der uns schon vor dreyssig Jahren ein episches Gedicht von einem grossen Helden damaliger Zeiten versprochen hat. Sollen wir die Ausgabe desselben wünschen oder nicht?

Wir müssen hier abermal unsere Erzählung abbrechen, weil die Grenzen nicht weiter gehen, die man uns gesetzet hat. Wir wollen aber unsere Nachrichten in dem nächsten Stücke fortsetzen.

---

(*) Man sehe seine Vorrede vor den satirischen Gedichten; imgleichen den ersten Theil des letztlebenden Gelehrten Europa des Herrn Götten, der auf der 447 u. f. S. das Leben und die Schriften dieses Mannes erzählet.

# Innhalt
## des siebenden Stücks.


I. Alceſtes oder die ungleiche Vaterliebe, von T. J. Quiſtorp. Seite 1.

II. Einige Gedanken und Regeln von den deutſchen Romanen. 21.

III. Körber von dem Urſprunge des Wortes Kirche. 51.

IV. Gedanken von der höckerichten Schreibart in der Poeſie. 54.

V. Critik über den Pilgrim. 78.

VI. Fortſetzung des Verzeichniſſes deutſcher Ueberſetzungen alter lateiniſcher Scribenten. 95.

# Critischer Versuch zur Aufnahme der Deutschen Sprache.

## Achtes Stück.

Greifswald,
bey Johann Jacob Weitbrecht. 1743.

# I.

# Vernünftige Anweisung zur geistlichen Beredsamkeit, zum Gebrauch seiner Zuhörer und Nutzen derer, die über die geoffenbarten Wahrheiten gründlich und erwecklich reden wollen, entworfen von Christian Ernst Simonetti, Hochf. Quedlinburg. Consistorialrath, ordentl. Prof. der Phil. zu Göttingen und Past. der Jacobspf. daselbst. (*)

Göttingen 1742. 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Es ist nur eine Absicht, warum wir dem angeführten Buche eine Stelle in diesen Blättern haben einräumen wollen. Sie ist diese: Wir wollen untersuchen, ob dieses Werk mit Recht als eine vernünftige Anweisung zur geistlichen Beredsamkeit denen könne angepriesen werden, die gründlich und erwecklich reden wollen. Wir werden also aus diesem Buch nur dasienige berühren und prüfen, was mit dieser unserer Absicht über-



(*) Dieser Aufsatz ist uns von einem unsrer Freunde zugeschickt worden.

übereinstimmet. Ob der Herr Simonetti alles deutlich vorgetragen, richtig erkläret, gründlich bewiesen habe, und ob nicht viel überflüssiges eingemischet sey, werden wir nicht beurtheilen. Diese Fehler könnten Statt haben, und der Herr Professor kann doch seiner Hauptabsicht Genüge geleistet haben. Wir waren zuerst entschlossen, auch hierüber unsere Gedanken zu eröffnen. Doch mehr als eine Ursache hat bey reiferer Ueberlegung uns von diesem Vorsatz abgehalten. Wir müssen noch eines erinnern: Wir werden unsern Lesern keinen ordentlichen Auszug dieses Werks liefern. Die Absicht, die wir uns fürgesetzet, erfordert dieses nicht. Ja wir halten diese Arbeit unnütz zu seyn, da dieses Buch in aller Händen ist, und in allen Buchläden kann gefunden werden. Wir streben einzig und allein dahin, unsere Absicht zu erfüllen. Und was zur Erreichung derselben etwas beyträget, wollen wir beobachten.

Wir nehmen also die Anweisung des Herrn Simonetti zur geistlichen Beredsamkeit vor uns. Wir werden einerley Meynung mit dem Herrn Verfasser annehmen, wo wir Grund dazu sehen. Wir lieben ebenfalls das Gründliche, Einnehmende und Zureichende. Aber man wird uns auch nicht übel deuten, wenn wir zuweilen einige Erinnerungen beybringen werden, wo wir nicht dem Herrn Verfasser völligen Beyfall geben können.

Das erste Hauptstück dieser Anweisung handelt von der Beredsamkeit überhaupt. Es war nöthig, daß uns ein deutlicher Begriff von der Beredsamkeit gegeben würde. Der Herr Verfasser beobachtet dieses §. 7. Er erkläret daselbst die wahre Beredsamkeit.

Er

Er nennet sie eine Fertigkeit, einen andern zu überführen, zu überreden, zu gewinnen, und zu erbauen. Wir bekommen hie einen andern Begriff von der Beredsamkeit überhaupt, als wir sonst gemeiniglich gewohnt sind. Unsere heutigen Redner fordern nur, daß die Beredsamkeit eine Fertigkeit seyn soll, zu überreden und zu bewegen. Der Herr Verfasser thut hinzu, sie soll überführen, gewinnen, erbauen. Wir gestehen dem Herrn Professor gerne das Recht zu, eine willkürliche Worterklärung zu geben. Da aber in dem folgenden ein so vieles auf dieser Erklärung gebauet ist, so deucht mich, der Herr Professor würde seinen Lesern einen Gefallen erwiesen haben, wenn er einen richtigen Beweis geführet hätte, warum er zur wahren Beredsamkeit die vier angeführten Eigenschaften erfordere. §. 82. und 83. wird gezeiget, welches die Arten der Beredsamkeit seyn, und wie sie entstehen. Der Vorwurf der Sachen, damit die Beredsamkeit umgehet, sind in Ansehung ihrer Quellen nicht einerley. Einige entstehen allein aus der Vernunft, einige allein aus der Offenbarung, einige aus beiden zugleich. Die erste Art wird die weltliche Beredsamkeit genennet, die andere bekömmt den Namen der geistlichen Beredsamkeit, und der dritten Art, meynet der Herr Simonetti, könne man den Namen der Weltgeistlichen geben. Doch da diese dritte Gattung zu einer deren beiden kann gezogen werden, so theilet er die Beredsamkeit ein in die weltliche und geistliche; und auf gleicher Art die Redekunst, die von der Beredsamkeit nach dem §. 79. wie die Theorie von der Praxis unterschieden ist.

Hierauf kömmt das zweyte Hauptstück von der geistlichen Beredsamkeit. §. 84. wird die geistliche Beredsamkeit erkläret, durch eine Fertigkeit, die Zuhörer von den geoffenbarten Wahrheiten des Glaubens und Lebens nach Anweisung der heil. Schrift zu erbauen und zu gewinnen. Wir sehen gar keinen Grund, warum hie das überführen und überreden ausgelassen sey. Muß denn nicht der Art zukommen, was von dem Geschlecht behauptet wird? Aus dem folgenden kann man auch zur Gnüge abnehmen, daß der Herr Verfasser keinesweges die Ueberführung und Ueberredung von der geistlichen Beredsamkeit ausschlüsset. Warum ist aber in der Erklärung keine Erwehnung derselben geschehen. Wir sehen nicht, wie dieses mit der Absicht des Herrn Verfassers übereinstimmet, da er lieber ein Wort zu viel, als zu wenig setzen will, um nur seinen Zuhörern alles desto begreifflicher zu machen. §. 86. wird der Vorwurf der geistlichen Beredsamkeit bestimmet. Es ist ein doppelter Vorwurf der geistlichen Beredsamkeit; der Vorwurf der Sachen, und der Vorwurf der Personen oder Zuhörer. Auf diesen doppelten Vorwurf muß die geistliche Beredsamkeit iederzeit Acht haben. §. 95. entdecket der Herr Verfasser den Endzweck der geistlichen Beredsamkeit in Ansehung Gottes und der Zuhörer. Die geistliche Beredsamkeit suchet ihre Zuhörer in die Erkenntniß Gottes durch Jesum Christum zu leiten, damit die Ehre Gottes und die zeitliche und ewige Glückseligkeit derselben mögen erhalten werden. Wir kommen auf den 97. §. Dieser Absatz ist von grosser Wichtigkeit und unserer Betrachtung würdig. Der gelehrte Herr Verfasser trägt hie eine Meynung vor,

die neu ist, aber ihren guten und völligen Grund hat. Man ist bisher gewohnt gewesen, die geistliche Beredsamkeit an die Canzelreden zu binden. Herr Simonetti hat bemerket, daß die geistliche Beredsamkeit nicht so enge Schranken leide. Er lehret uns, daß dieselbe auf einer dreyfachen Art ihren Vortrag einrichten könne. 1) Sie erwählet eine Stelle der heil. Schrift, sie stellet die darinn liegende Wahrheiten des Glaubens und des Lebens ihren Zuhörern für; 2) Sie nimt eine Glaubens- oder geoffenbarte Lebenswahrheit, zergliedert dieselbe in Fragen und leitet dadurch den Zuhörer zur Beantwortung derselben; 3) Sie redet über eine Glaubens- und Lebenswahrheit, ohne eine besondere Stelle der heil. Schrift zum Grunde zu legen. Die erste Art dieses Vortrages, heißt predigen. Die andere, catechesiren. Die dritte, über eine geoffenbarte Wahrheit eine mündliche Betrachtung anstellen. So fremde uns bey dem ersten Anblick diese Eintheilung fürkam, so gegründet halten wir sie nunmehro. Wir loben die Bemühung des Herrn Verfassers, da er die geistliche Beredsamkeit so genau und richtig bestimmet hat.

Das vierte Hauptstück handelt von der Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit. §. 114. wird die geistliche Redekunst erkläret. Dieselbe ist nichts anders, als eine vernünftige Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit. Die geistliche Redekunst beobachtet nach dem 115. §. folgende Regeln: 1) Alle Anweisungen, die einigermassen zu den Hindernissen der geistlichen Beredsamkeit führen, müssen weggelassen werden; 2) Alle Anweisungen, welche zur Fertigkeit, überzeugend und beweglich zu reden, führen, müssen sorgfältig

beobachtet werden. Die erste Regel ist in der andern gegründet. Soll die geistliche Redekunst alle Anweisungen, welche zur Fertigkeit, überzeugend und beweglich zu reden, führen, sorgfältig beobachten, so wird sie nichts vortragen, wodurch dieser Endzweck nicht kann erhalten werden; sie wird keine Anweisungen geben, die einigermassen zu den Hindernissen der geistlichen Beredsamkeit führen. Uns deucht, nach der Lehrart, die in diesem Werke gebrauchet ist, hätte die erste Regel füglich wegbleiben können. §. 116. wird bewiesen, daß, da die geistliche Beredsamkeit ihren Vortrag auf einer dreyfachen Art einrichten kann, derselben Pflicht sey, ihre Regeln diesen dreyen Arten gemäs einzurichten. §. 117. setzet der Herr Simonetti fest, wozu die geistliche Redekunst bey einer ieden Rede müsse ihre Anweisung geben. Die geistliche Beredsamkeit muß bey einer ieden Rede auf die Erfindung, Einrichtung und den äusserlichen Vortrag der Sachen Acht haben; dazu muß also die geistliche Redekunst ihre Anweisung geben. Es ist ein Druckfehler, wenn es am Ende dieses Absatzes heißt: auf diese vier Stücke muß die Homelie führen. Es werden im vorhergehenden nur drey Stücke erfordert. Nachdem der Herr Professor §. 118. erwiesen, daß die Erfindung bey allen Arten der geistlichen Beredsamkeit statt habe, so setzet er §. 119. sehr deutlich aus einander, worauf die geistliche Beredsamkeit in der Erfindung Acht habe. Es sind sieben Stücke, worauf die Erfindung Acht haben muß: 1) Auf den Text in einer Predigt oder auf die abzuhandelnde Materie in einer geistlichen Rede und Catechismuslehre; 2) auf den Vortrag; 3) auf die Erklärung des Textes; 4) auf die Erläuterung;

rung; 5) auf die Beweis- und Bewegungsgründe; 6) auf die Wiederlegungsmittel; 7) auf die Anwendung und den Gebrauch der Wahrheiten. Von einem ieden Stück handelt der Herr Professor umständlich, und zugleich deutlich und gründlich in den sieben folgenden Hauptstücken. Wir wollen aus denselben anführen, was zu unserer Absicht dienet.

Er redet zuerst in dem fünften Hauptstück von dem Text und der abzuhandelnden Materie. §. 121. Die Wahl eines Textes stehet entweder bey dem geistlichen Redner oder nicht. Den ersteren nennet der Herr Verfasser einen unveränderlichen, den andern einen veränderlichen Text. Diese Eintheilung gehet auch auf die abzuhandelnde Materie in einer geistlichen Betrachtung oder Catechismuslehre. Die unveränderlichen Texte sind theils die vorgeschriebenen Texte, theils die gewöhnlichen sonn- und festtäglichen Evangelia und Episteln. §. 123. bringet der Herr Professor die Gründe bey, welche diejenigen anzuführen pflegen, welche die sonn- und festtäglichen Evangelia und Episteln wollen abgeschaffet wissen. Sollen wir unsere Meynung aufrichtig entdecken, so halten wir diese Gründe für zureichend, von diesen unveränderlichen Texten abzugehen. Der Herr Simonetti meynet, diese Gründe wären nicht völlig gegründet, noch richtig. Doch ein Mann, der in solchen Bedienungen stehet, wie der Herr Simonetti kann wol nicht anders reden, wo er nicht Verdruß und Feindschaft anderer auf sich laden will. §. 125. werden die Regeln angeführet, die bey der Wahl der Texte zu beobachten seyn. Es ist unserer Absicht gemäß, sie herzusetzen. 1) Man handelt besser, wenn der Text aus einem canonischen

Buche genommen wird. 2) Man muß bey dessen Wahl, die Absicht der geistlichen Beredsamkeit, die Beschaffenheit der Zuhörer, die äusserlichen Umstände des geistlichen Redners genau beobachten. 3) Man muß die deutlichen, und ganz begreiflichen Stellen den schweren vorziehen. 4) Man muß dieienigen Stellen, darinn Glaubenslehren und Lebenspflichten enthalten sind, denen vorziehen, welche nur blosse Geschichte erzählen. 5) Man muß nie in der Wahl eines Textes den Zusammenhang und die Verbindung der Sachen trennen. 6) Man muß nie zu lange oder zu kurze Texte wählen. 7) Man muß nie einen Text ohne zureichenden Grund wählen. §. 127. wird gezeiget, was für einer Freyheit der geistliche Redner bey den unveränderlichen Texten sich bedienen könne. 1) Kann derselbe nur ein Stück des Textes zum Vorwurf seiner Betrachtung machen. 2) Kann eine Wahrheit des Glaubens und Lebens daraus gezogen und erkläret werden. 3) Kann man durch Anleitung des Textes Gelegenheit nehmen, von einer Wahrheit zu reden, die darinn nicht ihren Hauptgrund hat. Bey dieser dritten Regel werden wiederum einige Regeln beygebracht, die einem geistlichen Redner die Weisheit und Klugheit an die Hand geben. Wir müssen gestehen, daß uns dieses ganze Hauptstück sehr wol gefallen. Wir bemerken, daß der Herr Verfasser in vernünftigen Regeln gefasset habe, was sonst in andern Anweisungen zur geistlichen Beredsamkeit mit so vieler Weitläuftigkeit von der analytischen und synthetischen Methode ist gesaget worden.

Wir kommen auf das sechste Hauptstück, welches handelt von den Haupt- und Nebensätzen des Textes

und

und einer Predigt. Der Herr Verfasser hatte in dem 119. §. gefordert, daß die Erfindung auch auf den Vortrag der Rede gerichtet seyn müsse. Dieses Hauptstück soll abhandeln, was bey dem Vortrag einer Predigt zu bemerken ist. Da man aber zuerst den Hauptsatz seines Textes, wenn man predigen will, suchen muß, wie dieses §. 131. bewiesen wird, so wird in den ersten Absätzen von den Haupt- und Nebensätzen des Textes geredet. Durch den Hauptsatz wird verstanden die Wahrheit, daraus man erkennet, zu welcher Art der Wahrheiten der Text gehöret. Nebensätze heissen diejenigen Wahrheiten, die mit dem Hauptsatz im Texte, wegen der Deutlichkeit, besseren Einsicht und Bestätigung, von dem heil. Geist sind verknüpfet worden. Es ist nicht so leicht, den Hauptsatz zu finden. Man siehet oft einen Nebensatz für den Hauptsatz an. Und man wendet oft auf einen Hauptsatz nicht die gehörige Betrachtung, weil man ihn unter die Nebensätze zählet. Der Herr Verfasser hat dieser Verwirrung durch unterschiedliche Regeln abzuhelfen gesuchet. Wir halten sie nicht alle für gleich wichtig. Doch müssen sie zusammen genommen uns gewiß in den Stand setzen, den Hauptsatz zu finden und von den Nebensätzen zu unterscheiden. Wir wollen die Regeln anführen:

1) Man findet den Hauptsatz eines Textes, wenn man sich um das Aeusserliche und Innerliche aller Worte desselben bekümmert; 2) wann man auf alle Umstände de einer Rede Acht hat, eines mit dem andern vergleichet, und das bemerket, worauf alle Nebenwahrheiten und alle Umstände gerichtet seyn; 3) Man muß den ganzen Text in gewisse Sätze zergliedern, ihren Zusammenhang erwägen, und Acht haben, worauf sie sich

alle beziehen. 4) Man muß auf andre Stellen der heil. Schrift Acht haben. 5) Man erkennet den Hauptsatz seines Textes aus der Hauptabsicht des Buches, daraus er genommen ist. 6) Man findet den Hauptsatz seines Textes, wenn man die Aehnlichkeit des Glaubens beständig vor Augen hat. Hierauf zeiget der Herr Professor, was von dem Vortrag zu bemerken ist. Wir treffen zuerst eine Erklärung des Vortrags an. Der Satz, darinn der geistliche Redner den Zuhörern den Hauptinnhalt seiner geistlichen Rede entdecket, heißt der Vortrag. Er entstehet nach dem §. 249. aus der Wahrheit, die im Texte lieget, und die der Prediger abhandeln will. Er muß seyn nach dem §. 148. vollständig, ordentlich, deutlich, kurz, natürlich, förmlich, rein, und nicht niederträchtig. §. 150. wird gezeiget, wodurch man zur Einrichtung des Vortrags kommt. Es sind zwo Fragen, die zu dieser Einrichtung leiten: 1) wovon handelt der Text; 2) wie handelt der Text davon? Man kann nach einer oder beiden zugleich den Vortrag machen. Hierauf wird der Vortrag eingetheilet in den natürlichen, und sinnreichen oder schematischen. Ein solcher schematischer Vortrag scheinet uns mit den §. 148. geforderten Eigenschaften eines Vortrags zu streiten. Doch so genau derselbe §. 152. ist einzuschränket worden, läßt er sich noch wol gebrauchen. §. 154. Wird erwiesen, daß der Hauptsatz oder der Vortrag der Predigt, eben so wie der Hauptsatz des Textes gefunden werden könne. Hiernächst folgen einige Anmerkungen, die zu Erleichterung dienen sollen, den Vortrag der Predigt zu verfertigen.

Es folget das siebende Hauptstück von der Erklärung und Abhandlung eines Textes, in einer Predigt. Es

wird

wird zuerst gezeiget, was es sey, einen Text erklären. Es heißt dieß nichts anders, als den Verstand desselben dem Zuhörer begreifflich darlegen. Die Regeln, welche der Herr Verfasser zur Erklärung des Textes nothwendig zu seyn erachtet, sind folgende: Man muß bey der Erklärung des Textes den Text zergliedern. Die Erklärung eines Satzes, muß aus der Vergleichung des Prädikats mit dem Subiekt, nie aus der Lage der Worte genommen werden. Bey ieglicher Erklärung, muß die Zergliederung des Satzes, mit der Zergliederung des Textes verbunden werden. Wer einen Text erklären will, der muß dessen Sätze gedenken können, d. i. den zureichenden Grund des Satzes erkennen. Man muß bey der Erklärung des Textes auf die Zusätze und zusammengesetzte Worte sehen. Man muß auf den Nachdruck Acht haben. Man muß den zureichenden Grund bey allen Erklärungen, von iedem Worte und Satze des Textes untersuchen. Alle diese Regeln sind deutlich und gründlich bewiesen. §. 181. führet uns der gelehrte Herr Verfasser auf eine dreyfache Erklärung eines Textes; nämlich der Worte, Sachen, und Worte und Sachen zugleich. §. 182. werden die Regeln entdecket, die bey der Erklärung der Worte und Sachen zu beobachten sind. Sie sind richtig, aber etwas weitläuftig; wir wollten sie sonst anführen.

Aus dem achten Hauptstück von der Erläuterung des Textes in einer Predigt bemerken wir folgendes. §. 188. wird erwiesen, daß man die Worte und Sachen des Textes erläutern müsse. Der Beweis ist dieser: In einem Texte müssen so wol die Worte als Sachen erkläret werden. Die Erläuterung muß die

Erklä-

Erklärung noch faßlicher machen; folglich muß dieselbe, so wol die Worte als Sachen erläutern. Die grammatikalische und rhetorische Erläuterung erläutert die Worte, die philosophische und historische erläutern die Sachen. Sonst rechnet der Herr Verfasser zu den Erläuterungen, die Gleichnisse, Zeugnisse, Exempel, ähnliche Fälle, Wiederspiele, Lehrsätze, Schlüsse, gute Einfälle. §. 205. will er bey den Erläuterungen folgende Regeln beobachtet wissen. 1) Weil die Erläuterungen auf das Sinnreiche ankommen, und öfters mehr schaffen, als Beweis und Bewegungsgründe, so muß man selbige mit Fleiß, und Nachdenken ausarbeiten, und mit Munterkeit vortragen. 2) Alle Ausschweifungen müssen vermieden werden. 3) Man muß sich in einer Predigt und geistlichen Rede, derienigen bedienen, dadurch man seine Absicht zum besten erhalten kann, und nur da anbringen, wo die Erklärung solches wegen der Beschaffenheit der Zuhörer erfordert. 4) Man muß alle dieienigen meiden, welche die Dummheit und Bosheit misbrauchen kann. 5) Die edle Einfalt muß sorgfältig beobachtet werden, d. i. die Erläuterungen müssen in üblichen Worten vorgetragen werden. 6) Dasienige, welches ohne Erklärung kann verstanden werden, bedarf auch keiner Erläuterung.

Es folget das neunte Hauptstück von den Beweis- und Bewegungsgründen einer heiligen Rede und Predigt. Wir wollen das nöthigste aus diesem Hauptstück berühren. Der 215te Absatz ist zu merken. In demselben treffen wir an, was alles, und wie es müsse bewiesen werden. Es kommen vor: 1) Die Erklärungen und Begriffe. Diese werden aus dem, wodurch etwas bestimmet wird, bestätiget. 2) Die Eintheilungen.

Diese

Diese müssen aus der Natur der Sachen abgeleitet werden. 3) Die Folgen und Schlüsse, können aus ihrer Verbindung mit bereits bekannten, wesentlichen, zufälligen, darunter begriffenen, unterschiedenen, und entgegengesetzten Dingen und Sachen bewiesen werden. 4) Die Mittel beweiset man durch die Natur der Absichten. 5) Die Würkungen werden aus ihren Kräften und Ursachen entdecket; und 6) die Absichten werden aus der Beschaffenheit der handelnden Person gezeiget. Hierauf zeiget der Herr Professor in den folgenden beiden §§phis, was bey den Geheimnissen, in Ansehung ihres Beweises, zu beobachten, und wie die historischen Wahrheiten müssen bewiesen werden. Wir müssen hiebey gestehen, daß wir mit Vergnügen den von dem Herrn Verfasser angegebenen Unterschied bemerken, der in Ansehung der Beweise bey den Geheimnissen nöthig ist. Müßten wir uns nicht der Kürze befleissigen, so würden wir uns ein Vergnügen daraus machen, unsern Lesern diese wolgegründete Gedanken des Herrn Verfassers mitzutheilen. Wie die Bewegungsgründe müssen eingerichtet werden, wird §. 218. in vielen Regeln gewiesen. Wir wollen die wichtigsten anführen. Man muß erstlich erklären, erläutern, beweisen und dann bewegen. Man muß die Vorstellung durch den Verstand, mit der Vorstellung durch die Sinnen verknüpfen. Man muß durch vollständige und zureichende Gründe bewegen. Die Bewegungsgründe müssen das Uebergewichte des Guten in Ansehung des Bösen deutlich entdecken. §. 219. treffen wir eine Anleitung an, was für Bewegungsgründe man nach Anleitung der heil. Schrift gebrauchen müsse. Den Beschluß dieses Hauptstücks machen einige Regeln, die da

lehren,

lehren, was überhaupt bey den Ueberführungs-und Bewegungsgründen zu beobachten sey. Die Regeln sind folgende: 1) Alle Ueberzeugungs-und Bewegungsgründe müssen nach der edlen Einfalt eingerichtet werden. 2) Man muß nie auf die Vielheit, sondern auf das Zureichende der Gründe sehen. 3) Man muß das Ueberflüssige meiden, und alle Hindernisse sorgfältig fahren lassen. 4) Man muß die nächsten Gründe den entfernten vorziehen. 5) Man muß die practischen Wahrheiten sinnreicher, als die theoretischen vortragen; doch keine von einander trennen; weil die ersten aus den letztern entstehen. 6) Man muß das Verhalten unsers allerheiligsten Erlösers und seiner Zeugen, als die triftigsten Bewegungsgründe vorhalten. 7) Man muß die Pflichten des Christen von den Pflichten des Menschen und Bürgers wol unterscheiden.

Das zehente Hauptstück handelt von der Wiederlegung. Wir bemerken aus demselben zuerst den 235. §. in welchem gezeiget wird, worauf es bey der Wiederlegung ankomme. Es kömmt an: 1) auf die wahre Sache, welche man umstossen will; 2) auf die Gründe, welche sie bestreiten sollen; 3) auf die Art und Weise, wie man wiederlegen muß; 4) auf die Quellen, daraus die Irrthümer entstehen; 5) auf die Personen, die solche ausgestreuet, und welche sie ietzo besitzen. Diese Stücke geben dem Herrn Verfasser Gelegenheit, folgende Sätze abzufassen. Man muß die Streitfrage bestimmen, ehe man wiederleget; und den wahren Satz und dessen Widerspruch genau bemerken. Man muß redlich mit dem Irrenden umgehen. Man muß den Gegensatz recht angreiffen. Man muß bey der Wiederlegung alles meiden, was wieder den Endzweck

zweck der Ueberführung und Gewinnung seyn kann; ia die Liebe und der Kirchenfriede müssen nie aus den Augen gesetzet werden. Man muß in der Wiederlegung, das Vorurtheil und den Wahn wiederlegen. Gegen die Personen, die wiederleget werden, muß man sich weise und klüglich verhalten. Eine Menge von Regeln, welche bey der Wiederlegung zu beobachten sind, beschlüssen wiederum dieses Hauptstück. Es sind solche Regeln, welche die Weisheit und Klugheit der geistlichen Beredsamkeit an die Hand geben. Und ein geistlicher Redner, der von diesen löblichen Eigenschaften sich leiten lässet, wird dieselben leicht wahrnehmen, und nie aus der Acht zu lassen haben.

Wir wenden uns zum eilften Hauptstück, das von der Anwendung der Glaubens- und Lebenswahrheiten handelt. Wir bemerken aus diesem Hauptstück nur den 248. und 249. §. In dem ersten weiset der Herr Simonetti, wie nach Anleitung der heil. Schrift die Anwendungen können gemacht werden. Dieselben können gezogen werden: 1) von den Geschlechtern auf die Arten, von den Arten auf die einzelne Dinge. 2) Von dem Ganzen auf die Theile, und von den Theilen auf das Ganze. 3) Von der Ursache auf die Würkung, von der Folge auf die Ursache. 4) Von dem zusammengedachten Begriff auf den abgesonderten, und vom abgesonderten auf den zusammengedachten. 5) Von dem Gegensatz auf den Gegenstand. 6) Von der Aehnlichkeit der Dinge unter sich und dem was ihnen deswegen zukommen muß. 7) Von dem vorhergegangenen auf das erfolgte oder kommende, von dem erfolgten auf das vorhergegangene. 8) Von dem grossen auf das kleine, von dem kleinen auf das grosse.

9) Von dem Gegenwärtigen auf das Zukünftige; von dem Zukünftigen auf das Gegenwärtige. 10) Von dem allgemeinen auf das besondere, und von dem besonderen auf das allgemeine. In dem folgenden Absatz lesen wir die Regeln, die man bey allen Anwendungen überhaupt beobachten muß. Es sind nachfolgende: 1) Jede Anwendung muß aus ihrer Grundwahrheit richtig und deutlich fliessen, und damit unmittelbar verknüpfet werden. 2) Die Anwendung kann überhaupt in allgemeinen Ausdrückungen geschehen, oder auf besondere Umstände, darinn sich die Menschen befinden, und auf ganz besondere Fälle in der Gemeine gerichtet werden. 3) Man muß auf die Zeit, den Ort, der Zuhörer Zustand und alle Umstände genau Acht haben, und mit Weisheit und Klugheit sie machen und gebrauchen. 4) Es ist nicht nöthig, alle Arten der Anwendungen anzubringen, sondern die, welche aus der Abhandlung unmittelbar entstehen. 5) Man muß sich bey den Anwendungen besonders der Wolredenheit, der edlen Einfalt, des Sinnreichen und der Lebhaftigkeit bedienen, aber zugleich die Hindernisse, die sich dabey leicht einschleichen, sorgfältig vermeiden. 6) Die practischen müssen den theoretischen vorgezogen werden, weil die letztern gemeiniglich in der Abhandlung angebracht werden, und auf die erstern besonders die Zueignung gehet. Wer da verlanget, die besondern Regeln zu wissen, welche bey der Lehranwendung, Wiederlegungsgebrauch, Ermahnungsanwendung, Strafanwendung und Trostanwendung zu beobachten sind, den müssen wir zu dem Buch selbst verweisen. Es sind der Regeln zuviel, als daß wir sie hier anführen könnten. Sie sind in der Natur und Beschaffenheit der Sache gegründet, und von

dem Herrn Verfasser deutlich und gründlich vorgetragen.

Es folget das zwölfte Hauptstück von dem Eingange und der Schlußrede einer Predigt. Wir wissen nicht, in was für einer Verbindung mit den vorhergehenden Hauptstücken der Herr Simonetti sich dieses fürgestellet habe. Unserem Bedünken nach hätte der Herr Professor §. 119. billig fordern können, daß die Erfindung auch auf den Eingang und die Schlußrede einer Predigt Acht haben müsse. Und alsdenn stünde gegenwärtiges Hauptstück in einer genauen Verbindung mit den vorigen; als in welchen ausführlich angezeiget worden, wie die Erfindung bey einem ieden der beygelegten Stücke sich verhalten müsse. Wir wollen auch das vornehmste aus diesem Hauptstück anführen. Der Herr Verfasser setzet eine doppelte Art der Eingänge; einen Zubereitungseingang, und einen Aufmunterungseingang. Der Grund der Eintheilung ist dieser: Weil wir die Zuhörer entweder in den Stand setzen wollen, unsern Vortrag zu verstehen, oder auch dieselben bewegen wollen, den Vortrag mit Aufmerksamkeit anzuhören. Mit dem erstern soll der Zubereitungseingang, mit dem letztern der Aufmunterungseingang sich beschäfftigen. Man siehet hieraus leicht, wenn der Zubereitungs- oder Aufmunterungseingang müsse statt haben. Wo der Zuhörer keinen oder dunklen Begriff von dem Hauptsatz der Predigt hat, oder aus Mißverstand solchen anders deuten kann, da muß man zubereiten, sonst aber aufmuntern. Hierauf will der Herr Verfasser §. 261. entdecken, woher der Zubereitungseingang zu nehmen sey. Einige Zweifel, die uns einfallen, machen, daß wir hie nicht völligen Beyfall geben können. Darinn bin ich mit dem

gelehrten Herrn Verfasser einig, daß die geistliche Beredsamkeit das Allgemeine, darinn der Begriff, als das Besondere lieget, in der Verbindung zeigen, und dessen besondere Bestimmung darlegen müsse; ingleichen, daß sie den Zusammenhang ihres Textes mit dem vorhergehenden bemerke, wenn sie durch den Zubereitungseingang den Hauptsatz des Textes will deutlicher machen. Ob aber durch die übrigen angeführten Stücke dieser Endzweck müsse erhalten werden, daran tragen wir einen Zweifel. Wir vermeynen, die geistliche Beredsamkeit müsse bey den Eingängen diese vernünftige Regel geben: Was zur Abhandlung des Hauptsatzes der Predigt eigentlich gehöret, davon muß im Einzang nicht geredet werden. Der Herr Verfasser wird diese Regel gelten lassen, weil sie völlig mit dem übereinstimmet, was er von der Ordnung und Vollkommenheit einer Predigt behauptet hat. Ja sie sagt nichts anders, als was der Herr Verfasser von der Einrichtung einer Predigt in dem folgenden Hauptstück gelehret hat. Wollen wir nun nach dieser Regel seine Sätze beurtheilen, so finden wir, daß sie wieder dieselbe streiten. Es heißt: Der Hauptsatz der Predigt wird deutlich gemacht, wenn die geistliche Beredsamkeit den Hauptbegriff auswickelt und deutlich bestimmet, oder gewisse Sachen absondert, welche leichtlich mit der, in der Abhandlung vorzutragenden Sache, möchten vermischet werden; oder den Unterschied des Sinnes des heil. Geistes, mit dem natürlichen Verstande des Wortes bemerket; oder von dem Besondern zu dem Allgemeinen gehet; oder durch eine Vergleichung mit etwas Aehnlichem, begreifflich machet; oder von einem einzelnem Dinge, auf die Arten und Gattungen schlüsset. Aber alles dieses muß entweder bey

der Erklärung, oder Erläuterung, oder bey den andern Theilen der Predigt in der Abhandlung selbst vorkommen. Wir glauben also, daß diese Stücke in den Eingängen nie müssen Platz finden. §. 262. wird gezeiget, was für Arten von Sprüchen zu erwählen seyn, wenn man nach der Anweisung eines Spruchs seinen Eingang nehmen will. 1) Solche, darinn der Begriff enthalten, und daraus sich derselbe leichtlich bestimmen läßt. 2) Solche, darinn die abzuhandelnde Sache gleichfalls enthalten, welche man Parallelsprüche nennet. 3) Solche, die den Gegensatz in sich fassen. 4) Solche, die mit der abzuhandelnden Sache zu streiten scheinen; denn dadurch kömmt man zur näheren Bestimmung und Einschränkung des abzuhandelnden Grundbegriffs. 5) Solche, darinn eine ähnliche Geschichte, Lehrspruch, ähnlicher Fall, und was zur Erläuterung führet, enthalten ist. 6) Solche, die das Allgemeine, Besondere, oder auch Einzelne von dem, was abgehandelt werden soll, in sich schlüssen. Wir urtheilen hie wiederum nach der von uns festgesetzten Regel. §. 263. unterrichtet uns der Herr Simonetti, wie der Aufmunterungseingang seyn müsse. Dieser bedienet sich der Bewegungsgründe, dazu die heil. Schrift die beßte Anweisung gegeben, und welche in dem 219. §. sind angeführet worden. Hierauf werden einige Regeln gegeben, welche bey allen Eingängen zu beobachten sind. Sie fliessen aus dem Begriff eines Eingangs. Wir finden desfalls nicht nöthig, sie anzuführen. Was der Herr Verfasser annoch von dem Eingange, imgleichen von dem Gebete einer Predigt erinnert hat, solches halten wir für vernünftige Anweisungen; wir zweifeln aber, daß der Herr Professor in allen viele Nachfolger fin-

den wird; ja vielleicht werden viele einer andern Meynung zugethan seyn.

Nun kommt der Herr Professor in dem 13ten Hauptstück auf das andere Stück, auf welches die geistliche Beredsamkeit bey einer ieden Rede Acht haben muß. Dieses ist die Einrichtung und Verbindung der Theile einer Predigt. Wir wollen mit wenigen erzählen, wohin in diesem Hauptstück die Meynung des Herrn Simonetti gehet. Er verbindet die Theile einer Predigt auf folgender Art: 1) Kommt der Text; 2) der Eingang; 3) der Vortrag mit seinen Theilen; 4) die Erklärung; 5) die Erläuterung; 6) die Beweis- und Bewegungsgründe; 7) die Wiederlegung; 8) die Anwendung. Das Gebet, der Text, der Eingang, der Vortrag und dessen Abtheilung, die Abhandlung der Wahrheit, die Anwendung mit dem Schlußgebet sind wesentliche Theile der Predigt. Die andern sind das Zufällige in einer Predigt, die nur unter gewissen Bedingungen bey iedem wesentlichen Theile nöthig seyn. Der Herr Verfasser rechnet zu der Einrichtung einer geistlichen Rede, noch die Ausarbeitung einer geistlichen Rede nach der Wolredenheit. Er handelt also im 14ten Hauptstück davon. §. 287. giebt der Herr Professor eine Anleitung, worauf die Ausarbeitung nach der Wolredenheit besonders Acht haben müsse. Sie muß 1) auf die Worte selbst sehen und beobachten, ob sie sinnreich und rein sind. 2) Sie muß auf die Verbindung dieser Worte ihren Fleiß richten, damit sie schön, angenehm, nachdrücklich und rein verbunden werden. 3) Sie muß die Würdigkeit dieser Worte ausser und in der Verbindung untersuchen und diejenigen wählen, welche ihre Absicht in dem Zuhörer am beßten erhalten können;

denn dieß müssen nothwendig die angenehmsten und nachdrücklichsten seyn. §. 290. liefert uns der Herr Verfasser einen gründlichen Beweis, daß diese Arbeit nicht so schwer sey, als sie scheine. Er erweiset, daß, wer wol denket, auch wol und rein rede. Hieraus bestimmet nun der Herr Professor den Begriff einer wol ausgearbeiteten geistlichen Rede. Sie ist eine Verknüpfung verständlicher Begriffe, Sätze und Schlüsse, welche die geoffenbarten Wahrheiten in sich fassen und wegen ihrer Verbindung einnehmen und gefallen. §. 301. wird noch gezeiget, daß die Wolredenheit die Kürze, übel zusammenhangende, und ausgedehnte Verbindungen vermeide. Es folget der 302. §. Er verdienet unsere Betrachtung. Der Herr Simonetti lehret uns, welche Worte die Wolredenheit wählen müsse, wenn sie auf die Würdigkeit der Worte siehet. Die sinnreichsten hält er für die würdigsten. Sinnreiche Worte sind dieienigen, welche die Sinne und Einbildungskraft reizen und in Bewegung bringen. Er meynet, die allermeisten unter den Menschen fassen eher eine sinnliche, als abstracte Fürstellung der Wahrheiten. Aus diesem Grunde preiset er die sinnreichsten Worte, als die bequemsten und würdigsten an. Die sinnreiche Arten sich auszudrücken, haben die Tropi und Figuren in der Redekunst hervorgebracht. Die Tropi sind in den sinnreichen Worten, so wie die Figuren in den sinnreichen Perioden und Aufsätzen enthalten. Es wird also in den folgenden Absätzen so wol von den Tropis als Figuren gehandelt, welche die heil. Schrift gebrauchet. Es ist unnöthig, sie allhie anzuführen. Wir wollen nur die wichtigsten Regeln von denen, die von den Figuren gegeben sind, hersetzen. Die Figuren

müssen niemals ohne Unterstützung der Beweis- und Bewegungsgründe seyn. Wo man erläutert, beweget und aufmuntert, muß man selbige gebrauchen. Sie müssen mit Weisheit gewählet, und mit Klugheit gebrauchet werden. Man muß sich keiner andern Figuren, als der biblischen, und auch in keiner Absicht und Ordnung bedienen. Diese gegebene Regeln haben uns sehr wol gefallen. Sie bestimmen den rechten Gebrauch derselben. Ohne diesen würden wir nimmermehr zugestehen, daß sinnreiche Wörter und Redensarten in einer geistlichen Rede müßten statt haben.

Es folget das dritte Stück, auf welches die geistliche Beredsamkeit Acht hat. Dieses ist der äusserliche Vortrag der Sachen. Der Herr Verfasser handelt also im 15ten Hauptstück zuerst von der angenehmen und lebhaften Ablegung einer geistlichen Rede. Wir wollen das nöthigste aus diesem Hauptstück mit wenigen anführen. Die geistliche Beredsamkeit muß auch darauf denken, wie sie ihre Rede angenehm und lebhaft ablege. Sie hat demnach auf drey Stücke Acht: 1) auf die Stimme; 2) auf die Aussprache; 3) auf den Nachdruck. Was die Stimme betrifft, muß man untersuchen, wie sie von Natur beschaffen, ob etwas mangelhaftes an derselben sey, und woher solches seinen Ursprung habe; man muß, so viel möglich, dieselbe zu verbessern und zu erhalten suchen. Bey der Aussprache ist diese vernünftige Regel zu bemerken: Man muß die Mannigfaltigkeit in der Stimme und Sprache nach Beschaffenheit der Materien, davon man redet, der Personen, mit denen man redet, des Affects, darinn man redet, und der Umstände, warum man redet, einrichten und verändern. Aus dieser Regel kann

man

man schlüssen, was für eine Ausrede ein ieder Theil der Rede erfordere. Der Herr Professor handelt davon ausführlich §. 221. Der Nachdruck der Rede ist entweder ein sinnlicher, oder vernünftig sinnlicher, oder in Beweisung des Geistes und der Kraft. Der sinnliche Nachdruck ist derienige, davon bloß die Wolredenheit der Grund ist. Der vernünftig sinnliche wird da erreget, wo die wahren Beweis- und Bewegungsgründe sinnreich vorgestellet werden. Der Nachdruck der Rede in Beweisung des Geistes und der Kraft entstehet aus der lebendigen Erfahrung des geistlichen Redners, dadurch er selbst die Ueberzeugung und Gemütsbewegungen hat, die er in andere pflanzen will, und die der heil. Geist durch sein Wort in ihm verursachet hat. Wo diese den geistlichen Redner belebet, so wird er am besten seine Absicht bey den Zuhörern erreichen können.

Die anständigen Geberden eines geistlichen Redners müssen mit dem Vortrag verbunden werden. Der Herr Simonetti handelt also von denselben im 16ten Hauptstücke. Wir erfahren im gemeinen Leben, daß die Minen, Geberden, Stellungen und Bewegungen unsers Körpers, gemeiniglich mit den Gedanken unserer Sele sehr wol übereinstimmen. Doch aus Gewohnheit, oder aus Nachahmung anderer, für die man eine Hochachtung hat, sind uns zuweilen solche Geberden eigen geworden, die sich zu den Fürstellungen und Gedanken der Sele gar nicht schicken. Diese sind also unnatürlich und unanständig. Und niemand wird an solchen einen Gefallen finden. Die geistliche Beredsamkeit, die also die Geberden ordnen will, hat nur nöthig, die unnatürlichen und unanständigen Ge-

berden anzuzeigen, damit ein geistlicher Redner sich entweder für dieselben hüten möge, oder, wo er solche bey sich befindet, sie abschaffen könne. Ein mehreres scheinet uns überflüssig und unnütz zu seyn. Der einzige 338. §. dieses Hauptstückes, fasset demnach unserem Bedünken nach alles in sich, was bey den Geberden zu beobachten ist. Er zeiget, was bey iedem Hauptgliedmaß des Leibes in Ansehung der Geberden zu bemerken ist. Das Haupt, das Gesichte, die Augen, der Mund, die Schultern, die Arme, die Hände, die Füsse müssen nicht solche Stellungen und Bewegungen annehmen, die mit den Gedanken der Sele, und mit der fürgestellten Sache des Redners gar nicht übereinstimmen. Es ist das unnatürliche, unanständige und fehlerhafte, das sich oft bey diesen Gliedmassen, in Ansehung der Geberden und Bewegungen, befindet, richtig in diesem Absatz angegeben. Die Enge des Raums verbietet uns, dieses anzuführen. Wollte iemand die übrigen Sätze dieses Hauptstücks überflüssig nennen, wir würden ihm nicht zuwieder seyn.

Herr Simonetti hat uns eine vollständige Anweisung zur geistlichen Beredsamkeit liefern wollen. Dieser Ursache schreiben wir es zu, daß wir ein eigenes Hauptstück von den ausserordentlichen Predigten bey ganz besonderen Begebenheiten antreffen. Das 17te Hauptstück handelt davon. Wir können bey diesem nichts anders sagen, als daß der Herr Professor zu allen ausserordentlichen Predigten eine zwar kurze, doch vernünftige und zureichende Anweisung gegeben.

Es sind noch zwo Hauptstücke übrig, in welchen der Herr Verfasser von den beiden letzten Arten der geist-

lichen

lichen Beredsamkeit redet. Er handelt also im 18ten Hauptstück vom Catechisiren. Die Catechisation ist eine Art der geistlichen Beredsamkeit. Es muß demnach alles, was die geistliche Beredsamkeit überhaupt zu beobachten schuldig ist, auch bey dem Catechisiren bemerket werden. In nichts anders, als in der Art und Form des Vortrags, weichet die Catechisation von den Predigten ab. Dahero muß alles das, was nicht zur Form, äusserlichen Einrichtung und dem, was eine Predigt als Predigt bestimmet, gehöret, in einer Catechismuslehre in Acht genommen werden. Der Herr Professor lehret also in diesem Hauptstücke, wie ausser diesen Stücken, eben das bey einer Catechismuslehre, was bey einer Predigt, zu beobachten sey. Die Catechismuslehre siehet ebenfalls auf die Erfindung, Einrichtung und Ausrede. Die Erfindung hat auch hie Acht auf die abzuhandelnde Materie, den Vortrag, die Erklärung, die Erläuterung, die Beweis- und Bewegungsgründe, Wiederlegung, und Anwendung der geoffenbarten Wahrheiten; imgleichen auf den Eingang und das Gebet. Der Herr Simonetti zeiget in vernünftigen Lehren und gegründeten Regeln, wie bey der Catechisation ein iedwedes Stück einzurichten sey. Nicht weniger unterrichtet er uns, was bey der catechetischen Einrichtung, und der angenehmen und lebhaften Ablegung einer Catechisation zu beobachten sey. Endlich weiset er in den letzten Absätzen dieses Hauptstückes, was bey der Catechisation vor und nach der Beichte, bey der Catechisation der Kranken, bey der Hauscatechisation, bey der Catechisation der Proselyten, und der zum Tode verurtheilten, zu bemerken sey. Dieses ist der kurze Innhalt dieses Hauptstückes, das

billig

billig einem ieden Leser gefallen muß. Wir wissen keinen zu nennen, der bis anhero eine so vernünftige Anweisung zum Catechisiren gegeben hat. Dem Herrn Simonetti wird keiner das Lob streitig machen, daß er zuerst die Catechisation nach Art einer Wissenschaft abgehandelt. Und hiefür wird ein ieder mit uns dem Herrn Professor schuldigsten Dank wissen.

Wir wollen das letzte Hauptstück von den mündlichen Betrachtungen der geistlichen Beredsamkeit, oder besondern Reden über die geoffenbarten Wahrheiten mit wenigen berühren. Die geistliche Beredsamkeit kann die geoffenbarten Wahrheiten in einer mündlichen Betrachtung vortragen, ohne dabey einen Text zum Grunde zu legen, und sich an Fragen und Antworten zu binden. Es kann dieses theils in, theils ausser der Kirche, und das letztere, theils in Privathäusern, theils in öffentlichen Lehrsälen geschehen. Was die Hauptbeschaffenheit und die Einrichtung anlanget, so muß dabey alles, worzu die geistliche Redekunst ihre Anweisung der geistlichen Beredsamkeit ertheilet, bemerket werden. Man muß also auf ihre Erfindung, Einrichtung, Ausarbeitung und Ablegung gedenken, und die Regeln, deren sich die geistliche Beredsamkeit dabey bedienen muß, beständig in Obacht nehmen. Es rechnet der Herr Professor zu dieser Art Reden, die dogmatischen und Wiederlegungsreden, die Trauer- und Standreden, die Erbauungs- oder Paränetische Reden, die Trau- Anwerbung- und Versprechungsreden, die Tauf- Beicht- und Abendmalsreden, die Erinnerungs- und Warnungsreden, die Vereinigungsreden, die Trostreden, die Chavot- und Gefängnißreden. Bey einer ieden dieser Reden wird gezeiget, was ein

geistli-

geistlicher Redner besonders in Acht zu nehmen habe. Es will uns nicht gefallen, daß der Herr Verfasser die Trauer- und Standreden, imgleichen die Anwerbung- und Versprechungsreden mit in diese Classe gesetzet hat. Daß iemand solche Reden hält, dazu ist nicht nöthig, daß er ein geistlicher Redner sey. Ein geistlicher Redner hält solche Reden nicht als ein Geistlicher, sondern als ein weltlicher Redner.

Wir vermeynen aus diesem Werk des Herrn Professors Simonetti dasjenige angeführet zu haben, woraus wir den Schluß machen können, ob der Herr Verfasser seine Absicht erfüllet habe. Alle diese von uns angeführte Sätze und Regeln mußten unserem Bedünken nach in diesem Werke sich befinden, wenn der gelehrte Herr Verfasser seiner Hauptabsicht wollte Genüge leisten, und wenn diese Anweisung zur geistlichen Beredsamkeit sollte vernünftig und vollständig genannt werden. Wir machen also den Schluß: Der Herr Simonetti hat uns eine Anweisung zur geistl. Beredsamkeit geliefert, die mit Recht verdienet, denen angepriesen zu werden, die da erbaulich und erwecklich reden wollen.

Wir wünschen nichts mehr, als daß der Herr Professor mit dem nächsten uns den verheissenen practischen Theil dieser Anweisung möge im Druck zu lesen geben. Nicht weniger tragen wir ein Verlangen, daß der Herr Professor einige seiner Canzelreden möge ans Licht stellen, wie er uns in der Vorrede dazu Hoffnung gemacht hat. Von dem Herrn Prof. Simonetti kann die gelehrte Welt nunmehro keine andere Werke und Abhandlungen vermuthen, als welche die Vollkommenheiten an sich haben, die zu einem guten und nützlichen Buche erfordert werden.

# II.

# Kurzer Auszug aus Georg Venzky Anweisung zur deutschen Schreibrichtigkeit nach den wahren Gründen unserer Sprache, zum Gebrauch der Schuljugend entworffen, die Zwillingbuchstaben am Ende betreffend.

## Vorerinnerung.

Es ist nöthig, das die Schuljugend zur Schreibrichtigkeit in ihrer Muttersprache nach gewissen Gründen angeführet werde. Die, welche solches thun sollen, haben davon mehrentheils selbst keine hinlängliche Erkenntniß, viel weniger kommen sie in ihrer selbst erwählten Schreibrichtigkeit überein. Es fehlet uns an deutschen Orthographien nicht: Allein seitdem selbige das Licht erblicket haben, ist vieles besser untersuchet worden. Wer giebt sich die Mühe, aus den critischen Schriften der deutschen Gesellschaften das Nöthige, das Nützliche herauszusuchen? Wer hat sie? Wer lieset sie? Und wie vielen sind sie, nicht einmal dem Namen nach, bekannt? Ich bin daher entschlossen, der Schuljugend zum besten eine neue Schreibrichtigkeit nach den neuen Anmerkungen und den Gründen der deutschen Sprache herauszugeben, so bald sich ein Verleger dazu findet. Weil ich aber einen Satz annehmen müssen, der von der bisherigen Weise abgehet, und eine grosse Veränderung macht: So halte für gut, das er vorher bekannt gemacht werde, damit man anderer Meynungen davon vernehme,

und man die Leser schon voraus dazu geneigt mache. Wil demnach eine ansehnliche deutsche Gesellschaft in Greifswald einem Mitgliede der deutschen Gesellschaft in Leipzig die Gefälligkeit erweisen, und diese Gedanken ihren Samlungen einverleiben: So werden sie mich ihnen sehr verbindlich machen. Noch mehr sol es mich erfreuen, wenn sie entweder ihren Beyfal, oder die Gründe ihres Wiederspruchs mit anhangen. (*)

§. 20. Es sind die Zwillingbuchstaben noch übrig, welche man am Ende der Sylben und Wörter also gepaaret findet, die ich aber aus tüchtigen Gründen mit anderen verwerfe. Ich wil die ganze Sache hier untersuchen und darthun.

1. Die Zwillingbuchstaben sind diese: b b, d d, f f, g g, k k, l l, m m, n n, p p, r r, ſſ oder ß, t t, z z. Von diesen kommen b b, d d, g g, p p bey uns selten vor.

Sie

(*) Wir machen die Gedanken des gelehrten Herrn Venzky, so wie sie uns von ihm sind zugeschickt worden, mit vielem Vergnügen in unsern Blättern bekannt. Der Beytrag eines so geschickten Mannes wird uns auch ferner allemal angenehm seyn. Wir glauben, daß der Herr Verfasser alles gesagt habe, was zur Vertheidigung seiner Meynung gesagt werden kann. Wir sind derselben auch niemalen entgegen gewesen; wie man dieses unter andern aus der Schrift eines unsrer Freunde ersehen kann, die vor einigen Jahren ist herausgekommen, und in welcher, nebst andern Stücken einer besonderen und neuen Schreibrichtigkeit, auch alle Zwillingsbuchstaben sind vermieden worden. Inzwischen vermeynen wir gleichwol, einen zureichenden Grund zu haben, unsere bisher gewöhnliche Rechtschreibung noch zur Zeit beyzubehalten.

Sie heissen Zwillinge, weil sie einander immer begleiten und gepaaret sind. Sie müssen am Ende der Sylben und Wörter nach einem Vokal stehen, sonsten verdienen sie den Namen nicht. Den stehen sie so, das sie in zwoen Sylben vorkommen, als sollen, müssen, kommen: So werden sie durch die Aussprache von einander gerissen, und können auch im Schreiben getrennet werden. Wieder diese habe ich nichts einzuwenden. Man findet sie aber in folgenden Wörtern: Kindschafft, Drukk oder Druck, soll, kamm, kann, herr, muß, Gott, Nezz für Netz. Diese Benennung mag wol in den neueren Zeiten erst in Leipzig aufgekommen seyn. Sie rühren aus den unwissenden Zeiten her, da man noch sehr unrichtig und seltsam schrieb, z. E. unnd, hanndr, lanndt, genannd, lannng, lebenns, eendrstan, u. s. w. Nachdem man nun alle unnöthige und verdoppelte Buchstaben so wol von den Selbst- als auch den Mitlautern abgeschaffet hat: So hat man dennoch diese Zwillingbuchstaben in gewissen Wörtern unter einer gewissen Regel beybehalten, und meynet Grund dazu zu haben. Man hat nämlich den Satz angenommen: Wen ein Wort am Ende wächst und man höret so dan den letzten Mitlauter doppelt: So muß er immer, auch wen er am Ende allein stehen könte, doppelt geschrieben werden. Man hat diese Regel noch über dem nothwendig zu machen gesucht, wen man angenommen, das zweene Mitlauter den Vokal kurz machten und eine kurze Sylbe anzeigten, und sodan vorgegeben; das erleichterte den Ausländern die Sprache, zeigte, was kurz und was lang wäre, und wie man die anderen Fälle, wen das Wort wächst, bilden müsse.

Das

Das klingt schön: Aber ich wil zeigen, das es nur zum Schein gesagt wird, und diese Buchstaben nicht schützet.

2. Schon 1657. hat M. Joh. Bellin in seiner Hochdeutschen Rechtschreibung diese doppelten Buchstaben verworfen. Herr Freyer ist ihnen in seiner deutschen Orthographie nicht alzugünstig gewesen. Er lies sie zwar stehen: Erkante aber ziemlich ihr schwach gegründetes Recht, und verwies sie aus manchen Wörtern, als Gewinst, Schwulst, schaft ꝛc. Die deutsche Gesellschaft in Leipzig erkante auch, das ein doppelter Mitlauter vor einem anderen stummen Buchstaben unnöthig sey, und warf auch verschiedene weg. Ich zog wieder sie offenbar zu Felde im 8 Stück der critischen Beyträge, und lies dieselben nur aus Nachsicht in denn, wenn, daß, Herr, Gott. Man suchte mich zu wiederlegen: Allein nicht gründlich genung, wie man eben daselbst lieset. Ich ward immermehr bestärket, fand auch, daß der Herr Verfasser der Hamburg. Berichte eben meiner Meynung war, und das wir nach der Zeit verschiedene Nachfolger bekamen. Vorjetzo bin ich nun in dem Begrif, die ganze Frage zu untersuchen und zu entscheiden.

3. Ich nehme den Satz an: **Ein mitlautender Buchstab wird nicht eher verdoppelt, als wen er bey Verlängerung des Worts in der Aussprache doppelt gehöret wird.** Diese Regel gründet sich darauf: das ich keine Buchstaben schreiben mus, die ich nicht höre, und dienet dazu, das wir desto eher und leichter zur Schreibrichtigkeit kommen. Ich verwerfe demnach die Zwillingbuchstaben und verdoppele einen Mitlauter nicht eher, als wen er bey Ver-

längerung des Worts in der Aussprache doppelt gehöret wird. Den 1) mus man eben so schreiben, als man spricht, nicht andere, noch mehrere, noch wenigere Buchstaben mahlen, als die Zunge würklich anstöst. Das ist der Zweck des Schreibens. Je näher man demselben kömt, desto volkommener ist die Rechtschreibung. Ich verstehe aber die Aussprache der Hochdeutschen. Sie zerren zwar einige Sylben in einigen Provinzen länger: Aber das thut zur Sache nichts, weil man das im Schreiben nicht ausdrücket und nach meinen Regeln nicht ausdrücken darf. Nun stöst die Zunge gewislich nicht zweene doppelt gesetzte Buchstaben mit einmahl an, sondern nur einen, bis noch ein Lautbuchstab angehänget wird, alsdan höret man ihn erst z. E. Falle. Das aber die Zwillingbuchstaben einen Vokal kurz machen, oder seine Kürze anzeigen, ist falsch, und wird unten dargethan werden. 2) Eben dieses bestätigen die ältesten und berühmtesten Sprachen, die am ersten wohl bearbeitet worden, die Hebräische, Griechische und Lateinische. Die Lateiner schreiben z. E. fel, mel, nicht fell, mell, weil sie fellis und mellis sagen. Sagt man gleich illustrissimus und celerrimus, so schreiben sie doch nur illustris, celer. Ja sie ändern wohl gar mit uns und den Griechen den Stambuchstaben und setzen den veränderten oder weggeworfenen Stambuchstaben wieder an seinen Ort, wen das, so es verursachte, wiederum wegfält, welches noch mehr ist. Nun haben alle Sprachen bey allen Besonderheiten dennoch Dinge mit einander gemein. Und dieses, wie man einen Thon ausdrücken und deswegen das Stamwort verändern sol, gehöret mit dazu. Sind jene Sprachen gleich nicht vol-

volkommen: So hat man doch an ihrer Volkommenheit eher glücklich gearbeitet, als an unserer. Sind gleich die Engländer und Schweden Freunde der Zwillingbuchstaben: So folget nichts mehr daraus, als das sie es noch nicht eingesehen. Ich kan auch nicht zugeben, das der zweyte Mitlauter zum Stamworte gehöre, und nicht wegfallen könne noch dürfe. Das man ehemals sie so geschrieben, beweiset nichts. Man bringt jetzo unsere Sprache erst recht in Ordnung. Viele Stamwörter haben keine doppelte Buchstaben: Es ist auch daran nichts gelegen, ob das Stamwort verändert, oder etwas unkentlicher gemacht wird. Das ist wieder Herrn Schottels Grund in seinem ausführlichen Werke über die deutsche Sprache p. 192. 3) Die Gründe, womit man dieselbigen vertheidiget, sind zu schwach. Wir wollen sie hören. Sie sollen a) eine kurze Sylbe anzeigen, ja mein Gegner in den critischen Beyträgen scheuet sich nicht zu schreiben: das sie von Natur den Lautbuchstab verkürzten, welcher von Natur lang seyn sol. Allein erstlich leugne ich, das sie von Natur einen Selbstlaut kurz machen. Der Gewohnheit nach sollen sie es zwar thun, aber nicht von Natur. Ich sehe dazu keinen Grund. Sondern finde vielmehr, das eine Verdoppelung verlängere, wie auch bey den Griechen und Römern geschehen, und das es mehr Zeit erfordere, wen die Zunge viele Konsonanten, als wen sie einen anstöst; und wen ein Vokal sich durch verschiedene stumme Buchstaben gleichsam durcharbeiten und sie beleben mus, als wen er nur einen bey sich hat. Ferner leugne ich, das alle Selbstlaute lang sind. Von Natur giebt es lange und kurze, wie wir bey den

Hebräern und Griechen mit Augen sehen, und wie wir bey uns auch mit Ohren hören. Haben wir gleich, wie die Lateiner, nur einerley Zeichen: So sind sie doch bey uns theils lang, theils kurz, wie oben erwiesen, ohnerachtet wir es in der Schrift nicht allezeit ausdrücken können. §. 17. Und da kömt es den nicht darauf an, ob ein oder mehrere stumme Buchstaben von einer oder zweyer Art dabey stehen: die ändern an sich die Länge oder Kürze nicht, z. E. die Rast, quies, ist kurz, er rast, delirat, ist lang. Zweytens frage ich: Warum schreibt man sie den hinter den langen Vokalen und Doppellauten? Man hat ja bisher, dieß, verließ, Fleiß, Groß, saß, fraß, stößt u. d. g. geschrieben. Da fält ja dieser Nutzen weg, und man siehet, das es ihnen nicht natürlich ist, eine lange Sylbe kurz zu machen. Drittens, sollen und können die Zwillingbuchstaben eine kurze Sylbe anzeigen: So mus ich sie immer in allen kurzen Sylben dazu gebrauchen, damit die Schreibrichtigkeit einförmig werde. Geschicht das, so müssen sie noch viel gemeiner werden. Man müste schreiben: hörenn, lesenn, liebenn, dieseß, mann, mitt, inn, etwann, Tullpe, hellfenn, mustst, Lustst, Königinn, Länderr. Dagegen müste man die langen Sylben mit einem Buchstaben so schreiben: Last, für laßt, Grosmutter, Stos, Schoos, blos, bestimt. Welche Unrichtigkeit herschet noch in diesem Stücke! Ja sollen die Zwillingbuchstaben eine kurze Sylbe anzeigen: So müste ich bey Verlängerung des Worts, wen man noch einen Konsonanten von dem Vorhergehenden gebraucht, den dritten schreiben. Z. E. soll-len, stattten, kämm-me. Den die beyden ersten zeigten die

Kürze

Kürze an, und leisteten ihre Dienste, und wen ich noch einen in der anderen Sylbe gebrauche: So müste ich noch einen schreiben, oder der eine müste für zwey Man stehen. Das ist aber auch nicht erlaubt: den was geht die erste Sylbe der andern an? Jede Sylbe hat ihr Recht, ihre Zeit und ihre Buchstaben. Theile ich aber sol=len, kön=nen: So schliest doch nur ein einfacher Mitlauter eine kurze Sylbe, und das wäre eine neue Abweichung von der Regel, mithin erwächset daher eine neue Unrichtigkeit.

Man nimt b) seine Zuflucht zu den **Ausländern.** Diese Zwillingbuchstaben sollen ihnen zeigen, **was kurz auszusprechen sey.** Allein so schön das klinget, so viel habe ich darauf zu antworten. 1) Das müssen sie von den Sprachmeistern lernen, wie sie die Sylben auszusprechen haben. 2) Warum wil man sich so viele überflüssige Buchstaben ohne Noth und mehrentheils ohne Nutzen der Ausländer auf den Hals laden? 2) Ist diese Hülfsregel der Aussprache noch sehr unrichtig und unvolkommen, wie ich allererst erwiesen habe. Z. E. in Dunkel ist ja die letzte Sylbe kurz, ob gleich nur ein l da ist, und in gemäß ist sie lang, ob gleich ein ß da stehet. Und so in vielen anderen. 4) Die Aussprache ist ja nicht gleich. Einige dehnen das lang, was andere kurz sprechen. Bekömt z. E. ein Ausländer einen Schlesier zum Lehrer: So wird er ihm **Schluß** und **muß** lang aussprechen lehren, und die obige Regel würde ihn mehr verwirren. Ist es nun nicht besser, das man einfache Buchstaben schreibt, und läst einen jeden aussprechen, wie er wil oder geführet wird? Er wird doch mehrentheils mit einigen Deutschen reden. Wen die Sylben sehr

lang sind und drey moras oder Wortzeiten haben, so verdoppelt man den Vokal, oder setzt das h oder e hinzu, und damit müssen sie sich behelfen. Musten doch die Römer die Länge und Kürze der Sylben auch aus der Gewohnheit und dem Gehör lernen, daher wir sie nun gröstentheils nicht so aussprechen, wie sie. 5) Man lehre ihnen nur, wo sie den Thon hinsetzen sollen. Der Thon verdoppelt eigentlich die moras nicht, d. i. er ziehet die Sylbe nicht in die Länge, sondern erhebt die eine, und läst die andere fallen. Eben wie in der Singekunst. Die höhere Note kan wohl ein halbes Virtel seyn, wen die niedrige einen halben Tackt ausmachet. Also kan der Thon eine kurze Sylbe erheben, und eine lange fallen lassen, wie in unseren Versen zu sehen ist, da man sich nur nach dem Steigen und Fallen des Thons richtet, dagegen die Lateiner auf die moras sahen. Wo aber der Thon stehet, das müssen andere Regeln den Ausländern zeigen.

c) Sollen die Zwillingbuchstaben die Ausländer unterrichten, **wie die Worte, wen sie wachsen, zu bilden sind**, damit sie nicht fäl=en, kem=en, sol=en schreiben. Aber 1) ist die Last wieder zu gros. Darum, das man in einem Falle einen doppelten Buchstaben gebraucht, sol man ihn ohne Noth in hundert Fällen schreiben? 2) Das müssen sie aus den Büchern lernen, wie wir bey dem Griechischen, Lateinischen und Französischen vieles aus den Grammatiken, den Wörterbüchern, und aus der Uebung lernen müssen. 3) Können sie die Worte erst verstehen und sprechen: So werden sie dieselben auch schon schreiben und beugen lernen. Man lehre ihnen, 4) welche Endungen sich vom Vokal, und welche vom Konsonanten anfangen,

gen,

gen, und zeige, durch was für Bindungs=und Fügungsmittel sie angehängt werden. Einige fangen sich vom Konsonante an, als lich, schaft, haft, bar, sam, s, st, t ꝛc. Diese brauchen keinen Doppelbuchstaben vor sich, und ein Ausländer kan dabey nicht sündigen. Vielmehr werden zuweilen Buchstaben vor ihnen weggeworfen, als von lieben, liebest, liebet, wo das n wegfält. Einige Endungen fangen sich vom Vokal an, als e, en, er, el, ey, isch, icht, ig ꝛc. Sollen die angehängt werden: So geschichts entweder ohne alle Veränderung, oder es fält ein Buchstab weg, oder er wird verändert, oder er wird verdoppelt. Das mus man zeigen.

4. Die Zwillingbuchstaben haben also keinen Nutzen, sondern richten nur Verwirrung und Mühe an. Man mus viele Buchstaben ohne Noth schreiben und drucken. Sie müsten noch in vielen Wörtern angenommen und in vielen weggeworfen werden. Den Artikel das müste man mit einem doppelten s, und das, quod, mit einem einfachen schreiben. Den die Aussprache ist einerley, und im Artikel das braucht man ein doppeltes s, wen er wächst, bey dem Bindeworte aber nicht. So auch in was, als: dasselbe, dessen, wessen, wasserley. Man sehe die critischen Beyträge nach, I. B. p. 609. das ß oder sz aber ist gar unförmlich, wie oben erwiesen.

5. Man hat diese Zwillinge schon in gewissen Fällen getrennet, als 1) wen sie dreymahl geschrieben werden solten, als in Kammacher, Pfarregister, Stalleuchter, Dammühle, Schlusseufzer; 2) Man läst sie weg, wen sie nicht gehöret werden, in reiten, streiten, pfeifen, ob man gleich sagt; geritten,

ten, gestritten, gepfiffen, und das Wurzelwort von den Alten mit Zwillingen geschrieben ward. Man läst sie 3) weg, wen in einer Sylbe viele Mitlauter zusammen kommen, als schärfst, Brüderschaft, Gewinst, Gestalt, Brunst, Gunst, Kunst, wilst, solst, solt, trift, gröste ꝛc. Man hat sie häuffig weggelassen, 4) in Bürgerin, Bäuerin, Fürstin, Erkentnis, Zeugnis, Gedächtnis u. s. w. Man lese Freyers Orthographie p. 52. 54. 14. 20. 338. 345. Sol man sie hier und in vielen andern Fällen wieder annehmen? oder die Verwirrung dulden? Man werfe sie alle weg, so kömt man am ersten zur Grundrichtigkeit. Die Einwendung ist nichtig: Man würde sich bey manchen Worten und ihrer Bedeutung verwirren. Den andere Kenzeichen, grosse Buchstaben, der Artikel, der Zusammenhang des Textes, der viele Wörter, die auf einerley Weise geschrieben werden, unterscheidet, werden auch in diesem Falle dienen können. Also wird man auch aus dem Zusammenhange leicht sehen können was Her, wen, den, das an einem jeden Orte bedeuten sol.

## III.

## Andere Fortsetzung des Verzeichnisses deutscher Uebersetzungen alter lateinischer Scribenten.

Wir mußten bey dem Schlusse des siebenden Stückes dieser Versuche abermal unsere Erzählung wegen Mangel des Raums abbrechen. Es blieben noch einige schon ausgearbeitete Nach-

Nachrichten übrig; und dieſe ſind es, welche wir jetzund unſern Leſern mittheilen wollen.

## OVIDIVS de arte amandi.

**Die Kunſt zu lieben, oder *Extract* auß des *Ovidii Arte amandi*, auf Verlangen eines guten Freundes überſetzet, und mit beygehenden Schreiben Jhme zugeſchicket.**

Der Verfaſſer dieſer Ueberſetzung iſt ein Mitglied der Pegneſiſchen Blumen-Geſellſchaft; und ſie findet ſich in einer Sammlung von Gedichten, die er im Jahr 1702. unter dem Titel: **Chriſtliche Veſta und Jrrdiſche Flora**, herausgegeben hat. Das Schreiben, deſſen in der Ueberſchrift gedacht wird, enthält ein Lob der Liebe, und einen Beweis, daß die Liebe ohne Kunſt und Geſchicklichkeit nimmer beſtehen könne. Der Verfaſſer führt daher ſeinen Freund, dem er alles Gute gönnet und der vielleicht kein Latein verſtanden hat, bey dem Ovidius in die Schule. Doch mit dieſer Behutſamkeit: Ich habe, ſchreibt er, ſeiner allzufreyen Feder, mit Beſchneidung der meinigen, ziemlichen Einhalt gethan, auch dasjenige, was ich gar zu ſchlüpferig und ſonſt unanſtändig befunden, mit Fleiß übergangen und ausgelaſſen. In Draudii Bibliotheca Librorum Germanicorum Claſſica finden wir noch folgenden Titel einer Ueberſetzung, die wir nicht geſehen haben:

*Ouidius de arte amandi*, verteutſcht, vnd mit vielen luſtigen Liedern vnd Reimen geziert. Leipzig bey Voigt 1603. 8. vnd Magdeburg bey Frank. 1609.

OVIDII
Metamorphoseon Libri.

P. Ouidij Nasonis deß aller Sinreichsten Poeten *Metamorphosis*, das ist von der wunderbarlicher Verenderung der Gestalten der Menschen, Thier, vnd anderer Creaturen. ꝛc. Jederman lüstlich, besonder aber allen Malern, Bildthauwern, vnnd dergleichen allen Künstnern nützlich, von wegen der ertigen Jnuention vnnd Tichtung. Etwan durch den Wolgelarten M. Albrechten von Halberstatt inn Reimeweiß verteutscht, Jetzt erstlich gebessert vnd mit Figuren der Fabeln gezirt, durch Georg Wickram zu Colmar ꝛc.

*Epimythium*
das ist
Der lustigen Fabeln des obgemeltes Buchs Außlegung, jederman kurtzweilig, vornemlich aber allen Liebhabern der Edlen Poesi stadtlich zu lesen, Gerhardi Lorichij Hadamarij. Getruckt zu Meyntz bei Juo Schöffer, *Anno M. D. LI.* in Folio.

Wir glauben, daß dieses die erste Ausgabe von der Albrechtischen Uebersetzung sey, so wie sie von Georg Wickram ist verbessert worden. Jm ersten Stück der Crit. Beytr. auf der 26 S. wird zwar einer Ausgabe von 1545. gedacht. Allein dieses kann leicht ein Jrrthum seyn, dazu die Unterschrift des Vorberichts des Lorichius vielleicht Gelegenheit gegeben hat. Derselbe ist 1545. unterschrieben. Kann sich aber

der würkliche Abdruck nicht bis 1551. verzogen haben? Wir haben dergleichen Exempel bey den alten Ausgaben; und die Worte auf dem Titel: Jezt erstlich, machen unsere Muthmassung noch wahrscheinlicher. Das erste, was man in dieser Ausgabe findet, ist eine Zuschrift von Jörg Wickram zu Colmar an Wilhelm Böckle von Böcklinsaw, Oberuogt zu Rufach vnd inn der Mondat. Er giebt darinn von dieser Uebersetzung Nachricht, und was er dabey gethan habe. Sie ist ohne Benennung des Jahrs unterschrieben: Colmar den 25. Decembris; und nimt eine Seite ein. Derselben folgt auf drittehalb Seiten Meyster Albrechts Prologus, so wie er bey allen andern Ausgaben zu finden ist. Hierauf erscheint abermal eine kurze Anmerkung von Wickram. Er entschuldiget darinn, warum er Albrechts Prologum so habe abdrucken lassen; nämlich, nicht desselben zu spotten, sondern zu zeigen, wie die Uebersetzung aussehen würde, wenn sie ohne Ausbesserung wäre abgedruckt worden. Und zulezt sagt er mit wenigen, was von den Fabeln des Ovidius zu halten sey. Nach dieser Anmerkung kommen einige Verse, von welchen Wickram gleichfalls Verfasser ist, und welche diese Ueberschrift führen: die Vorrede inn diß Buch. Wir finden sie bey den andern Ausgaben nicht mehr; deßwegen wollen wir sie hieher setzen.

Ovidius ist mein rechter namen
Glert Leut die kennend mich alsamen
Die so mein bücher Hand gelesen
Müssen mein zeugen jetzund wesen,
Geschrieben hab ich inn Latein
Zierlicher schöner bücher neun

Welche zů nennen werrn zů lanck
Jedoch so sthot mir mein gedanck
Vnder den neůnen eyns zů nennen
Damit jr semlichs mögt erkennen
Metamorphoseos ist sein nam
Welches sehr lůstig ist alsam
Welches Buch heist inn teutscher Zung
Der waren Gstalt verenderung
Dauon dann dieses buch vil sagt
Zům Baum wirt manche schone magt
Zů Steynen werden Leůt vnd Fiech
Das Gflůgel offt verstellet sich
Von eynem Mann wirt offt eyn Weib
Eyn Weib bekummet Mannes leib
Also mancherley Creatur
Verwandelt sich auß jr natur
Auch wie das volck so mancher hand
Abgötter ehrten on verstandt
Dann jedlichs ding sein eygen Gott
Hatt, also jr der Teuffel spott
Diß buch ist gteylt inn fůnffzen theil
Drum lieber Leser sunder eil
Mustu diß bůch lesen mit fleiß
Denn es zwar hat eyn sunder weiß
Eyn buch sich inn das ander flicht
Vnd mag verstanden werden nicht
So mans nit hebt da vornen an
Vnd demnach fort hindurch thut gahn
So magst verstehn sein lieblichkeit
Vnd frembde Fabeln so es seit
Welche dich so du schleffrig bist
Gar mundern vnd dein gmůt erfrischt

Hierinnen magstu werden gwar
Von wannen kompt der ölbaum har
Deß gleich der Popelbaum vnd Lind
Ouidius der lert dich geschwind
Wo man den Weg hinfärt zur Hell
Daruor vns Gott beware woll
Vnd theyl mit vns sein ewigs Reich
Das wünscht Jörg Wickram allen gleich.

Hierauf folget noch eine Zuschrift. Der Verfasser derselben ist Gerhardt Lorich von Hadamar; und sie ist gerichtet an Herrn Eberhardten Rüden von Collenbergk, Meyntzischen Churfürstl. Hoffmeyster, der Göttlicher Philosophi Mecenat ꝛc. Sie ist drey Bogen stark, weniger eine Seite, und hat diese Ueberschrift: Zuschreibung sampt dem Bericht der Poetischen Art; unterschrieben aber ist sie folgendergestalt: Zu Meyntz im Augustiner Kloster. Anno auff dinstag nach Bartholomei. Anno 1545. Sie ist eben dieselbe, daraus im ersten Bande der Crit. Beytr. auf der 477 u. f. S. ein weitläuftiger Auszug gegeben wird. Vielleicht hat Feyerabend dieselbe einigermassen umgegossen, und sie darauf in seinem eignem Namen seinem Freunde dem Herrn Reußner zugeeignet.

*P. Ouidii Nasonis Metamorphosis* oder Sinn-reicher Gedichte von Verwandlungen, Erster Theil, enthaltend die sieben ersten Bücher, gezieret nicht nur allein mit Lehrreichen über jede Fabel, aus dem Französischen in das Teutsche übersetzten herrlichen Anmerkungen, sondern auch mit gantz neuen, über die in denenselben vorkom-

men-

menden Handlungen, beygefügten Kupfer-Figuren, inventiret und herausgegeben von Johann Jacob von Sandrart. Nürnberg, 1698. in groß Folio.

Dieß ist ohnstreitig die prächtigste Ausgabe, die wir im Deutschen von den Verwandlungen des Ovidius haben. Sie unterscheidet sich vor allen andern nicht nur durch eine sehr richtige und nicht unangenehme Uebersetzung; sondern insonderheit auch durch ihre äusserliche Schönheit, durch die Grösse und Sauberkeit des Papiers, durch einen netten Druck, und durch die vielen vortrefflichen Kupfer. Diesen letzten haben wir das ganze Werk zu danken. Denn man hat sie wol nicht um der Uebersetzung willen gestochen, sondern die Uebersetzung ist wol ohnstreitig um der Kupfer willen unternommen worden. Herr **Johann Jacob von Sandrart**, ein sehr berühmter Kupferstecher zu Nürnberg, hat das ganze Werk besorget. Er hat die Kupferplaten selber mit sehr vielem Fleisse verfertiget, die Uebersetzung aber einem andern aufgetragen. Die Kupfer sind sehr schön gerathen, und machen dem Werke ein recht prächtiges Ansehen. Wer aber der Uebersetzer sey, solches können wir nicht sagen. Inzwischen verdienet derselbe sehr viel Lob. Die Uebersetzung ist größten Theils in Prose; und wir haben bemerkt, daß gemeiniglich die in den Fabeln befindlichen Reden in Verse übersetzt worden sind. Es ist zu bedauren, daß der **Herr von Sandrart**, noch ehe dieses Werk völlig fertig geworden ist, bereits mit Tode abgegangen. In der Vorrede wird zwar versprochen, daß der Sohn desselben, **Laurentius von Sandrart**, den andern Theil auf eben der Art besorgen

sorgen wolle. Wir können aber nicht sagen, ob dieses geschehen sey. Die besondere Schönheit dieses Werks, welches gewiß unserm Vaterlande Ehre macht, und hiernächst auch die Seltenheit desselben, verbindet uns, unsern Lesern, zur Probe der Uebersetzung, eine ganze Fabel mitzutheilen. Es soll die sechste im ersten Buche des Ovidius seyn.

„Nachdem Jupiter die Unmenschlichkeit dieses Ge„schlechts hatte wahrgenommen, so erseufzete er in sich„selbsten, und, gedenkend an die Mordmahlzeit, so Ly„caon ihm bereitet hatte, davon den andern Göttern „noch nichts kund war, gerieth er in eine Entrüstung, „die ihm als dem Jupiter billig zustehet; er ließ dero„halben alsobald den Rath der Götter zusammen kom„men, die sich denn auch nicht lang säumten auf ge„schehenes Erfordern zu erscheinen.

„Es ist ein gewisser Weg am Himmel, den man gar „deutlich sehen kann, wann die Luft hell und heiter ist, „den man wegen seiner grossen Weisse die Milchstrasse „nennet; auf diesen pflegen die Götter zu gehen, wann „sie sich bey dem Jupiter einfinden. Neben diesem „Weg recht und linker Hand stehen die Wohnungen „der vornehmsten Gottheiten, deren Thüren allezeit „offen sind, die andern geringere Götter wohnen ander„wertig in dem Himmel hin und wieder. Dieses ist „der Ort, welchen man, wann erlaubt ist himmlische „Sachen mit irrdischen Namen auszudrucken, gar „füglich die Burg des Himmels nennen kann.

„Wie nun die Götter in dem grossen Marmorglei„chen Saal sich niedergelassen, so erschien Jupiter auf „einem erhabenen Ort, mit einem Helfenbeinern Zepter

„in

„in der Hand, und nachdem er den Kopf drey oder vier-
„mal geschüttelt, und damit zugleich Himmel, Erd und
„Meer bewegt, so brach er mit Unwillen in folgende
„Worte heraus:

„Gewiß, ich war zu jener Zeit von Sorg und Kummer nicht
so matte,
„Als die vermeßne Riesenschaar ihr hundert Arme ausge-
streckt,
„Und uns die Fesseln angedroht. Hat dieser Feind uns gleich
erschreckt,
„So war es doch nur ein Geschlecht, das durchgehnds gleichen
Ursprung hatte.
„Nun aber leider ists an dem, daß auf dem grossen Rund der
Erden
„Das ganze menschliche Geschlecht (ich schwöre bey dem Höl-
lenfluß,
„Der Götter allerhöchsten Schwur, der vest gehalten werden
muß)
„Ich wolle oder wolle nicht, von mir muß ausgerottet werden.
„Zwar eines klugen Arztes Brauch ist, daß er alles erst
probire,
„Doch wenn er an der Wunde spürt, daß er nichts mehr zu
hoffen hab,
„So schneidt er das verfaulte Glied mit scharf geschliffnem
Eisen ab,
„Damit es seinen Gift nicht auch in die noch frische Theile
führe.
„Es sind die Halben-Götter dort, die annoch bey der Erde
sitzen,
„Der Faunen und Sylvanen Schaar, und was man Nymph
und Satyr nennt,
„Weil wir des Himmels hohe Burg denselben noch nicht
zuerkennt,
„So müssen wir sie doch bey dem, was ihnen eingeräumet,
schützen.

„Meynt

„Meynt ihr, daß diese sicher seyn, daß man nicht suche sie zu
fällen?
„Da mir, des Himmels höchstem Haupt, der ich mit Donner
strafen kann,
„Und euch zu meinen Helfern hab, Lycaon, der verruchte Mann,
„Sich frevelhaftig unterstund, ganz hinterlistig nachzustellen.

„Ob diesem Vortrag erstaunten alle Götter, und
„verlangten mit grossem Eifer, man sollte denjenigen,
„der etwas solches sich vermessen, ihnen heraus geben,
„und ward ein Tumult darüber im Himmel nicht an-
„ders, als hier zu Rom geschehen, da eine gottlose Hand
„sich vorgenommen, mit dem kayserlichen Blut auch
„den ganzen römischen Namen auszutilgen: da dann
„das menschliche Geschlecht, ob dem Schrecken vor
„einem solchen Unfall, erzittert und die ganze Welt
„sich entsetzet hat. Auch ließ Jupiter den guten Wil-
„len seiner Nebengötter sich nicht weniger gefallen, als
„Augusto der Eifer der Seinigen in solchem Fall an-
„genehm war: Derohalben nachdem er mit der Hand
„und Stimme das Getös etwas gestillet, begaben sie
„sich alle wieder zur Ruhe; darauf Jupiter, der durch
„sein Ansehen das Getümmel gedämpft, in seiner Er-
„zählung also fort fuhr;

„Er zwar hat seine Strafe schon (seyd darum ohne Sorg)
empfangen.
„Dort hört den ganzen Handel an, und wie er abgelaufen sey:
„Ich hörte, was ich nicht gewünscht, von Schand und Lastern
ein Geschrey,
„Und bin, um alles recht zu sehn, gleich als ein Mensch hinab-
gegangen.

„Ich will die Sünden ohne Zahl, die ich da fand, euch nicht erzählen:
„Die That war schlimmer als der Ruf. Ich gieng die Berge ab und auf,
„Vom Mänalo auf den Lyce: und endlich nach vollendtem Lauf,
„Wollt ich in des Tyrannen Hauf' die Abendherberg mir erwählen.
„Ich gab ein Zeichen bald von mir, daß eine Gottheit angekommen;
„Das Völklein fiel bald auf die Knie. Lycaon trieb den Hohn darob
„Und sagte letzlich: Habt Gedult! ich will durch eine sichre Prob
„Heut sehn, ob der vermeynte Gott auch sey der Sterblichkeit entnommen.
„Sein Absehn war, er wollte mich des Nachts im ersten Schlaf erwürgen.
„Noch mehr! er schnitt auch einem Mann die Kehle unbarmherzig ab,
„Von dem er das gebratne Fleisch mir zu der Abendmahlzeit gab;
„Der Mann war vom Molosser-Volk gesandt zu ihm statt eines Bürgen.
„Dieß war kaum auf den Tisch gesetzt, da ließ ich gleich mein Feur ausbrechen,
„Und stürzte das verfluchte Haus in einem Augenblick zu Grund.
„Er floh vor Schrecken auf das Feld; dort läuft er wütend um jetzund,
„Und kann, wie sehr er sich bemüht, kein menschlich Wort nicht mehr aussprechen.
„Er fällt die Thiere grimmig an, und hat am Blut noch sein Behagen:
„Er ist in einen Wolf verkehrt; die Kleider sind ein zottigt Haar,
„Die Stirn sieht noch ganz düster aus, und greulich, wie sie vormals war,
„Er muß die wilde Ungestalt noch im Gesicht und Augen tragen.

„Nun

„Nun ist dieß Haus zwar umgekehrt, die That, wie sichs gebührt, gerochen.
„Allein, damit ists nicht genug! So weit die Erde sich ausbreit't,
„Findt man beym menschlichen Geschlecht fast nichts als nur Unmenschlichkeit.
„Drum müssen sie auch alle dran; das Urtheil sey hiemit gesprochen.

*Metamorphoses d' Ovide en Rondeaux imprimez & enrichis de Figures*, die Verwandlungen des *Ovidii* in 226. zweyreimichten, nemlich acht- und fünf-bündigen Rundgedichten oder *Rondeaux*, überall mit schönen Figuren, und einer kurzen Auslegung derselben herausgegeben. Nürnberg 1689. 8.

Wir können dieses Werk zwar eben so wenig unter die Uebersetzungen des Ovid rechnen, als vorhin des Schöfferlins Arbeit unter die Uebersetzungen des Livius. Inzwischen müssen wir doch desselben allhier wegen seines Titels gedenken. Jede Fabel ist in einem Holzschnitt vorgestellt, und unter demselben ihr Innhalt in Prose ganz kurz erzählt. Auf der Seite gegen über steht allemal ein französisches und deutsches Rundgedicht. Wir wollen eines zur Probe hersetzen:

## Lycaon ein Wolf.

Um groß zu seyn, wie der Lycaon war,
Brauchts weiter nichts, ja gar nicht um ein Haar,
Als Feind zu seyn von tugendhaften Dingen,
Voll Frevelgifts nach allen Lastern ringen,
Und gleich zu seyn der schwarzen Höllenschaar.

Der ward ein Wolf verwandelt ganz und gar:
Und lehret uns vernehmlich hell und klar,
Es geh nicht an durch Laster sich zu schwingen,
Um groß zu seyn.
Sein Reich und Haus vergieng in der Gefahr,
Und schlug der Blitz mit hellen Stralen dar:
Er sah den Rauch sich durch die Flammen schlingen,
Und konnte kaum als Wolf von dannen springen.
Ein Fürst thu recht und klüglich bis zur Baar,
Um groß zu seyn!

Schöne Figuren aus dem Ovidio mit teutschen Reimen Johann Posthii. Frankfurt bey Fischers Erben, in 4.

Diesen Titel eines Werks haben wir in einem alten Bücherverzeichnisse gefunden. Weil wir es aber selbst nicht gesehen haben, so können wir weiter nichts davon sagen.

## IV.

**Johann Grüwels, Kaiserlich-gekrönten Poeten und Burgemeisters zu Cremmen, Richtschnur der hochteutschen Orthographie oder Rechtschreibung, mit Anführung der Ursachchen, warum also zu schreiben sey, mit Widerlegung dessen, so ihnen scheinet entgegen zu seyn, auch mit Hinbeyfügung eines Registers, wie die zwey- und gleichdeutigen Wörter zum Unterscheid können geschrieben werden. N. Ruppin, druckts Wendelin Müller 1707. 1 Alphabeth 7 und einen halben Bogen, ohne die Zuschrift und Vorrede, in 8.**

Die Rechtschreibung ist unseres Bedünkens derjenige Theil der Sprachkunst, der der meisten Schwü-

Schwürigkeit in Ansehung der genauen Bestimmung, wie diese und jene Wörter sollen geschrieben werden, unterworfen ist. Es ist ausgemachet, daß sehr vieles, und in den Grundwörtern alles, auf die Aussprache ankömmt. Wem kann aber unbekannt seyn, daß solche in einer jeden Provinz eines Reiches verschieden ist. Die Franzosen, die ihre Sprache auf einen so hohen Grad verbessert und alles mit den sichersten Regeln bevestiget haben, sind dennoch in der Rechtschreibung nicht immer einerley Meinung. Man halte nur die neuesten Schriften ihrer spracherfahrnen Schriftsteller gegen einander. Man wird hie und da einen Unterscheid bemerken.

Der Herr Johann Grüwel, Gerichtsherr, Poet und Burgemeister in Cremmen, wie er die Zueignungsschrift unterzeichnet, hat den löblichen Vorsatz gefasset, diese Verschiedenheit in einem so ansehnlichen Theile der Sprachkunst bey uns Deutschen abzuschaffen, und dagegen eine durchgängig gleiche Rechtschreibung einzuführen. Wir wollen anietzo von denenjenigen nicht handeln, die vor oder nach ihm eben dergleichen Bemühungen unternommen, sondern lediglich bey den seinigen stehen bleiben. Daß er seinen Zweck nicht erhalten habe, zeiget die Erfahrung, und die Wahrheit zu sagen, die vielen ungewöhnlichen Veränderungen, die er in der Rechtschreibung unternommen, hat ihm keinen bessern Erfolg versprechen können. Wir sind versichert, daß unsere Leser, wenn wir ihnen in dem folgenden Auszuge die Proben davon geben werden, uns ihren Beyfall nicht versagen können.

Ehe der Verfasser zu der eigentlichen Richtschnur der hochdeutschen Orthographie schreitet, schicket er eine Vorbereitung dazu voran, welche die ersten und allge-

meinen Gründe der Rechtschreibung enthalten soll. Sie bestehet aus drey kleinen Abschnitten. Der erste schliesset eine Verdeutschung der grammatikalischen Kunstwörter in sich, doch nur zum Beweise, daß dieselben sich verdeutschen lassen, weil der Verfasser, um nicht unverständlich zu werden, sich der lateinischen bedienen will. Der zweite führet die deutschen, lateinischen, griechischen und hebräischen Buchstaben nebst einigen Anmerkungen, worinn sie übereinstimmen oder verschieden sind, an, und in dem dritten liegen die Hauptgründe der Orthographie. Derselben zehlet der Verfasser zweene. Der erste ist die Aussprache oder Ausrede, das Aussprechchen Hieraus ziehet er folgende Regeln: 1) Wie die Worte ausgesprochchen werden, so muß man sie auch schreiben. 2) Was mit der Aussprache nicht übereinkommt, das ist nicht Ortographisch. Von diesen beiden Regeln sagt er, sie wären so general und catholisch, daß inen alle andere Ursachchen weichen müssen. 3) Die Schreibahrt, die mit der Aussprache übereinkommt, ist orthograpisch. Diese Regel wird durch 5. Einschränkungen genauer bestimmet. Es muß nemlich die Schreibart a) die Stammbuchstaben, b) nicht zu viele oder zu wenige Buchstaben haben, c) die Zweydeutung vermeiden, d) die gewöhnliche Buchstaben von den verwandten gebrauchen, e) die Anbindung, Theilung und Schriftscheidung in Acht nehmen. Diese Einschränkungen werden durch die folgende Regeln erkläret, die wir kürzlich anführen wollen. 4) Wenn ein einsylbiges Wort nicht wandelbar ist, so darf es am Ende nur mit einem Consonanten geschrieben werden, als: wol, mir. 5) Die Zweydeutung

zu

zu verhüten, wird bisweilen ein Buchstab überflüßig geduldet; muß aber nicht aüsgesprochen werden, als: Waar, daß. 6) Wenn ein einsylbiges Wort wandelbar ist, richtet es sich nach der Abwandelung, als; Gras, nicht Graß; blind, nicht blint. Die 7. und 8. Regel erklären, was regelmäßig heisse, nemlich, was mit der Regel übereinkommt, oder nicht übereinkommt. *Ratio pronunciationis* gehet allen andern grammatticalischen Ursachchen vor. 10) *Ratio pronunciationis* und *compositionis* sind niemals wider einander. 11) Wenn *ratio pronunciationis & derivationis* inn einer Schreibart zu befinden, so ist sie besser als die, so sich nur in einer gründet. 12) Wenn die Aussprache als *causa* sich ändert, so ändert sich auch die Schreibahrt, als *Effectus*. 13) Von gleichen muß Gleiches geurtheilet werden. 14) Die deutliche Schreibahrt ist der undeutlichen vorzuziehen. Hierauf schreitet der Verfasser zu seinem andern Hauptgrunde, nemlich der Gewohnheit oder dem Gebrauche. Weil man nicht immer aus der Aussprache vernehmen kann, was für ein Consonant in diesem oder jenem Worte zu setzen ist, so muß darinn der Gebrauch der Aussprache zu Hülfe kommen. Selbiger aber muß ihr niemalen zuwieder seyn. Er muß sich nur auf das erstrecken, was anfänglich willkührlich gewesen ist, und kann das nicht einführen, was gegen die grammatikalischen Regeln ist, welches auch weder durch die Länge der Zeit, noch durch die Anzahl der Mißbrauchenden gerechtfertiget werden kann. Dieß ist der Innhalt der 6. ersten Regeln. Wir wollen die übrigen mit ihren eigenen Worten anführen. 7) Die verwandtärtige

Litter hat nicht Staht vor einer gleichärtigen, als: geschnitten, gelitten; nicht geschnidten, gelidten. Hiebey sind 3. Ausnahmen gemacht. a) Wenn das d vor dem t gesetzet wird, den Ursprung anzuzeigen, als: tödten. b) Inn den *Syncopatis*, als: gerdt, verwandt. c) Zum Unterscheid, als: die Städte, die Stäte. 8) Was mit wenigen Buchstaben kan geschriben werden, soll nicht mit vilen geschehen. Auch diese Regel hat 3. Ausnahmen. a) Wenn die Stamm-Wörter einen doppelten Consonanten erfodern, als: faß von fassen. b) Wenn die *Analogia* mehr Buchstaben haben will, und die Gewohnheit ihr beystehet, als: schlagen, schneiden; nicht slagen, sneiden. Denn man kann nicht schreiben sroten für schroten. c) Wenn die *Æquivocatio* mehr Buchstaben fodert, als: das Heer. Die 9. Regel führet an, daß die Griechen und Lateiner eben das beobachtet, was in der 7. gesaget ist. 10) Die Syllben und Wörter müssen also geschriben werden, daß Gelehrte und Ungelehrte sie nach den Buchstaben lesen und aussprechen können. 11) Die Schreibahrt muß so beschaffen seyn, daß es nicht aufs Raten ankomme; sondern, daß man aus den *Vocalen* und iren Zeichen mit den *Consonanten* könne die Sylbe und das Wort recht lesen und verstehen.

So weit gehet die Vorbereitung, und unsern Lesern wird es hoffentlich nicht mißfallen, daß wir einen ausführlichen Auszug davon gegeben haben, wenn sie erwegen wollen, wie dieselbe die Hauptgründe der Rechtschreibung in sich begreiffen, und alles folgende darauf gebauet werden soll. Die Aussprache ist das fürnehmste,

worauf

worauf der Autor dringet, und die Folge wird zeigen, daß daraus alle das Neuerliche herfliesse, dessen er sich unternommen hat. Er läßt die Aehnlichkeit eines Wortes mit seinem Stamme nur alsdenn gelten, wenn auch nicht die geringste Veränderung in dem Tone entstehet. Er schreibet z. E. sprechchen und die Sprache; weil hier das a einen Circumflex, das e aber keinen hat. Wo würde es endlich mit der deutschen Rechtschreibung hingerathen, wenn jede Provinz, ja jede Stadt berechtiget wäre, nach ihrer Mundart zu schreiben. Daß unser Autor nicht die reineste gehabt habe, giebet die 3. Ausnahme der 8. Regel des zweyten Hauptgrundes zu erkennen. Es scheinet zwar, es würde dieser Einwurf durch des Verfassers gleich im Anfange des dritten Abschnitts der Vorbereitung gegebenen Erklärung der hochdeutschen Sprache gehoben. Allein es scheinet auch nur würklich so. Er theilet die Mundarten der Deutschen in obere und niedere. Zu jenen rechnet er die meisnische, schlesische, österreichische, schwäbische u. s. f. zu diesen aber die märkische, liefländische, pommersche u. s. w. auch sogar die englische, dänische und schwedische Sprachen. Zwischen beiden Mundarten setzet er die hochdeutsche. Nun entstehet aber aufs neue die Frage: Welches ist das Mittel z. E. zwischen der schlesischen und pommerschen Mundart? Wir glauben nicht, daß ein Sterblicher vermögend sey, derselben ein Genügen zu thun.

Die ganze Richtschnur der hochteutschen Orthographie, zu welcher wir uns anjetzo wenden, bestehet in 127. Gliedern. Die 60. ersten handeln von den Buchstaben. Die darauf folgenden bis auf das 104. haben die Sylben zum Vorwurf. In dem 104.

bis auf das 120. wird von ganzen Wörtern gehandelt. Das 120. redet von den Zeichen der Buchstaben. Das 121. von den Zeichen der Sylben, das 122. von den Zeichen der Wörter, das 123. von den Abkürzungen, das 124. von den Wörtern, die mit einigen Buchstaben oder Zifern angedeutet werden, das 125. von den zweydeutigen Wörtern, das 126. von der Ausübung im Schreiben und das 127. von der Ausübung im Drucke. Dieses ist der kurze Entwurf des ganzen Buches, welches wir mitzutheilen desfalls für nöthig geachtet haben, weil wir nicht Willens sind, dasselbe von Glied zu Glied durchzugehen, sondern nur dasjenige anzumerken, worinn der Verfasser etwas ungewöhnliches behauptet.

Die einfachen *Vocales*, schreibet er im 15ten Gliede, wenn darauf inn eben der Syllbe ein *Consonans* folget, sind entweder langes oder kurzes lautes; als: der Kahn, er kan. Weil aber, nach dem 16ten Gliede, die Teutschen nicht absonderliche *Charakter* haben, damit Sie die langlautende *Vocales* von den kurzen unterscheiden können, so muß solches durch bequeme Zeichen angedeutet werden. Das 17te Glied untersuchet, ob dieses durch die Verdoppelung des langen *Vocalis* könne erhalten werden, und die Antwort ist: nein. Der Verfasser füget die Ursache bey, weil die langen Vocales einfach seyn, was aber einfach wäre, das könne absque contradictione nicht doppelt heissen, auch nicht doppelt geschrieben werden. Man könne zwar einwerfen, es wären alsdenn keine einfache Vocales mehr, sondern Diphthongi, allein dadurch würde theils der Unterschied unter langen Vocalibus und Diphthongis aufgehoben werden, theils das gezeichnete mit dem Zeichen einerley

seyn,

seyn, theils das Lesen falsch gemacht werden, wenn man beide, wie in dem Worte: Aabendmaal; oder auch nur einen ausspräche, wie in: beerbt, geendiget. Man würde alsdenn auch schreiben müssen Bür, Zür; welches kein Mensch billigte. Endlich würde es mit der Abwandelung streiten. Ein Diphthongus bliebe auch in der Flexion, als: von Raum käme räumen, also müsse auch von Stroom, Ströome gemacht werden, wenn das doppelte o ein Diphthongus seyn solte. In dem 18ten Gliede wird gezeiget, **daß der Langlaut des i und u durch Beysetzung des e nicht angedeutet werden könne.** Denn 1) würde es alsdenn ein Diphthongus, welches aber vermöge des angeführten nicht angienge, 2) müsse das e als ein Vocalis mitlauten, und denn würde die Aussprache falsch, 3) würde i vor einem andern Vocali und also auch vor dem e als ein Consonans gelesen. Man könne nicht einwerfen, daß ie allemal wie ein langes i gelesen würden, weil die Exempel das Gegentheil zeigeten, als: Schlesien, die Lilie, Daniel. Nach dem 19ten Gliede kann auch der Langlaut der *Vocalen* daraus nicht abgenommen werden, wenn ein einfacher *Consonans* darauf folget, als: Grab, Schlag, Lob; Und gegentheils kan man aus dem folgenden doppelten *Consonant* nicht abnemen, daß der vorherstehende *Vocalis* kurz laute, als: Magd, Fuß, husten. Es wird also im 20sten Gliede der Ausspruch gethan, daß der Langlaut der Vocalen mit dem übersetzten Zeichen ^ oder dem nachgesetzten h angedeutet werde. Nunmehro wird es noch darauf ankommen, welche Vocales mit dem Zeichen ^ und welche mit dem h als lang anzudeuten sind. Der Verfasser giebt in einigen

Blät-

Blättern seine Meinung an den Tag, und sie bestehet kürzlich darinnen, daß man das h in den Wörtern, wo es bishero gebräuchlich gewesen, beybehalten, in den übrigen aber das Zeichen annehmen sollte, wobey er bekennet, daß es am besten wäre, wenn man des h in diesem Fall ganz entbehrte. Endlich füget das 21ste Glied hinzu, daß, wenn die Vocales alleine oder am Ende der Sylbe stehen, sie kein Zeichen bedürfen, weil sie nur auf einerley Art könnten ausgesprochen werden und also kein Irrthum zu besorgen wäre. Diesen Laut nennet der Verfasser gemein, ob es gleich unstreitig ist, daß er lang sey.

Unsere Leser werden nun hierüber unsere Meinung zu wissen verlangen, und wir halten uns verbunden, ihnen dieselbe nicht zu verhelen. Wir wollen sie aber ganz kurz fassen. Ein jeder, der sich nur ein wenig um seine Muttersprache bekümmert hat, weiß es, daß wir nach unserer gewöhnlichen Rechtschreibung nicht im Stande sind, die langen Selbstlauter von kurzen zu unterscheiden. Wenn wir also hierinn einen Unterscheid bestimmen wollen, so frägt es sich, ob es denn eben nöthig sey, weil ein jeder Deutscher doch wohl wisse, wie er die Wörter aussprechen solle. Unser Verfasser macht sich diesen Einwurf selbst in der Anmerkung zum 20sten Gliede. Er beantwortet ihn folgender Gestalt: 1) es kämen bisweilen Wörter vor, darinnen auch der Gelehrteste irren könnte, als: die Busse hiesse so viel als die Reue, imgleichen bedeute sie einen eisernen Ring im Rade; der Schoß sey so viel als Sinus und als Tributum, nachdem man sie ausspräche. 2) Hätten wir die Franzosen zu Vorgängern. Sie schrieben jetzo même für mehme, âge für aage. Unsers Ermessens hat der

Ver-

Verfasser die wichtigste Ursache ausgelassen, welche diese ist, den Ausländern die Erlernung unserer Sprache leichter zu machen. Man höret sie allenthalben über die Schwierigkeit derselben klagen, und sind wir nicht schuldig, diesen Vorwurf, so viel möglich und so viel ohne dem Nachtheil der innerlichen Beschaffenheiten derselben geschehen kann, wegzuräumen. Das von unserm Verfasser angeführte Zeichen ist ganz bequem dazu, und wir wundern uns nur, daß, da er so viel Herzhaftigkeit gehabt, die doppelten Selbstlauter und das e nach dem i und u zu verwerfen, er sich so zaghaft gegen das h erwiesen. Wir ersuchen unsere Leser, desfalls den Vten Artikul des fünften Stückes unserer Versuche auf der 558sten und den folgenden Seiten nachzuschlagen. Wir ersuchen sie aber zugleich, uns nicht zu fragen, warum wir denn dieser Rechtschreibung nicht selbst folgen? Der Gebrauch ist ein Tyrann und es gehöret Zeit und Muth dazu, ein Joch abzuschütteln, wozu sich unsere Schultern bereits gewöhnet haben.

Das 24ste Glied handelt von dem Buchstaben e. Wir müssen um deswillen davon reden, weil es nebst dem langen und kurzen Laut noch einen hat, den der Verfasser einen bläkenden nennet, der aber auch zugleich lang ist; als in Segen, Meer. Dieser ist nach seiner Meinung mit dem Zeichen ´ zu bemerken, und müsse man schreiben: lésen, béten. Wenn unsere Leser unsere vorige Anmerkung hierauf deuten wollen, so haben wir nichts weiter zu erinnern.

Das 30ste Glied handelt von den Diphthongis. In der 9ten Anmerkung wird beigebracht, daß 3. unter denselben sich befinden, die eines langen und kurzen Lauts fähig sind, nemlich å, ô und û; als: mässig, mächtig,

Örter,

Örter, Götter; verwüsten, füllen. Hieben entstehet die Schwierigkeit, wie das Zeichen des Langlauts anzubringen, da der Diphthongus bereits durch ein obengesetztes Zeichen angedeutet ist. Die Meinung des Verfassers ist diese: man müsse das e neben dem a, o, u und das Zeichen ^ oben darauf setzen, z. E. Gefâesse.

Das 31ste Glied beweiset weitläuftig, daß die hochdeutsche Sprache das ie für keinen *Diphthongum* erkenne. Es ist dieser Beweis um desto nöthiger, da er dem vorhin angeführten 18ten Gliede eine grosse Stärke giebt. Die Ursachen bestehen in folgendem: 1) Weil es keinen doppelten oder vermischten Laut hat. 2) Weil man desselben, als eines Diphthongi, nicht vonnöthen, sondern solches nur, um das langlautende *i* anzuzeigen, eingeführet hat. 3) Weil andere bekannte Sprachen nicht davon wissen; als die lateinische, griechische, hebräische und pohlnische. 4) Weil nach einhelliger Lehre aller Rechtschreibungen das *i* vor einem Vocali Consonans würde.

In dem 42sten Gliede kommt der Herr Grüwel auf das c und ch. Er meldet in der Anmerkung, das c sey kein selbstständiger, sondern nur ein beystandiger Buchstab im Hochdeutschen, und gatte sich mit keinem andern, als dem h, daß also in deutschen Wörtern das c ohne das h nicht gefunden werde, und das ch folglich nicht anders, als ein einzelner Buchstab anzusehen sey. Wenn unsere Leser sich aus dem obigen und insonderheit aus dem 21sten Gliede erinnern, daß ein Vocalis, wenn er allein in einer Sylbe, oder am Ende derselben stehe, lang laute, so werden sie leicht den Grund finden, warum unser Verfasser nach einem kurz lautenden Vocol, auf welchem ein ch und sodann wieder ein Vocal folget, ein dop-

doppeltes ch erfodert. Er schreibet demnach machchen, sprechchen, sichcher, kochchen, puchchen. Er führet noch einige Ursachen an, die man aber entbehren kann, weil diese die stärkste ist. Wir gestehen, daß dieselbe nach den vorher festgestelleten Grundsätzen ihre vollkommene Richtigkeit habe, und unser Verfasser die sich gemachte Einwürfe gut beantwortet habe. Daß es unrecht sey, wenn man 1) die langen Vocales verdoppeln wolle, zeige das 17te Glied. 2) Wolle man das ch zur ersten und nicht zur letzten Sylbe ziehen: als sprech-en; so wäre solches a) wieder die Natur der deutschen Sprache, weil ein Consonans zwischen zwey Vocalen allemal zur letzten Sylbe gerechnet würde, b) öfters wieder die Aussprache, weil man sagen müste, die Sprach-e. Ob also dieses gleich im Grunde richtig ist, so ist doch auch gewiß, daß viele Irrungen und Schwierigkeiten für Fremde, die unsere Sprache lernen wollen, daraus entstehen würden. Denn fast alle Wörter würden in ihren Ableitungen und Abwandelungen eine neue Rechtschreibung annehmen müssen, z. E. sprechchen, die Sprache; machchen, er machte, wiewol in der 3ten Anmerkung des 75sten Gliedes bey den Syncopatis und Apocopatis ein doppeltes ch erfordert wird. Man würde also schreiben müssen: er machch'te, du machch'st, die Rachch' ꝛc. Unseres wenigen Erachtens wäre es hier wol am bequemsten, wenn man dem 21ten Gliede folgende Einschränkung beyfügte: **es wäre denn, daß ein ch darauf folgte, alsdenn würde der Vocalis als kurz ausgesprochen werden, wenn er nicht mit dem Zeichen des Langlauts versehen ist.** Wir müssen überdem sagen, daß ein doppeltes ch

gar

gar zu sehr von dem Gebrauch entfernet ist, als daß man solches jemahls einzuführen hoffen könnte.

Vielleicht gehet es mit dem doppelten k nicht besser, welches in den Anmerkungen zum 48sten Gliede an statt des ck geschrieben zu werden mit folgenden Gründen gerechtfertiget wird: 1) weil das c mit dem k nicht litera homogenea, heterogenea aber ante heterogeneam nicht stehen könne, 2) die Aussprache falsch gemacht würde, weil man sprechen würde: blicken, da es doch heissen müste blikken. Man könne das c auch nicht zur vorigen Sylbe ziehen, weil es im deutschen kein selbstständiger Buchstab wäre und also eine Sylbe weder anfangen noch endigen könnte. 3) Weil es die Aussprache verwirret, als: hacken (arare) der Hacke (uncus). Noch einige Ursachen, imgleichen die dagegen angeführte Einwürfe beziehen sich auf das Vorurtheil des Alterthums und des Ansehens. Wir werden dieselben demnach vorbeygehen können. Das ck befindet sich mit dem ch gar nicht in gleichen Umständen. Denn darinnen sind sie merklich unterschieden, daß das ck nicht als ein einzelner Buchstab angesehen und folglich getrennet werden kann. Wenn demnach nach einem langlautenden Vocali, oder nach einem Diphthongo, oder nach einem Consonante ein ch folget, so ist es augenscheinlich, daß das c unrichtig und überflüssig sey, und folglich wegbleiben müsse. Es bleibet also nur die Frage übrig, ob man nach einem kurz lautenden Vocali lieber ein ck oder ein kk machen wolle? Letzteres halten wir den Regeln der Rechtschreibung gemässer zu seyn. Ersteres aber hat der Gebrauch so sehr eingeführet, daß wohl schwerlich zu jenem Hoffnung seyn kann.

Das

Das 60ste Glied ist dem Buchstaben z und dem daraus entstandenen ʒ gewiedmet. Wir wollen weiter nichts davon anführen, als daß der Verfasser anmerket, es sey überflüssig, nach einem langen vocali, nach einem diphthongo oder nach einem consonante das ʒ zu gebrauchen, und das z sey genug. Wir können seiner Meynung unsern Beyfall nicht versagen, wenn nur etwan der zweyte Fall auf die langlautenden diphthongos eingeschränket würde. Denn z. E. würde das Wort, Grütze, selbst nach den Grundsätzen des Verfassers unrichtig nur mit einem z geschrieben werden.

In dem 71sten Gliede ist die Regel enthalten, daß das h hinter dem vocali, wenn kein consonans in eben der Sylbe darauf folget, und hinter dem consonanten überflüssig stehe. Der erste Theil dieses Gliedes rühret noch aus einer zurückgebliebenen Hochachtung für das arme h her. Wir haben bereits oben davon Erwehnung gethan. Am besten wäre es, wenn es gänzlich weggelassen würde, wo es nicht gehöret und ausgesprochen wird; nämlich, sowol wo es den Langlaut anzeigen soll, als nach einem Mitlauter. Das t ist bishero am meisten berechtiget gewesen, das h zum Begleiter zu haben; aber unsers Ermessens ohne Ursache. Es ist wunderlich, daß man die Rechtschreibung in Theil, thun, Thüre ꝛc. vertragen kann, da man sie ganz gewiß in Thans, Theuchter, Thuch ꝛc. verlachen würde.

Unsere Leser werden sich annoch erinnern, daß wir ihnen bereits oben den Begriff mitgetheilet, welchen der Verfasser von der hochdeutschen Sprache hat. Wir haben daselbst zu erkennen gegeben, daß es nicht wol möglich wäre, dieselbe nach diesem Begriff zu bestimmen. Wir wollen es anjetzo mit einem Exempel, und zwar

mit des Verfassers eigenem Exempel, erläutern. Es wird desto kräftiger seyn, je höher er verbunden war, die Bestimmung der hochdeutschen Sprache auf das genaueste zu wissen, da er uns eine Richtschnur der hochdeutschen Orthographie liefern wollte. Er zeiget in dem 78sten Gliede und dessen Anmerkung, daß man z. E. in den Wörtern: Schade, Schinke, Schramme, Schreiben ꝛc. weder das ch auslassen, noch mit einem k vertauschen könnte, weil solches die Aussprache falsch machen würde. Man müsse also auch per analogiam das ch nach den Buchstaben l, m, n und w schreiben. Um die Worte per analogiam richtig zu verstehen, werden unsere Leser dasjenige wiederholen, was wir oben bey Erzählung der Vorbereitung erwähnet haben. Es ist die 8te Regel des 2ten Hauptgrundes. Es erhellet nicht undeutlich hieraus, daß der Verfasser in dem letzteren Falle das ch nicht eben für nothwendig hält, und daß man schreiben könnte slagen, smieren, sneiden, switzen ꝛc. wenn es nicht wieder den Gebrauch und die Ähnlichkeit wäre. Was würde das aber für eine Aussprache seyn? Welcher Hochdeutscher spricht so? Man sollte bald glauben, daß die märkische Sprache die wahre hochdeutsche und das Mittel zwischen der elsassischen und liefländischen sey.

Das 118te Glied giebet uns noch eine Anmerkung, welche einiger Aufmerksamkeit nicht unwürdig ist; nämlich, wenn vor dem st ein vocalis vorhergehe, so gehöre das s zur ersten und das t zur folgenden Sylbe, z. E. Wes-ten, Schwes-ter ꝛc. Seine Ursachen sind 1) die Aussprache; denn man sage nicht Ne-ster, sondern Nes-ter. 2) die Ähnlichkeit; denn man schreibe nicht ä-lter für äl-ter, oder ö-fter für öf-ter.

Bis hieher gehen die Regeln, wodurch der Verfasser in der, wenigstens zu seiner Zeit, gebräuchlichen Schreibart einige Aenderung einzuführen gesucht hat. Wir würden also allhier schlüssen können, wenn wir nicht noch von der Art, womit er das bekannte Gesetz des Horaz: Omne tulit punctum &c. ausgeübet, ein Wörtgen zu sagen hätten. Sie bestehet darinnen, daß er zu Ende der Anmerkungen bey vielen Gliedern ein Histörchen, ein Räzel, ein Verschen, oder dergleichen etwas anbringet. Dieselben sind aus dem A. B. C. cum notis variorum, aus Harsdörfers Kunstquelle ꝛc. oder auch wol aus seinem eigenen Gehirn hergenommen. Wir wollen unsern Lesern, die vielleicht bey Durchlesung dieses trockenen Artikels ganz ernsthaft geworden, die Ergötzlichkeit machen, und ein paar Proben davon anführen. Bey dem Buchstaben a bemerket er folgendes: Das lateinische A gleicht dem Sparr eines Hauses, und ist von einer Jungfer, die inn einem jungen *D. Medicinae* verlîbt gewesen, nicht ungeschikkt also beschriben:

*Littera trilatera, inde tripes, junctumque rotundum.*
*Et subverte, vides quis dolor ille meus.*

Das ist: AMO, Teutsch:
Die Lîb' ist meine Pein,
Wolt Ihr mein Doctor seyn?

Den Buchstaben i begleitet folgendes bon môt:

Als ein Knecht seinen Herrn bestahl, sagte diser, er wolte jenen zum Galgen i lassen machchen, da der Kopf der Tipfel darauf sey.

Noch eins von des Verfassers eigener Erfindung. Es wird bey dem k angebracht:

Kakâ die Mutter sprach; doch *caca* ist noch schlimmer:
Das ck *coeca* machcht. Drum, Leser, schreib es nimmer.

Bey dem Wort coeca steht die Note:

d. i. blinde, unvernehmliche, unbedachte *viria*.

Wir wünschen zum Beschluß, daß die deutsche Rechtschreibung vernünftig untersuchet, und richtige Grundsätze desfalls mögen festgestellet werden. Eines Mannes Werk ist dieß nicht, wie wir an dem guten Grüwel sehen, der seiner öfters ganz gründlichen Beweise ungeachtet, keine Nachfolger, so viel wir wissen, gefunden. Wir zweifeln, ob auch sogar das Ansehen einer gelehrten Gesellschaft dazu hinlänglich seyn würde. Das beßte Mittel wäre wol, wenn sich verschiedene Gesellschaften über gewisse unumstößliche Regeln vereinigten, und die daraus hergeleitete Rechtschreibung nicht allein in ihren allgemeinen Schriften einführeten, sondern auch ihre sämtliche Mitglieder verbünden, dieselbe in dem, was sie besonders herausgeben, zu beobachten. Wir werden nie abgeneigt seyn, einem so löblichen und nützlichen Unternehmen die Hände zu bieten.

# V.

## Des Publ. Virgilius Maro Aeneis/ ein Heldengedicht in eben so viele deutsche Verse übersetzet und mit einer Vorrede Sr. Hochedelgebornen Magnificenz des Herrn Prof. Gottsched begleitet: sammt einem Vorbericht des Uebersetzers, worinnen den wieder dieses Werk gemachten Critiken begegnet wird, in zween Theilen herausgegeben von Johann Christoph Schwarz. Regensburg. 1742.

Der Herr Verfasser dieser Uebersetzung besitzet so viel Gemüthsbilligkeit, daß er ihm selbst keine grössere Freyheit, den Gelehrten sein Werk als unverbesserlich aufzudringen, anmasset, als er anderen zugestehet, dasselbe zu prüfen, und nach gegründeten Regeln zu beurtheilen. Wir haben hievon ein sicheres Zeugniß in Händen, und können die Versicherung von einem in uns gesetzten Vertrauen nicht anders, denn als eine noch stärkere Ermunterung zu der Unpartheylichkeit, und Beförderung der Wahrheit, deren wir uns iederzeit befleissigen, ansehen. Die Uebersetzungen gehören allerdings unter diejenigen Schriften, denen wir unsere Aufmerksamkeit zu wiedmen verbunden sind. Wir sind denen nie zuwiedern gewesen, welche gute Uebersetzungen als Zeugnisse einer genauen Sprachkunde und einer nicht gemeinen Geschicklichkeit ihrer Verfasser anführen. Wir errinnern uns der Vortheile, welche die Wissenschaften durch die Uebersetzungen gelehrter Schriften erhalten haben, und warum sollten wir einer Arbeit ihren Werth völlig absprechen, die entweder an den Tag leget, wie viel der

Witz ihres Verfassers vermag, oder denselben zu schärfen, und ungeübten die Mühe zu erleichtern übernommen wird? Wir glauben, die Absichten genannt zu haben, nach welchen Herr Schwarze sein Werk beurtheilen wissen will; und wir werden uns näher zu bestimmen verbunden seyn, wenn wir zuvor angeführet haben, was dem Herrn Verfasser seit der übernommenen Uebersetzung bey einem ungleichen und unterschiedenen Verfahren der Kunstrichter begegnet ist.

Soviel wir wissen ist schon vor verschiedenen Jahren der Anfang dieser Uebersetzung gemacht worden. Wenigstens lieferten uns die Critischen Beyträge schon 1737. den Anfang der übersetzten Aeneis, als eine Probe der Geschicklichkeit des Herrn Schwarzen. Die Verfasser der Beyträge erinnerten sich seines schon längst gefaßten Vorsatzes, als ein Unbekannter eine gleiche Arbeit übernommen hatte, und um eine Beurtheilung seiner eingesandten Probe bey ihnen anhielte. Diese war in langen jambischen Versen, und ohne Reime entworfen. Beide Stücke wurden in der Beurtheilung als Vortheile angesehen, die der Verfasser habe anbringen wollen, den Virgil desto füglicher von Zeile zu Zeile auszudrucken; mit welchem man aber nicht zufrieden zu seyn schien, theils weil eine dem Original gleiche Anzahl Verse eben nicht als die größte Tugend einer guten Uebersetzung betrachtet zu werden verdiene; theils weil es möglich sey, wenn dieses auch angenommen würde, den Virgil in sechsfüssigen jambischen Versen zu übersetzen, den Reim beyzubehalten, und dennoch das Original von Zeile zu Zeile vollkommen auszudrucken. Dieses zu beweisen ward die nach den genannten Vorzügen entworfene Uebersetzung des

Herrn

Herrn Schwarzen gegen die angeführte gehalten, und derselben nicht nur in Ansehung der angeführten Stücke, sondern auch hauptsächlich in Absicht auf die Sprachrichtigkeit ein iene weit übertreffender Werth bestimmet; der Herr Verfasser aber zur Fortsetzung seiner vorzüglichen Arbeit aufgemuntert. Man kann sich hievon den IV. Art. des 17 Stückes der critischen Beyträge ausführlicher unterrichten lassen. Dem ersten Uebersetzer misfiel es inzwischen, nicht daß seine Probe verworfen worden, sondern daß er seinen Richter mehr gefällig als gerecht fand, indem er jener Uebersetzung ein solches Lob gegeben, dessen dieselbe nimmer würdig gehalten werden könne. Er berichtete solches sogleich in dem fölgenden Stücke der Beyträge, und erhielte es von der Billigkeit der Herrn Verfasser, seine Prüfung der gereimten Verdeutschung des Herrn Schwarzen daselbst gedruckt zu sehen. Die derselben vorgerückten Fehler waren zum Theil von Wichtigkeit, und es schien nothwendig zu seyn, daß der ihm einmal zu erkannte Vorzug entweder durch Zernichtung der Fürwürfe oder durch Verbesserung der fürgeworfenen Fehler aufs neue behauptet werde. Herr Schwarz wagete es auch seinen Gegner so beherzt zu empfangen, als derselbe ihn angegriffen, und eine geschärfte Vertheidigung als eine abgedrungene Nothwehr dem 21 Stück der Beyträge einrücken zu lassen. Uns hat an diesem hitzigen Streite nichts besser gefallen, als daß er ein Ende genommen hat. Und ohne eine Parthey zu erwählen, können wir das unter dem Schein einer gerechten Critik in diese gewechselten Schriften eingeschlichene niederträchtige und ausschweifende nimmermehr billigen. Dem Gegner des Herrn

Schwarzen ist es rühmlich, daß er sein behauptetes Recht zu urtheilen denienigen abgetreten, denen an statt der vormaligen Probe nunmehr etwas vollständiges zu beurtheilen vorgeleget wird; gleichwie wir es als ein Zeugniß von der Gemütsbilligkeit des Herrn Schwarzen anzusehen Recht haben, daß er den Erinnerungen seines Wiedersachers in den Stücken Gehör gegeben, die wiedrigenfalls seiner Uebersetzung nachtheilig gewesen seyn möchten. Wir wollen den Anfang beider Versuche hersetzen, damit ein ieder urtheilen könne, in wie ferne die Veränderung der Arbeit vortheilhaft gewesen. An dem angezeigten Orte der Beyträge lässet Herr Schwarz den Virgil auf folgende Art deutsch reden:

Ich dessen rauher Ton vor diesem von den Wäldern
Noch schlechte Lieder sang; hernachmals von den Feldern
  Ein angenehmes Werk dem Ackermanne schrieb;
  So daß zur Erndtezeit sein Geist zufrieden blieb,
Sing iezt von Krieg und Streit, und von des Helden Glücke,
Den nach Italien aus Troja das Geschicke
  Die Flucht ergreifen hieß; auf den der Götter zwang
  Und Junons alter Groll zu Land und Wasser drang,
Der viel im Krieg ertrug, bis er die Stadt erbaute
Und seiner Götter Schaar den Latiern vertraute,
  Draus Rom entstanden ist, und der Lateiner Stamm.
  O Muse sage mir, woher die Feindschaft kamm
Daß einer Gottheit Grimm und Junons Schmerz erwachte,
Und einen frommen Mann in soviel Unglück brachte?
  Wie? trägt der Götter Bruft denn solchen grossen Haß?
  Carthago wars, das sonst der Tyrier besaß,
Hier lag Italien, so wie der Strand der Tyber,
Der kriegerischen Stadt von ferne gegen über,

Ein reicher Ort; dorthin hat Juno sich verfügt
Und selbst an Samus nicht noch irgends so vergnügt.
Dorthin ließ sie den Schild und ihren Wagen bringen,
(Wenns möglich) durch dieß Reich die Völker zu bezwingen.
Allein sie hatte längst von Trojens Blut gehört,
Es würde durch dies Volk ihr Tyrien zerstört,
Der Lybier gedämpft und in dem Krieg auf Erden
Durch aller Parcen Schluß dieß Volk sehr mächtig werden.
Drum fiel ihr ietzt besorgt der Krieg vor Troja bey,
Wie sie der Griechen Schutz alldort gewesen sey.
Wobey sie an den Zorn und an den Schmerzen dachte,
Da Paris Ausspruch nicht für sie das Urtheil brachte,
Daß sie die schönste sey. Dieß Volk war ihr ein Gram,
Zumal weil Ganimed den Becher überkamm.
Hierüber zürnte sie, daß diesen, die den Griechen
Und des Achillis Schwerdt aus Troja noch entwichen,
Das Ufer Latiens so lang verborgen blieb,
Weil sie des Schicksals Schluß um alle Meere trieb.
So vieles kostet es der Römer Volk zu stiften! ꝛc. ꝛc.

In dem gegenwärtigen Werke aber schildert ihn der Herr Verfasser in folgenden Ausdrücken:

Ich, der ich ehemals schon schlechte Lieder sang,
Den Wald verließ, und drauf das nahe Feld bezwang,
Daß es gnug Früchte gab, (es war den Bauersleuten
Dieß Werk sehr angenehm,) sing ietzt von Kriegen, Streiten,
Und eines Helden Flucht, der Trojens Stand verließ,
Und durch des Schicksals Wink zuerst an Welschland stieß:
Der durch der Götter Macht im Kriege viel erlitte,
Den Junons Groll zu Land und Wasser sehr bestritte,
Bis seine Stadt erbaut, und Trojens Götterschaar
Nach Latien gebracht und hingeführet war,
Daher denn Alba, Rom und die Lateiner stammen.

Sprich Muse! welcher Gott gerieth in solche Flammen?
Was brachte Junon auf? entdecke mir die Spur,
Warum der frömmste Mann so viele Noth erfuhr.
Ist in der Götter Brust ein solcher Zorn vorhanden?
Carthago wars, wo sich sonst Tyrier befanden,
Dem Welschland in der Fern und auch der Tiberport
Gerad entgegen lag, ein reicher tapfrer Ort:
Dort hielt sich Juno mehr und lieber, wie sie sagen,
Als selbst zu Samos auf: Dort war ihr Spieß und Wagen.
Und gienge das Geschick ihr eifrigs Wünschen ein,
So sollte dieses Reich das Haupt der Erden seyn,
Allein sie hatte schon gehört, und dieß vernommen,
Es wird ein tapfres Volk aus Trojens Blute kommen,
Das weit und breit regiert, das Lybien verheert,
Und durch der Parcen Schluß Carthago selbst zerstört.
In welcher Furcht sie auch an Trojens Krieg noch dachte,
Den sie zu allererst für ihre Griechen machte.
Im Zorne dachte sie auch noch den Schmerzen nach,
Da Paris nicht für sie ein gutes Urtheil sprach,
Daß sie die schönste sey: Soll ich dieß Volk nicht hassen?
Soll ich dem Ganimed den Becher überlassen?
So dachte sie vor Zorn, und warf der Teukrer Schaar,
Die noch der Griechen Wut und dir entkommen war,
O grausamer Achill! und welche das Geschicke
So lang zur See verschlug, von Latien zurücke.
Mit solcher Mühe kamm das Volk der Römer auf! ꝛc. ꝛc.

So lautet der Anfang eines deutschen Virgils, von dem wir nunmehr sechs Bücher in Händen haben, und wieder den schon abermal, da er noch nicht völlig die Presse verlassen, neue Empörungen entstunden. Der Herr Verfasser erwähnet derselben in dem besonders seinen Wiedersachern gewidmeten Vorberichte, der aber dem Werke eine grössere Zierde geben würde, wenn er

mit

mit mehrerer Mässigung und Gelindigkeit, welche Pflichten der Herr Verfasser einem Kunstrichter selbst auflegeet, verfasset wäre. Wer eine nähere Nachricht davon verlanget, den verweisen wir daher billig auf die eigene Erzählung desselben, und führen nur noch als eine Probe von der Begierde des Hn. Schwarzen, sein Werk unverbesserlich zu machen, an, daß er sogar die dritte Probe einer Uebersetzung des ersten Buchs der Aeneis seinem Werke angehänget, die der ersten, ausser in einigen verbesserten Stellen, ziemlich nahe kommt. Wir zweifeln nicht, daß seine Absicht hiebey ganz gut sey. Vielleicht aber nehmen andere hievon Gelegenheit zu glauben, daß er seiner Sache selbst nicht gewiß sey.

Neben des Herrn Verfassers Vorbericht findet man eine sehr wol verfaßte Vorrede des Herrn Prof. Gottscheds. Die vorzüglichen Schönheiten des Virgils werden dem Leser in derselben auf eine einnehmende Art kennbar gemacht; Der Herr Professor erzählet und beurtheilet die bisher ans Licht getretenen deutschen Uebersetzungen des Virgils mit einer ihm gewöhnlichen Einsicht, Gründlichkeit und Bescheidenheit, und schlüsset mit einem für den Herrn Schwarzen sehr vortheilhaften Urtheil, welches ihn über seine Vorgänger erhebet, und als einen glücklichen Dichter und vollkommenen Uebersetzer aller Aufmerksamkeit und Hochachtung würdig hält.

Wir sind nicht willens, den Ausprüchen eines so erfahrnen Kunstrichters auf eine unbillige Weise entgegen zu reden, wenn wir eine etwas genauere Betrachtung dieses Werkes anstellen. Dieser Vorsatz aber kann uns nicht hindern, unsere Meynung nach Gründen zu eröffnen, die uns rechtfertigen, wenn unsere Urtheile

gleich

gleich mit den bereits gefälleten nicht völlig übereinstimmen. Die Natur der Uebersetzungen giebt die gewissesten Regeln, sie zu beurtheilen; und die Gränzen der Billigkeit werden von denen am wenigsten überschritten, welche diese zur Richtschnur nehmen. Man muß uns erlauben, zu einer vollkommenen Uebersetzung eine genaue Beobachtung aller Regeln, welche die Natur bestimmet, zu erfordern. Sind dieselben von den Vorgängern im Uebersetzen gänzlich aus der Obacht gelassen, so ist es nicht unmöglich, eine die vorigen weit übertreffende Arbeit zu liefern, ohne das vollkommene zu erreichen. Einige besondere Schönheiten machen daher auch bey weiten nicht das zureichende aus, welches eine Uebersetzung erhebet, ob sie gleich an sich alles Lob verdienet. In wieferne man demnach diesen nur Recht wiederfahren lassen kann, ergiebet sich von selbst. Der erste Anblick bewog uns schon, die Uebersetzung des Herrn Schwarzen allen bisher bekannt gewordenen weit vorzuziehen. Wir wurden in unserm Urtheil gestärket, je näher wir dieselbe kennen lerneten. Eine genaue Sprachrichtigkeit und die fliessenden Verse geben dieser Uebersetzung vor allen, die wir bisher haben, einen Vorzug, und lassen uns auf eine nicht gemeine Geschicklichkeit des Herrn Verfassers richtig schliessen; vermöge welcher er unter die guten deutschen Sprachkundigen und Dichter eine Stelle fordern kann. So bald wir ihn aber als einen Uebersetzer betrachten, welcher der Virgilianischen Spur genau nachgehen, diesem feurigen Dichter in seinen Gedanken ähnlich werden, und dessen Aeneis, die längst unter den Heldengedichten den Preis erworben, in ihrer völligen Schönheit deutsch darlegen will; so deucht uns, daß sich die angeführen

Voll-

Vollkommenheiten gleichsam verlieren, und wenn andere Uebersetzer übertroffen werden, Virgil doch selten erreichet wird.

Man urtheilet nicht unrecht, wenn man das vorzügliche, welches den Virgil über andere erhebet, unter andern in den durchgehends wolgeordneten Gedanken und in den Ausdrücken setzet, die auserlesen sind, es mag der Dichter das Wort führen, oder seinen Helden reden lassen. Wer ihn zum Vorbild nehmen will, der kann in seinen Nachschilderungen nicht glücklich seyn, wo er es nicht in beiden der Virgilianischen Stärke gleich thut. Die erste Regel, auf die ein Uebersetzer zu achten hat, fordert es auch, daß er den in seiner Vorschrift entworfenen Gedancken genau nachgehe. Untersuchen wir nun nach derselben die gegenwärtige Arbeit, so finden wir zwar, daß der Herr Verfasser den Sinn des Virgils zu erforschen fähig gewesen; aber wir wissen auch, daß es nicht genug sey, den Vorwurf zu treffen, dabey aber nach eigenem Gutdünken Charakters und Züge fahren zu lassen, und sich zuweilen von der Art zu denken zu entfernen, an welche sich der Dichter gebunden hat. Die Gedanken bald verstümmeln, bald erweitern, kriechen, wenn der Dichter steiget, und wenn er fällt, sich empor heben, heißt wol nichts weniger, als den Gedanken desselben nachgehen. Wir wollen es dem unpartheyischen Gutachten des Herrn Verfassers selbst überlassen, ob er sich hiefür zu hüten allezeit bemühet gewesen, oder ob er nicht vieler Schwierigkeiten wegen oft einen Fehler hiewieder zu begehen gezwungen worden, wenn er denselben zu verhüten sich gleich verbunden und begierig erkannt hat. Uns deucht, wir nehmen hin und wieder solche Abweichungen

chungen wahr, die einem zum Urbilde genommenen Meisterstücke nachtheilig seyn können. Die geringste Verstellung raubet demselben eine Schönheit. Und was man vielleicht bey einem übersetzten Geschicht- oder Lehrbuch, als etwas geringes, übersehen würde, kann schon in einem übersetzten Heldengedichte ein wichtiger Fehler seyn. Und eben des Virgils Werk fordert von einem Uebersetzer die größte Vorsichtigkeit. Die Kunstrichter haben schon vor uns angemerket, daß Virgil das künstliche, gleissende und blendende, darinn zum Theil seine Vorgänger und Nachfolger die wichtigsten Schönheiten eines Heldengedichtes gesetzet, auf eine glückliche Art aus seiner Aeneis verstossen habe. Der Herr Schwarz aber weiß ohnfehlbar, daß es nicht ohne besondere Kunstgriffe dieses Dichters geschehen sey, daß er den Charakter des wahren erhabenen hiebey so glücklich zu erhalten gewußt, und die Natur zur Führerinn erwählet hat. Nichts destoweniger trägt mancher kein Bedenken, ihn unter die wässerichten und frostigen Scribenten zu zählen, ob er ihn gleich selbst nach dem schönen Original beurtheilet. Wie viel ehe haben wir daher nicht Ursache zu vermuthen, daß unsere Landesleute einen Theil ihrer Hochachtung gegen diesen grossen Römer fahren lassen würden, wenn sie ihn nach einer Nachbildung seiner Gedanken richten sollten, von der sie vielleicht keine vortheilhafte Meynung hegen würden, wenn sie auch den wahren Begriff des erhabenen zum Grunde setzeten.

Was wir in Absicht auf die Gedanken des Herrn Uebersetzers angemerket haben, wird noch mehr bestärket, wenn wir auf die Worte, als den Ausdruck der Gedanken, insbesondere merken. Zu einer Untersuchung,

ob

ob er sich einer gereinigten und gebesserten deutschen Mundart bediene, und ob er sich zu hüten gewußt habe, daß bey einem poetischen Zwange der Sprache keine Gewalt geschehe, dürfen wir uns nicht anheischig machen. Wir sind nicht Willens, ihm den Ruhm eines geschickten Sprachkundigen abzustreiten. Als ein Uebersetzer aber gewinnet er dadurch sehr wenig. Wie genau die Freyheit desselben zu denken eingeschränket werde, ergiebet sich schon aus dem ersten Begriff von ihm. In Ansehung des Ausdruckes kann man ihm auch keine grössere Freyheit zugestehen, besonders wenn er eine Schrift verdollmetschet und nachschildert, damit sie als ein Muster der Beredsamkeit erkannt werde. Ein jedwedes Stück der Rede, die Worte, Redensarten, Sätze und Glieder haben ihre gewisse Schönheiten; keine von diesen darf von einem Uebersetzer übersehen werden, und die geringste Nachlässigkeit kann ihm schon nachtheilig seyn. Wer den Virgil mit erforderlicher Aufmerksamkeit und Ueberlegung gelesen hat, der wird zum Ruhme desselben gestehen, daß er allemal die Kunstgriffe anzubringen wisse, durch die natürlichsten, nachdrücklichsten und zärtlichsten Ausdrücke, den Leser zu ergötzen, zu rühren und in Aufmerksamkeit zu erhalten. Wir empfinden tausend Schönheiten in seinem Gedichte, dabey wir zweifelhaft sind, wo wir sie herleiten sollen; wir werden gerühret, ohne daß wir eigentlich bestimmen können, welchem Stücke diese Kraft zuzuschreiben sey. Die schönsten Beywörter, die nachdrücklichsten und zärtlichsten Redensarten, die poetischen Schildereyen und viele andere Schönheiten in den lebhaftesten und sinnreichsten Zügen der von ihm entworfenen Bilder, haben etwas einnehmendes bey sich.

Wir

Wir würden daher fast lieber den Aüsspruch billigen, daß es unmöglich sey, den Virgil zu übersetzen, ohne daß man dem Original einen unendlichen Vorzug lasse; als jemanden den Versuch anrathen, ob er ein glücklicher Nachbilder des schönsten Musters werden könne. Wer jemals einen Trieb zu übersetzen bey sich gefunden hat, dem können die Schwierigkeiten nicht verborgen seyn, welche ein nur mittelmässiges Original verursachet, wenn man die Sprache desselben verändern, und doch von den Gedanken und Ausdrücken nichts verliehren will. Wie viel ehe aber muß man in solcher Gefahr bey einem Gedichte stehen, worauf ein Ausländer viele Jahre gekünstelt hat, damit die Stärke seines Witzes und die Schönheit seiner Sprache in jeder Zeile hervorleuchte; bey einem Werke, welches ohne die weitläuftigste Einsicht in die Geschichte der Alten, in ihre Sittenlehre, Religion, Regimentsform und besondern Gebräuche und Gewohnheiten fast nicht einmal verständlich ist? Die Wichtigkeit der Arbeit, die der Herr Schwarz übernommen hat, erhellet hieraus zureichend, und man dürfte sich daher nicht wundern, wenn er auch bey dem Gebrauch aller nur irgend einem Uebersetzer erlaubten Freyheiten, dem Virgil unähnlich geblieben wäre. Inzwischen müssen wir es mit seiner Erlaubniß gestehen, daß wir zur Zeit den Bewegungsgrund noch nicht haben erforschen können, wodurch er sich selbst noch mehrere Hindernisse zu legen, und Schwierigkeiten zu verursachen bewogen worden. Wir sehen auf die ihm selbst gemachte Regel, eben so viele und nicht mehrere Zeilen, als im Virgil stehen, in seine Uebersetzung zu bringen. Wir haben zu der Geschicklichkeit des Herrn Verfassers das Vertrauen,

daß

daß er, uns eine erträglichere Uebersetzung zu liefern, im Stande gewesen wäre, wenn er sich für einen unnöthigen Zwang gehütet, und sich lieber durch die Gedanken und Ausdrücke des Virgils selbst, als durch die Zahl seiner Verse, einschränken gelassen hätte. Wäre es nicht ungereimt, wenn man von einem Uebersetzer fordern wollte, nicht mehrere noch wenigere Worte zu setzen, als in dem Original stehen? Sollte auch wol ein Vernünftiger, der die Ungleichheit der Sprachen kennet, diesen Vorsatz fassen können? Wir sehen aber noch nicht, worinn sich der Vorsatz des Hn. Verfassers, eine gleiche Anzahl Verse, als Virgil, zu liefern, sonderlich von jenem unterscheidet. Zum wenigsten verräth es sich fast in jeder Zeile, wie nachtheilig derselbe seiner Uebersetzung sey. Woher kommt es anders, daß eine Menge der schönsten Beywörter, der nachdrücklichsten und schönsten Redensarten von ihm übergangen worden und sich in der Uebersetzung verlohren haben, als hauptsächlich von der Pflicht, die ihm seine Hauptregel fürschreibet, nicht mehr hinzusetzen, als was eine Zeile dem Sylbenmaaß nach füllen kann. Wir mögen aber, so viel wir wollen, den Herrn Verfasser desfalls zu entschuldigen suchen, so scheinet uns sein Verfahren allemal gegen den Virgil wiederrechtlich; denn der hohe Begriff, welchen man vom Virgil hat, müßte nothwendig geschwächet werden, daferne man ihn nach seiner Uebersetzung allein beurtheilen sollte. Daß es bisher niemand so gut gemacht hat, rechtfertiget den Hrn. Verfasser nicht, und wir werden in dem folgenden auf den Grund verweisen, warum wir wünschen, daß niemand auf die Gedanken gerathen möge, es besser zu machen. Uber besondere Stellen tragen wir Bedenken

uns einzulassen, weil wir nicht vermuthen, daß die Verbesserung derselben zur Vollkommenheit des Ganzen ein vieles beytragen werde. Inzwischen wollen wir eine noch ziemlich leidliche Stelle hersetzen, die vor vielen andern einen Vorzug hat, aber doch noch sehr viele Schönheiten im Virgil selbst unberühret und ungeschildert lässet. Der Dichter führet nicht weit von der Mitte des ersten Buchs den tröstenden Aeneas in folgenden Ausdrücken redend auf:

O socii (neque enim ignari sumus ante malorum)
O passi graviora, dabit Deus his quoque finem.
Vos & Scyllæam rabiem, penitusque sonantes
Accestis scopulos: vos & Cyclopea saxa
Experti: revocate animos, mœstumque timorem
Mittite: forsan & hæc olim meminisse iuvabit.
Per varios casus, per tot discrimina rerum
Tendimus in Latium, sedes ubi fata quietas
Ostendunt: illic fas regna resurgere Trojæ.
Durate, & vosmet rebus servate secundis.
Talia voce refert, curis ingentibus æger
Spem vultu simulat, premit altum corde dolorem.

Die Uebersetzung des Herrn Schwarzen lautet folgender gestallt:

Euch Freunden ist die Noth, die grosse Noth bewußt,
Die ihr vorher ertrugt, Gott wird auch diese stillen!
Ihr kamt an Scyllens Fels und ungestümes Brüllen,
Euch ist des Polyphems entflammter Fels bekannt,
Drum fasset einen Muth, der alle Furcht verbannt.
Vielleicht ergötzt es euch, wenn ihr einst dran gedenket.
Nach so viel Ungemach, das euch anjetzo kränket,
Kommt ihr nach Latien, wo Ruh und Friede blüht,

Und wo man wiederum mein altes Troja sieht.
Ach dauert doch gar aus, und hofft auf beßre Zeiten!
So spricht er, und kann kaum den innren Schmerz bestreiten,
Der sein Gesicht verstellt, und der das Herze drückt.

Wenn wir hier den ziemlich reinen Vers und den dem allgemeinen nach zur Noth getroffenen Sinn des Dichters ausnehmen, so wird man gewiß einen gar merklichen Unterscheid unter den Virgilianischen und Schwarzischen Ausdrücken wahrnehmen.

Wo wir hierinn ein Urtheil gefället haben, das dem Herrn Schwarzen entgegen ist, so hoffen wir, daß uns bey ihm die Versicherung rechtfertigen werde, daß nichts weniger, als eine ungezähmte Tadelsucht uns dazu bewogen. Wir haben gegen die Geschicklichkeit desselben alle Hochachtung. So wenig wir aber bisher jemand in Uebersetzung der alten Lateinischen Dichter glücklich haben nennen können; so wenig haben wir Grund gefunden, ihn durch Schmeicheleyen zur Fortsetzung einer Bemühung zu ermuntern, davon wir beynahe überzeuget sind, daß sie niemand gelingen werde. Uberdem sind wir noch nicht von dem Nutzen der Uebersetzungen von dieser Art völlig überzeuget. Wir haben schon vormals eine Prüfung derselben in diesen Versuchen übernommen. Der vierte Artikel des IV. Stückes war derselben gewiedmet, und wir sehen noch keinen Grund, von unserer daselbst erklärten Meynung abzugehen. Man hat Gelegenheit genug, seinen Witz zu zeigen, ohne daß man auf die Nachschilderung und Uebersetzung der alten Lateinischen Dichter verfallen darf. Der auch etwa zu erwartende Nutzen ist der grossen Mühe nicht werth. Und wenn man sich auf

einen guten Vorsatz beruffet, der Jugend die Bemühung, den Virgil zu lesen, zu erleichtern, so deucht uns allemal, man habe Gelegenheit, derselben auf eine vortheilhaftere Art zu dienen. Das Beyspiel der Ausländer, die sich gleichfalls mit solchen Uebersetzungen beschäftigen, halten wir für einen zu schwachen Grund, den Deutschen gleichfalls eine Last aufzulegen, welche zu tragen sie sich mit gutem Gewissen entziehen könnten. Wir wünschen daher nichts mehr, als daß man uns die wahren Gründe anzeigen möge, warum man von den Uebersetzungen der Alten so hohe Gedanken hege. Sie reden in ihrer Sprache am beßten, und wer ein Gelehrter ist, kennet sie schon, und hält es für eine Pflicht, sie in ihrer Sprache lesen zu können. Und was werden endlich die Ungelehrten für einen Vortheil von dem sauren Schweiß der mühsamen Uebersetzer fremder Gedichte erwarten können?

## VI.

# Die Historie von den gleichgültigen Wörtern, besonders in der deutschen Sprache.

### §. 1.

Ist gleich die Abhandlung von den gleichgültigen Wörtern in einer Sprache, und deren wahre Bestimmung, eine der wichtigsten Beschäftigungen derjenigen, welche sich die Verbesserung einer Sprache angelegen seyn lassen; so haben wir uns jedoch keinesweges über die Menge derselben, so wenig in andern Sprachen als auch in der Deutschen zu beschweren.

Wenn wir gleich alle Sprachlehren und auch alle Wörterbücher nachschlagen; so werden wir jedoch wenig, ja gar nichts von den gleichgültigen Wörtern und ihrer genauen Bedeutung darinnen antreffen. Eine ungegründete Einbildung, welche lange Zeit die meisten Gelehrten und Sprachverständige beherrschet hat, ist gewiß ein zulänglicher Grund dieser so straffbaren Nachläßigkeit gewesen. Sie bestand darinn, daß man glaubete: der wahre Reichthum und der größte Vorzug einer Sprache bestehe in einer recht beschwerlichen und überflüssigen Menge gleichgültiger Wörter. (*) Gewiß, nicht die Anzahl und Menge der Bücher machet die Güte und das vollkommene eines Büchervorraths aus, sondern der innere Wehrt der Bücher. Und eben



(*) Die meisten haben zwar diese vorgefaßte Meynung schon abgeleget; man findet aber noch hie und da einige, welche fast einen Grundsatz daraus machen wollen. Wir werden unten Gelegenheit finden, mehrere anzuführen. Jetzo wollen wir nur gedenken des Laurenz Arnell, aus Stockholm, welcher in einer sonst artigen Academischen Schrift, de Prærogativis Linguæ Luccanæ zu Upsal 1711. 8. beweiset: daß die Schwedische Sprache sehr Wortreich sey, so, daß man öfters einerley Sache wol auf neunerley Art und mit 9. Wörtern anzeigen könne. Worinn er nachhero einen grossen Vorzug dieser Sprache vor andern setzet, und zugleich schliesset; daß diejenigen übel handelten, welche nichtsdestoweniger aus fremden Sprachen entlehnete Wörter mit einmischen. Dieser Schluß bleibet allerdings eine Wahrheit; ob wir gleich mit dem Verfasser den Reichthum einer Sprache nicht in der Vielheit der gleichgültigen Wörter setzen. Wir haben andere Gründe, woraus selbige mit Nachdruck bewiesen werden kan.

so verhält es sich mit der Vollkommenheit einer Sprache. Alles kommt bey den Wörtern auf die Deutlichkeit an, welche in einer bestimmten Bedeutung bestehet. Alle, welche nur einen rechten Begriff von einer Sprache und derselben Vollkommenheit haben, erkennen das ungegründete und falsche dieses Vorurtheils. Und wir erkennen dahero das vergebliche einer weitläuftigen Wiederlegung dieser mit einer grossen Faulheit verknüften Einbildung. Wir wollen etwas weniges von dem Fleiß derer anführen, welche das Gleichgültige aus denen Sprachen auszumerzen sich haben angelegen seyn lassen. Besonders werden wir die nützlichen Bemühungen dererjenigen etwas weitläuftiger anführen, welche in der deutschen Sprache solches geleistet, und den wahren Unterscheid gleichgültiger Wörter in gewissen Proben bestimmet haben. Indem wir in dieser Erzehlung dieselben anführen; so werden wir in unsern fortzusetzenden Abhandlungen von den gleichgültigen Wörtern nicht Ursache haben, selbige nochmal zu bestimmen. Man wird auch sodann in diesen Versuchen ein vollständiges Register der gleichgültigen nunmehro aber bestimmten Wörter in der deutschen Sprache finden und lesen können. Und diese unsere Absicht verlanget auch, daß wir zugleich bey der Erzehlung derer von andern schon bestimmten Wörter kürzlich unsere Meynung anhängen. Sollten wir gleich von unsern Vorgängern abweichen; so verspricht uns jedoch die Verbesserung der deutschen Sprache, als unsere gemeine Absicht, eine gütige Aufnahme unserer zwar freymüthigen, jedoch aber auch unpartheyischen und bescheidenen Gedancken.

§. 2.

§. 2.

In den fremden Sprachen finden wir gar wenige, welche von den gleichgültigen Wörtern etwas geschrieben haben. Man findet in den vorigen Zeiten fast gar nicht, daß man sich habe angelegen seyn lassen, eine Sprache nach vernünftigen Regeln auszubessern. Aus dem Gebrauch und aus dem Umgange mit andern fassete man eine Sprache; und wie man selbige gefasset hatte, so behielte und gebrauchete man sie. Die gleichgültigen Wörter wurden beybehalten, und nach der einmal eingeführten Gewohnheit ohne Unterscheid gebrauchet. Und dieses um so viel mehr, weil selbige der Faulheit der Menschen zu Nutze kamen und ihnen die Mühe überheben konnten, auf recht bestimmte Wörter zu gedencken und aus einer Menge die beßten auszusuchen. Hiezu kam annoch das angeführte Vorurtheil von dem Reichthum einer Sprache, bey vielen gleichgültigen Wörtern (§. 1.). Dieses sind unter andern würkliche Ursachen, warum so wenige an die Verbesserung der Sprachen, in Ansehung der gleichgültigen Wörter, gedacht haben, und warum wir so wenig davon aufgezeichnet finden.

§. 3.

In der Ebräischen und Griechischen Sprache finden wir gar keine, welche die Gleichgültigkeit der Wörter zum Vorwurf ihrer Untersuchung sollten gemacht haben. In der Erstern bemerket man selbige zwar nicht so häuffig als in andern Sprachen; jedennoch kan man die Ebräische davon nicht völlig freysprechen. Die Lesung der Bibel und der Wörterbücher werden uns davon überführen können. Es mag diese Wenigkeit der gleichgültigen Wörter mit eine Ursache gewesen seyn;

warum man die Ebräische Sprache einer grossen Armuth beschuldiget hat. Andere können untersuchen, wie viel diese Beschuldigung statt findet. Ist aber gleich die Griechische Sprache in Absicht auf die Vielheit der Wörter ohne Zweifel eine der reichsten unter allen, und hat diese Menge desto leichter Gelegenheit geben können, viele Wörter aus Nachlässigkeit als gleichgültig anzusehen und zu gebrauchen (*); so können wir jedoch auch unter den Griechen keinen aufweisen, der sich hätte sollen angelegen seyn lassen, den wahren Unterscheid des gleichgültigen zu zeigen und fest zu setzen (*). Ihre Anmerker und sogenannte Scholiasten haben die gleichgültigen Wörter vielmehr gehäuffet als gehoben. §. 4.

(*) Man wird hieraus unsere eigentliche Meinung erkennen und schliessen können; in wie weit man aus der Vielheit der gleichgültigen Wörter in einer Sprache auf den Reichthum derselben schliessen könne. An sich selbst machen viele gleichgültige Wörter keinen Reichthum einer Sprache aus; denn sie sagen nichts unterschiedenes. Weil man aber bey einer grossen Menge Wörter weit leichter einige aus Unachtsamkeit als gleichgültige gebrauchen kann, als wenn man nur wenige in einer Sprache zu erlernen hat; so folget allerdings, daß man sicher schliessen könne: daß unter zwo annoch unausgebesserten Sprachen diejenige allerdings, den Wörtern und Redensarten nach, die reichste sey, worinn die meisten Gleichgültigen vorkommen. Sie ist auch im Stande, weit leichter vollkommener als die andern zu werden, wenn man sich nur bemühen will, das Gleichgültige zu bestimmen; da man anstatt dessen in der andern lauter neue Wörter einzuführen hat, welches weit schwerer hält.

(*) Wo man nicht dasjenige hieher rechnen will, was J. J. Breitinger in der Fortsetzung der Critischen Dichtkunst aus dem Demetrius Phalereus de Elocut. angeführet hat.

§. 4.

In der lateinischen Sprache haben wir den einzigen F. Quintilianus, welcher von den gleichgültigen Wörtern etwas, obgleich sehr weniges, hinterlassen hat. Wir finden solches in seinen Institutionibus Oratoriis L. X. C. I. Er führet erst eine Beschreibung von denen eigentlichen gleichgültigen Wörtern an. *Sunt autem*, spricht er, *alia* (verba) *hujus naturæ ut idem pluribus vocibus declarent, ita ut nihil significationis, quo potius utaris, interfit*: *ut* ensis & gladius. Hienechst führet er annoch andere fast gleichgültige Wörter an, welche aus einer gewissen Verhältniß durch Beschreibungen, eine schlechte Veränderung, und aus einer Aehnlichkeit entstanden sind. Von dieser Art giebet er zugleich eine sehr vernünftige Regel, und beweiset dadurch zugleich, daß dergleichen Wörter keinesweges als ganz gleichgültige müssen angenommen werden. Die Regel ist diese: *Quorum nobis ubertatem ac divitias dabit lectio, ut bis non solum, quomodo occurrerint, sed etiam quomodo oporteat, utamur.* Man soll also merken, wie diese Wörter vorkommen, und wie sie gebrauchet werden sollen; Sie gehören also nicht zu den wahren gleichgültigen, bey welchen es in Ansehung der Bedeutung gleich viel ist, welches man gebrauchet. Quintilianus giebet jedoch nach seiner erstern Beschreibung völlig gleichgültige Wörter zu in der lateinischen Sprache; wie auch die angeführte Probe anzeiget. Er giebet dadurch die Unvollkommenheit der lateinischen Sprache in diesem Fall zu erkennen, und würde gewiß besser gethan haben, wenn er den Unterscheid solcher Wörter bestimmet hätte. Jedoch in den todten Sprachen findet auch in diesem Fall keine Ver-

besserung statt; daher wir uns zu den Lebenden, besonders aber der Deutschen, wenden wollen.

§. 5.

Die Französische Sprache ist unter allen Lebendigen wol bisher diejenige gewesen, welche man am meisten zu verbessern allen Fleiß angewandt hat. Der Cardinal Richelieu hat ohne Zweifel durch die 1635. aufgerichtete Französische Academie den vornehmsten Grund dazu geleget; und die Glieder derselben haben insgesamt das Ihrige zu der würklichen Verbesserung beygetragen. Auch die, welche keine Glieder dieser Gesellschaft gewesen sind, haben sich gleichfalls bewegen lassen, ein vieles zu der Verbesserung ihrer Muttersprache beyzutragen. Hätte man bey diesem Eifer nicht denken sollen: daß man nichts würde unterlassen haben, das Gleichgültige in dieser Sprache zu bestimmen. Allein weit gefehlet. Selbst das neue Wörterbuch der Französischen Academie, wovon schon 1718. zu Paris 2. Folianten herausgekommen, hat diese Unvollkommenheit in der Französischen Sprache noch vergrössert; indem selbiges nicht allein die gleichgültigen Wörter in der Sprache nicht erkläret und den Unterscheid angezeiget, sondern auch zum öftern ein Wort durch ein anderes erkläret hat, welches doch gar nicht von einerley Bedeutung mit dem erstern ist (*). Die gleichgültigen Wörter sind folglich dadurch noch vermehret worden. Gewiß, ein grosser Fehler dieses Wörterbuchs, welcher

um

(*) Schon der Verfasser des gelehrten Tagbuchs l'Europe savante hat diesen wichtigen Fehler im Monath Merz 1719. bemerket und mit Grund getadelt an diesem sonst vortreflichen Wörterbuch der Franzosen. Ob sie sich gebessert haben, ist mir nicht bekannt.

um desto grösser ist, weil er von Franzosen begangen worden, und weil man verbunden ist, einem dergleichen Buche in dem würklichen Gebrauch einer Sprache zu folgen. So schlecht siehet es also auch in dieser Sprache, in Ansehung der gleichgültigen Wörter, aus; da man sich doch in Ansehung anderer Kleinigkeiten zuweilen die grösste Mühe gegeben hat. Der Abt Girard ist unter den Franzosen der einzige, welcher die Ehre Frankreichs gerettet, und selbst einen grossen Ruhm davon getragen hat, mit seinem Buch von der Richtigkeit der Französischen Sprache. Paris 1718. 12 (*).

Die

(*) Die Französische Uberschrift von diesem Buche ist: La Justesse de la Langue Françoise, par Mr. l'Abbé Girard. Der Innhalt dieser Schrift ist an vielen Orten angeführet, gerühmet und beurtheilet worden, als in den Memoires de Trevoux, Sept. 1718. n. 31. in dem Journal des Sçavans, Mars 1718. n. 8. und in der l'Europe savante, Sept. 1718. n. 6. Dieses Buch ist 1742. zu Amsterdam in 12. wieder aufgeleget mit einem andern Tract. des Abts d'Olivet mit dem Tit. Synonymes Francois, leurs differentes significations & le Choix, qu'il en faut faire pour parler avec justesse, par Mr. l'Abbé Girard, S. J. D. R. & Traité de la Prosodie Françoise, par Mr. l'Abbé d'Olivet, nouvelle Edition 1742. chés J. Wettstein in 12. funfzehn Bogen. Sonsten erhellet auch des Abts Girard Geschicklichkeit in der Sprachkunst aus einem andern Buch, welches er schon vorher geschrieben hat und folgenden Titul führet: l'Orthographe Françoise sans equivoques & dans ses Principes naturels: ou l'Art d'ecrire notre Langue selon les Loix de la Raison & de l'Vsage, d'une maniere aisée pour les Dames, commode pour les Etrangers, instructive pour les Provinciaux, & necessaire pour exprimer & distinguer toutes les dif-

Die Absicht dieses gelehrten und seiner Sprache vollkommen verständigen Abtes gehet dahin, zu beweisen, daß in der Französischen Sprache keine Wörter zu finden sind, welche als vollkommen gleichgültig können und sollen gebrauchet werden. Er erkläret deswegen eine Menge Französischer Wörter und Redensarten, welche man als gleichgültige sonst angesehen hat, und bestimmet selbige nach ihren wahren Unterscheid. Ob unser Abt es in allen getroffen, solches mögen seine Landesleute untersuchen; welches auch schon in einem Briefe in etwas geschehen, welcher einige Critische Anmerkungen über dieses Buch in sich begreiffet und in der l'Europe savante 1718. im Monath Sept. Z. 7. antreffen ist. Der Verfasser dieses Briefes suchet durch viele Proben zu erweisen: Daß der Herr Girard den wahren Unterscheid der Wörter nicht allemal getroffen habe. Wem die Weitläuftigkeit der Französischen Sprache bekannt ist, der wird von selbst begreiffen, daß diese Arbeit eben nicht als ganz vollständig in ihrer Art müsse angesehen werden. Genug, die Bemühung und die Arbeit des Abts ist zu loben. Er hat in vielen Proben seine Geschicklichkeit sattsam bewiesen, und das Buch hat allerdings seinen grossen Nutzen. Eine vollständige Ausführung und nachdrückliche Bewerkstelligung der Vollkommenheit einer Sprache, in Ansehung dieses Punctes, ist vielmehr eine Arbeit einer ganzen Königlichen Gesellschaft als eines einzigen auch gelehrtesten

---

ferances de la Prononciation, par Mr. l'Abbé G** à Paris 1716. 12. Hierinn gehet der Hr. Abt die Mittelstrasse zwischen denen, welche in der Rechtschreibung nichts wollen geändert wissen, und welche so weit gehen, daß die Worte zum öftern zweydeutig werden.

testen Mannes. Ein mehreres können wir auch von den gleichgültigen Wörtern in der Französischen Sprache nicht anführen. Wir wenden uns demnach zu unserer Hauptabsicht, worauf in Ansehung unserer das meiste ankommt, ich meyne zu der deutschen Sprache. Dieser ihre Verbesserung, in Ansehung der gleichgültigen Wörter, wird uns hauptsächlich zu erkennen nützlich seyn; daher wir uns auch dabey nothwendig etwas weitläuftiger werden aufzuhalten haben.

§. 6.

Unsere deutsche Sprache giebet der Französischen in keinem etwas nach. Was hat man nicht seit einiger Zeit sich für Mühe gegeben, selbige in einen vollkommeneren Zustand zu setzen? Wie viele Gesellschaften sind nicht deswegen aufgerichtet worden? Wie viele Schriften siehet man nicht, welche zur Aufnahme unserer Sprache ein vieles beygetragen haben? Die Weitläuftigkeit unserer Sprache ist wol unter andern mit eine Ursache, jedoch an sich eine unschuldige, gewesen; daß man so viele an sich unterschiedene Wörter als gleichgültig gebrauchet und eingeführet habe. Man hat aber auch bey dem Fleiß, diese unsere Sprache zu befördern, gar bald einen so wichtigen Fehler eingesehen. Und viele haben sich bemühet, in verschiedenen kleinen Proben selbigen zu bessern und ihm abzuhelfen. Der Anfang ist nicht ohne Ruhm gemacht; aber das Ende werden wir wol niemalen völlig erleben.

§. 7.

Der Zürchische Zuseher ist der erste gewesen, welcher von den gleichgültigen Wörtern so wol überhaupt als auch insbesondere in der deutschen Sprache gesunde Begriffe geheget hat. Er fassete daher den Muth, die

fast

fast allgemeine Einbildung, daß die gleichgültigen Wörter einer Sprache einen besondern Vorzug zuwege brächten, in ihrer wahren Blösse darzustellen, und zwar in dem Blatt von der Kunst zu lesen.

§. 8.

Es folget der gelehrte Hr. Verfasser der ersten Abhandlung in dem 5ten Stück der Leipziger Critischen Beyträge, welcher nicht allein die Gleichgültigkeit der Wörter als einen Fehler in einer Sprache ansiehet; sondern auch zu beweisen trachtet: daß in unserer deutschen Sprache keine vollkommen gleichgültige Wörter anzutreffen sind. Die Proben, welche er anführet und deren Unterscheid er bestimmet, sollen unter andern diese Wahrheit beweisen. Seine Absicht ist allerdings zu loben, und seine Ausführung ist nicht ungeschickt. Eine besondere Erzehlung dieser Abhandlung und eine Beurtheilung derselben würde überflüßig seyn; indem schon beydes von uns in unserer allgemeinen Abhandlung von den gleichgültigen Wörtern in dem ersten Stück unserer Versuche p. 63. u. f. weitläuftig geschehen ist.

§. 9.

In eben diesen Critischen Beyträgen der Leipziger in dem XVten Stück z. VI. stehet eine andere Abhandlung, welche hieher gehöret. Sie hält eine Critische Untersuchung der Wörter **unnütz** und **vergeblich** in sich. Der Gebrauch hat nach des Verfassers Meynung diesen Wörtern fast eben denselben Verstand zugeeignet; dennoch erinnert er dabey, daß zwar alle Bemühung die unnütz ist, auch vergeblich gewesen sey, zweifelt aber daran: ob man sagen könne, daß alles dasjenige unnütz sey, was vergeblich gewesen ist. Und dieses machet den Unterscheid aus, welchen man selbst

schon

schon in dem Sprachgebrauch bemerket. Er bedienet sich hienechst des Grundes der Ableitung, und gedenket, daß unnütz dasjenige heisse, was ohne Nutzen ist, was nichts nützet. Vergeblich aber sey so viel, als, gleich wie weggegeben, und heisse eigentlich dasjenige, was mir etwas geben sollen, sey gleichsam in einen ganz andern Zustand gekommen, es sey anders ausgefallen, als man es sich eingebildet. Hiernechst bestimmet er auch aus dem Sprachgebrauch, daß man das unnütz nenne, was nicht zu gebrauchen stehet, was zu nichts tauget, in welcher Bedeutung das Wort vergeblich niemals vorkommt. Das Wort vergeblich wird man aber alsdenn gebrauchet finden, wo man eine Absicht hat vermuthen können, die aber zunichte geworden ist, oder noch wird. Sollte man auch gleich Redensarten finden, wo es gleich viel sey, welches Wort man gebrauche; so gehet es doch nur in verneinenden Sätzen an. Und gienge es auch in bejahenden an; so könnte man zwar einem Subject beide Prädicate beylegen, die Wörter selbst wären aber ganz nicht gleichgültig. Hieraus nun schliesset der Hr. Verfasser auf folgende Bestimmung dieser Wörter: Unnütz sey weit mehr gesagt, und habe einen grössern, stärkern und heftigern Begriff als vergeblich; und eine unnütze Arbeit sey weit schändlicher als eine vergebliche. Die letztere könnte an sich selber wohl etwas nütze und gut seyn, durch einen gewissen Umstand aber diejenige Würkung nicht erreichen, die man von ihr vermuthet hat. Die erstere hergegen würde gar nichts taugen. Man müßte also in der schärfsten Bedeutung und in dem eigentlichsten Verstande dasjenige unnütz nennen, wovon man nicht den geringsten Nutzen erwarten könnte; ja wo es unmöglich wäre, daß

noch

noch einiger Vortheil daraus entstünde. Vergeblich aber, wo es noch nicht ganz unmöglich gewesen, sondern vielmehr wahrscheinlich geschienen, daß es etwas nutzen können, und wo man wenigstens eine Frucht habe hoffen dürfen. Hierauf wird eine Erinnerung eines andern gelehrten Mitgliedes angeführet: daß das Wort vergeblich allein zu solchen Wörtern und Redensarten gesetzt werde, die eine Bewegung, Verrichtung, Handlung u. d. g. es sey der Seele oder des Leibes anzeigen; unnütz aber werde allein von Cörpern und Sachen gebrauchet. Diese Errinnerung aber siehet der Hr. Verfasser als eine Folge aus seiner Bestimmung an. Wenn man aber einwendet, daß also unnütz keinen stärkern Begriff als vergeblich habe; so meynet der gelehrte Hr. Urheber, daß man unnütz auch zu den Redensarten setze, die man nicht als wesentliche Dinge ansehen kan; als, er hat sein Geld unnützer Weise und auch vergeblicher Weise ausgegeben. In welchem Fall der erste Begriff allerdings mehr saget als der letztere.

§. 10.

Wir sind mit dem gelehrten Hr. Verfasser dieser Abhandlung fast einig, und gehet also kürzlich unsere Meynung von diesen beyden Wörtern dahin: Unnütz heisset alles, in sofern es keinen vernünftigen Zweck hat und zu erhalten geschickt ist; Vergeblich aber heisset etwas, welches zwar einen Zweck hat und dazu gebrauchet wird, allein keine zureichende Kräfte in sich enthält, selbigen zu erhalten: es mag auch dieser Mangel und Fehler entstehen, woher er will. In der schärfsten Bedeutung giebet es eigentlich kein unnützes; weil in der Welt nichts ist, so nicht zu etwas kan gebraucht

werden,

werden, und weil auch keine einzige freye Handlung vorkommt, welche ohne alle Absicht vorgenommen seyn sollte. Wir haben daher keinen Grund, dieses Wort so zu bestimmen, daß man es niemalen gebrauchen könne. Der ordentliche Begriff des Unnützen gehet also nur auf einen vernünftigen und ordentlichen Zweck. Fehlet dieser, so ist das Ding, die Handlung, es mag auch seyn was es will, unnütz. Dieses Unnütze siehet also auf das nicht daseyn eines ordentlichen und vernünftigen Zweckes, welcher allerdings vorhanden seyn muß, wo etwas nützen und nützlich seyn soll. Weil aber der Zweck sowol bey den Handlungen und Bewegungen, als auch bey den Sachen und wesentlichen Dingen selbst fehlen kann; so kann auch das Wort unnütz von beiden Arten gar füglich gebrauchet werden. Wir können also sagen: Diese Handlung, dieser Gang, dieses Schreiben, diese Freude, dieser Wunsch ist unnütz, und dieses Licht brennet unnütz; nämlich alsdenn, wenn man keine vernünftige Absicht dabey haben und finden kann. Wir können auch sagen: Dieses Haus, dieser Tisch ist unnütz, wenn jenes nicht kann bewohnet, dieser aber nicht mehr, dabey zu essen u. d. g. gebrauchet werden; ob man gleich noch die Steine und das Holz in dem Hause zu ein anderes Gebäude, und den Tisch, die Stube damit zu wärmen, gebrauchen kann. Denn dieses letztere ist nicht der vernünftige und ordentliche Zweck eines Hauses und eines Tisches. Der Begriff aber des Vergeblichen setzet jederzeit schon eine Absicht voraus, es mag auch selbige eine vernünftige und ordentliche, oder unvernünftige seyn, und siehet nur eigentlich auf die Erhaltung desselben durch ein gebrauchtes Mittel: welches

alsdenn vergeblich ist, wenn das Mittel, es mag kommen woher es will, keine zureichende Kräfte hat, die Absicht zu erhalten. Siehet also das Unnütze am meisten auf den Zweck eines Dinges; so siehet im Gegentheil das Vergebliche mehr auf das Mittel, ob dadurch eine Absicht erhalten werden kann, und erhalten werde, oder nicht. Da nun aber ein Mittel kein Mittel in der That und Wahrheit seyn kann, wo es nicht gebrauchet und angewendet wird; so wird hieraus leicht zu begreiffen seyn: daß das Wort vergeblich nur allein von den freyen Handlungen vernünftiger Dinge gebrauchet werden könne, keinesweges aber von den Sachen und den wesentlichen Dingen ausser der Anwendung. Wir können also nicht sagen: das Haus, der Tisch, das Geld ist vergeblich. Gar wol aber kann man behaupten: Das Haus ist vergeblich gebauet, wenn man es aus gewissen Ursachen nicht bewohnen kann noch darf, dazu es doch nur erbauet ist. So auch: Der Tisch ist vergeblich dahin gesetzet, wenn man darauf hat essen sollen, aber daran verhindert wird. Imgleichen: Das Geld ist vergeblich ausgegeben, wenn man dasjenige davor nicht erhalten hat, was man hat haben wollen. Will man in diesen letzten Redensarten das Wort unnütz anbringen; so wird ein ganz anderer Verstand herauskommen. Die Redensart: Das Haus ist unnütz gebauet heisset eigentlich nichts anders, als, das Haus ist ohne Absicht, zum wenigsten ohne eine ordentliche und vernünftige Absicht gebauet. Z. E. wenn einer ein grosses Haus nur bloß zum Staat, ohne daß es sollte bewohnet werden, aufführen liesse; wenn ein Schneider für sich und seine Gesellen einen grossen Pallast und gar starkes Haus aufbauete. Und in diesem

Fall könnte man auch sagen: daß das Geld dafür unnütz aber nicht vergeblich ausgegeben sey. Giebet man zuweilen der angeführten Redensart diese Bedeutung: das Haus ist nicht nach den Regeln der Vollkommenheit gebauet; so ist selbige nicht eine eigentliche, sondern man siehet mit seinen Gedanken schon weiter, als man den Worten nach hat sehen sollen. Uns gefällt diese Bedeutung bey dieser Redensart nicht; wir können ja eigentlicher reden, nämlich: Das Haus ist schlecht, unvollkommen, nicht gut gebauet. Wenn wir schreiben: Der Tisch ist unnütz dahin gesetzet, so heisset solches nichts anders, als daß er ohne einer vernünftigen Absicht dahin gesetzet wird. Z. E. Wenn ein Kind einen Tisch auf der Gasse setzet, imgleichen, wenn man den Tisch einem hinsetzet, daß er darauf sitzen solle, da man doch mit eben der Bequemlichkeit einen Stuhl gegenwärtig hat, selbigen hinzusetzen. Man saget auch nicht unrecht: Diese Handlung, dieser Gang, dieses Schreiben, dieser Wunsch, diese Freude ist vergeblich; wenn man die vorgestellte Absicht dadurch nicht erhalten kann. Brennet das Licht unnütz, wenn man es bey Tage ohne eine andere vernünftige Absicht anstecket; so brennet es vergeblich, wenn es so brennet, daß man dabey seine Verrichtungen nicht füglich bestellen kann, weswegen man es doch angezündet hat. Man wird ferner aus der eigentlichen Bestimmung des Worts vergeblich leicht schlüssen können, daß man auch solches von den Handlungen der unvernünftigen Thiere nicht eigentlich gebrauchen könne; sondern daß bey diesen Bewegungen nur das Wort unnütz statt finden müsse: weil man ihnen eigentlich keine Absichten

beylegen kann. Es sey denn, daß man auch den Thieren eine Absicht uneigentlich, wegen einer etwanigen Aehnlichkeit, zuschreiben will, wie man ihnen etwas der Vernunft ähnliches beyleget; alsdenn würde man auch von ihren Handlungen das Wort vergeblich, obgleich ebenfalls nicht in einem eigentlichen, sondern uneigentlichen Verstande gebrauchen können. Eigentlich kann man also sagen: **Das Lauren des Wolfes auf die Schafe ist unnütz**; uneigentlich aber ist geredet, wann man spricht: **Das Lauren des Wolfes auf die Schafe ist vergeblich**, ob es gleich nicht unrecht ist.

§. 11.

Dieses sind unsere Gedanken über die ganze Abhandlung des gelehrten Hrn. Verfassers und über die dagegen gemachte Erinnerung; woraus erhellet, daß wir ihm nur in gar wenigen zuwieder sind. Es fällt uns aber noch eine andere Meynung in Ansehung dieser Wörter bey, welche wir bey dieser Gelegenheit hieher setzen wollen. Sie scheinet uns die beßte zu seyn; indem sie fast mehr auf den würklichen Unterscheid der Dinge siehet, da wir hergegen bey der vorigen Meynung mit dem oftmals gerühmten Hrn. Verfasser der Abhandlung mehr und fast zu viel auf den Sprachgebrauch gesehen haben; und indem wir auch zugleich im Stande sind, ein drittes Wort zu retten, welches wir sonsten als unnütz gar wegwerfen, oder auch als gleichgültig von dem Worte unnütz zum Theil ansehen müßten. Es ist solches das Wort **unbrauchbar**, welches uns eben zu diesen nachfolgenden Gedanken Gelegenheit gegeben hat. **Unbrauchbar, unnütz** und **vergeblich** sind die drey Wörter, von welchen wir reden, und welche darinn übereinkommen, daß sie von Dingen gebrauchet werden, welche sich auf ei-

nen Zweck beziehen, welchen sie nicht erhalten. Die Dinge nun, welche so beschaffen sind, sind entweder wesentliche Dinge und Sachen, oder es sind Handlungen und Bewegungen. Von den wesentlichen Dingen und Sachen selbst, als solchen Dingen, welche nicht so beschaffen sind, daß der von ihnen ordentlich und vernünftig erforderte Zweck durch selbige kann erhalten werden, wollen wir das Wort **unbrauchbar** gebrauchen; weil selbige dazu, wozu sie ordentlich sollten, nicht können gebrauchet werden. Der Sprachgebrauch ist uns hiebey auch gar nicht zuwieder. Ein Gelehrter wird von einem auch neu gemachten Bücherbehältniß, darinn die Fächer alle gleich groß und hoch, auch gar zu enge sind, nicht anders sagen: als, daß selbiges gänzlich unbrauchbar sey. Er kehret sich nicht daran, ob man es gleich annoch zu ein Milchbrett, oder in einer andern Absicht gebrauchen könne. Und was ist gewöhnlicher als dieses: **Dieses Haus, dieser Tisch ist unbrauchbar geworden.** Reden wir aber von den Handlungen; alsdenn können und müssen wir die Wörter **unnütz** und **vergeblich** gebrauchen, und zwar nach der Bestimmung, welche wir schon (§. 10.) angeführet haben. Und zwar, weil die natürlichen Würkungen nach ihren Umständen beständig und nothwendig ihren Zweck erhalten; so kommen hiebey diese Wörter niemalen vor; folglich müssen sie nur ordentlich von den vernünftigen und freyen Handlungen, und denen, welche ihnen ähnlich sind, gebrauchet werden. Man siehet entweder bey selbigen mehr auf die Absicht und befindet selbige so, daß die Absicht gänzlich fehlet oder nicht vernünftig und ordentlich ist; so heissen sie unnütze Handluugen. Oder, man siehet mehr auf die Handlung und das Mittel, wodurch eine vorgestellte Ab-

ſicht, ſie mag vernünftig oder unvernünftig ſeyn, ſoll erhalten werden, und befindet, daß das Mittel nicht zureichende Kräfte in ſich hält, es mag ſolches durch unſere oder ohne unſere Schuld geſchehen; ſo heiſſet eine ſolche Handlung eine vergebliche. Die Beyſpiele findet man in dem 10. §. Man merke annoch: daß eine Handlung zuweilen zugleich eine vergebliche und eine unnütze ſeyn könne, nicht aber allezeit ſeyn müſſe. Ferner: daß eine unnütze Handlung in Anſehung deſſen, der ſie verrichtet, allezeit tadelhaft ſey, eine vergebliche aber nicht allezeit, ſondern nur alsdenn, wenn dem Urheber derſelben die Schuld davon beygeleget werden kann. Wir übergeben dieſe unſere Gedanken gern zu einer Prüfung und Unterſuchung, ob wir die wahre Beſtimmung getroffen haben oder nicht. Wir vermeynen ſolches.

Die Fortſetzung folget nächſtens.

## VII.

# Beleuchtung einiger Einwürfe wieder die Critiſchen Verſuche.

Wir haben ſchon zur andern Zeit verſichert, daß wir gegründete Anzeige der Fehler, die man in unſern Schriften wahrnimmt, nie mißbilligen werden. Die Wahrheit iſt uns zu lieb, daß wir es nicht mit vielem Dank erkennen ſollten, wenn man uns, die Fehltritte wieder dieſelbe zu vermeiden, Anleitung giebt; und da der Nutzen unſerer Landesleute die einzige Abſicht unſerer Bemühung iſt; ſo würden wir wiederrechtlich handeln, wenn wir diejenigen nicht anhören wollten, welche den Vortheil, den wir zu ſtiften im Stande ſeyn möchten, ſich als ſchwach vorſtellen, oder gar unſerer Bemühung allen Nutzen abſprechen wollen. Einen

Wiedersacher von dieser Art, machte uns der Hr. Verfasser der Pommerschen Nachrichten von gelehrten Sachen in dem XXII. Stück seiner Blätter zuerst bekannt; doch so, daß er es für gut befand, lieber den Innhalt des ihm zugesandten Briefes zu verschweigen, als seinen versteckten Freund bloß zu stellen, und seine Einwürfe in ihrer Schwäche vorzulegen. Da er aber durch wiederholte Vorstellungen desselben seinen Fürsatz zu ändern bewogen ward, erhielten wir im XXVI. Stück der Nachrichten einen kurzen Auszug des benannten Briefes, in welchem die Beschwerden des Verfassers etwa auf die Punkte hinauskommen: daß man Critische Versuche für Gelehrte schreibe, die schon ohne dies eine gereinigte Sprache hätten; da man doch die Anführungen zur deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit billig so einrichten sollte, daß sie allein das Beßte der Ungelehrten beförderten; und daß billig solche Absicht zu erreichen, alle Stücke der Versuche so hätten beschaffen seyn sollen, wie einige, die der Briefsteller den Ungelehrten zuträglich hält, befunden worden. Wir haben an dem daselbst von dem Verfasser der P. N. über diese Beschwerden gefälleten Urtheil keinen Theil; wunderten uns aber, daß der Unbekannte in dem ersten Satz, theils was wieder die Erfahrung streitet, theils was ohne allen Beweis angenommen ist, jemanden aufzudringen kein Bedenken getragen; in dem andern aber eine so unglückliche Wahl für den Geschmack der Ungelehrten treffe, daß sie selbst wol nicht mit ihm zufrieden zu seyn, Ursache finden möchten. Diese Erklärung würden wir unserem Wiedersacher haben geben müssen, wenn sie von uns gefordert wäre. Inzwischen ist der Streit noch nicht gehoben, und wir werden ersuchet, ihn selbst beyzulegen, da man uns eine

abermals den erwehnten Nachrichten gewiedmete Zuschrift einhändiget, die zwar an den Hrn. Verfasser der Nachrichten, wie die vorigen, gerichtet, von demselben aber uns zur Beleuchtung ist übergeben worden. Das Blendwerk, welches dem Urheber, der kein anderer als der ersterwehnte ist, nunmehr aber eine andere Person annimmt, zu machen beliebet hat, wollen wir ihm zu gute halten, und das Schreiben unverändert mittheilen:

## N. 5.

Ich schmeichle mir, daß Sie mein Beginnen nicht tadeln werden, das aus einer Liebe zur Wahrheit entstehet. Ich mache mir beynahe der Sache desjenigen theilhaftig, der neulich unter verdecktem Namen seine Gedanken über die herausgekommene critische Versuche an den Tag geleget hat. Ich verspreche mir von Ihrer Güte, daß Sie mich mit diesem Unbekannten nicht ein gleiches Schicksal werden erfahren lassen. Vielleicht hat dieser in seinen Zuschriften sich nicht einer geziemenden Höflichkeit gegen Sie bedienet; und er hat also aus dieser Ursache mit Recht verdienet, gestraft zu werden. Mir werden Sie nicht diesen Fehler vorrücken können. Ich werde also auch nicht mit gleicher Strafe angesehen werden. Sie erlauben, mein Herr, daß ich die wahren Gedanken meines Herzens gegen Sie ausschütte, die ich meiner Einsicht nach nicht für ungegründet halte. Ich bin mehrentheils mit der Meynung des unbekannten Gelehrten einig. Nur zweyerley habe ich wieder dessen Meynung zu erinnern. Zuerst dünkt mich, ist es zuviel gesagt, daß die Herrn Verfasser der critischen Versuche nur allein um der Ungelehrten willen die Feder ansetzen sollen. Er muß diejenigen,

gen, die Gelehrte genannt werden, sich gar zu engelrein vorstellen, daß er meynet, diese bedürfen in diesem Stücke keiner Anweisung. Hiernächst sehe ich den Grund der getroffenen Wahl nicht ein, da er aus den Critischen Versuchen einige Stücke anführet, die seiner Meynung nach unmittelbar den Nutzen der Ungelehrten befordern sollen. Im übrigen bin ich ebenfals der Meynung zugethan, daß man Ursache habe, solche Bemühungen anzustellen, durch welche den Ungelehrten ein gereinigter Geschmack der deutschen Sprache möge beygebracht werden. Ja ich halte dafür, daß diese Bemühung in Ansehung der Ungelehrten nöthiger sey, als der Gelehrten. Ich will meine Meynung erklären. Sie werden beurtheilen, wie weit ich mit Ihrem Widersacher überein komme. Eine deutsche Gesellschaft muß zur Absicht haben, die deutsche Sprache zu verbessern, und eine verbesserte deutsche Sprache unter ihre Landesleute einzuführen. Die Glieder einer solchen Gesellschaft, die Critische Versuche anstellen, müssen, meinem Bedünken nach, eben dies angefangene Gesetz einer deutschen Gesellschaft zu ihrer Absicht haben. Die Landesleute bestehen theils aus Gelehrten, theils aus Ungelehrten. Soll unter allen Landesleuten eine gereinigte deutsche Sprache eingeführet werden, so muß sowol zum Nutzen der Ungelehrten als Gelehrten geschrieben werden. Betrachte ich nun die critische Versuche der Herrn Greifswalder, so muß ich ihrem Herrn Widersacher zugestehen, daß die Ungelehrten keinen sonderlichen Nutzen aus denselben ziehen können. Ich vermuthe, mein Herr, daß wir in dem Begriff eines Ungelehrten allhier werden einig seyn. Sonst könnten Sie mir leicht eine ungereimte Meynung andichten. Ich

verstehe durch die Ungelehrten an diesem Orte diejenigen, die von Natur eine Fähigkeit besitzen, eine deutsche Schrift mit Vernunft zu lesen, die an einer gereinigten deutschen Sprache schon einen Geschmack finden, und in derselben es immer weiter zu bringen sich angelegen seyn lassen. So einen vortheilhaften Abriß ich auch von den Ungelehrten gegeben habe, so meyne ich doch nicht, daß diese durch die critischen Versuche ihres Wunsches können gewähret werden. Wie vieles ist nicht in denselben enthalten, das sie entweder gar nichts angeht, oder, woran sie gar kein Vergnügen finden. Ja viele Stücke sind in einem solchen Vortrage eingekleidet, der für diejenigen nur recht ist, die durch die Kunst eine Geschicklichkeit in gründlichem Nachdenken sich erworben haben. Die Ungelehrten haben bey so genannten Umständen wenigen Vortheil von den critischen Versuchen; ja ich sage noch mehr, sie können nach der Absicht der Herrn Verfasser derselben keinen grossen Nutzen aus selbigen schöpfen, weil diese nicht hauptsächlich zum Nutzen der Ungelehrten schreiben. Sie sollen, mein Herr, mir nicht verrücken, daß ich die eigentliche Absicht der Herrn Verfasser nicht einsehe. Ich weiß wol, was es bedeutet: Sie liefern critische Versuche. Ich verstehe gar wol, daß Sie in dieser Absicht verbunden sind, theils über Schriften, welche die deutsche Sprache, Beredsamkeit und Poesie betreffen, Ihr Urtheil zu eröffnen; theils selbst Schriften und Gedanken von dieser Art ans Licht zu stellen. Nur das ist die Frage: Wem zu gute werden solche Bemühungen unternommen? Ich kann mich nur auf eine einzige Art Leute besinnen, welchen, meinem Bedünken nach, diese Bemühungen eigentlich nutzen können. Von den Ungelehrten habe ich schon

erwiesen, die werden durch selbige nicht gebessert. Und was werden Sie bey dem ersten Anblick gedenken, wenn ich setze, auch die Gelehrten werden nicht durch critische Versuche von dieser Art gebessert. Sie werden mir vielleicht Recht geben, wenn ich mich besser erkläre. Es ist billig, daß ich unter den Gelehrten hauptsächlich diejenigen Gelehrten verstehe, die schon in öffentlichen Bedienungen und Würden stehen. Ich darf mich nicht rechtfertigen, daß ich unter dem Namen der Gelehrten nur diese will gemeynet wissen. Oeffentliche Bedienungen und Würden sollen Belohnungen der Geschicklichkeit der Verdienste, und der Gelehrsamkeit seyn. Sie sind also Zeichen, daß einer ein Gelehrter sey. Und ich habe Ursache, aus diesem Grunde sie vornämlich so zu nennen. Stellen Sie sich, mein Herr, nun diese Gelehrte für, sie erliegen unter der Last ihres Amtes, oder sie haben wenigstens nicht so viel Müsse übrig, daß sie eine ordentliche und nützliche Betrachtung über die Schriften könten anstellen, die von der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit handeln. Sind sie Liebhaber von solchen Sachen, so kaufen sie sich ein solches Buch, sie blättern es durch, lesen einige Seiten, wenn sie entweder nicht aufgeräumt sind, oder nach einer langwierigen Arbeit eine Veränderung sich machen wollen, sie setzen es wieder in ihren Büchervorrath, lassen es Jahr und Tag unbewegt stehen. Kurz, sie machen es wie die Geizigen, sie haben ein solches Buch, damit sie es haben. Urtheilen Sie nun, mein Herr, ob Gelehrte grossen Nutzen aus ihren Critischen Versuchen ziehen werden. Es ist noch eine gewisse Art Leute übrig, die sich von den Ungelehrten trennen, und zu den Gelehrten mit der Zeit zählen wollen. Ich meyne die Studirenden.

den. Diese, wenn sie Liebhaber der deutschen Sprache, Beredsamkeit und Poesie sind, diese, sage ich, können aus den Critischen Versuchen sich allen möglichen Nutzen versprechen; doch ist diese Bedingung dabey, sie müssen schon halbe Candidaten seyn, damit nicht das nöthigste dem wenig nöthigen hintenangesetzet werde. Mein Herr, Sie gedenken nicht, als wenn ich hiermit den Herrn Verfassern der critischen Versuche wolle vorrücken, daß sie eine Arbeit unternehmen, die wenigen Nutzen hat. Ich bin allerdings der Meynung, daß sie genug nützen, wenn sie nur bey diesen Studirenden ihre Absicht erreichen. Uebrigens wünsche ich, daß die deutsche Gesellschaft auch darauf bedacht sey, wie die Ungelehrten mögen gebessert werden. M. H. Ich bin ꝛc.

Werden unsere Leser nicht mit uns Zeit und Mühe und Papier bedauren, welches zum Abdruck dieses Briefes hat müssen verwendet werden? Wir können in demselben mit aller Mühe nichts besonderes, nichts wichtiges, nichts, das einer öffentlichen Beantwortung würdig wäre, antreffen. Dem ohngeachtet haben wir ihn bekannt machen müssen; und unsere Leser werden uns dieses, um unser selbst willen, zu gute halten. Wir sind dazu gezwungen worden. Wie gewiß muß nicht derjenige Skribent seiner Sache seyn, welcher seinen Gegner innerhalb wenigen Tagen dreymal mit der größten Herzhaftigkeit anfällt? Und was könnten sich nicht andere für einen vortheilhaften Begriff von der Wichtigkeit einer solchen Sache machen, die mit so grosser Hitze, mit solchem patriotischen Eifer, und ohne den allergeringsten Zeitverlust getrieben und vertheidiget wird? Wir kennen Leute, die unser Stillschweigen, als das Zeichen einer verlornen Sache würden angesehen

ha-

haben. Ihnen zum Gefallen haben wir das dritte Schreiben, welches in dieser Sache ist ausgefertiget worden, abdrucken lassen. Unser Wiedersprecher hat sich in denselben schon einigermassen eines andern bedacht; damit er aber nicht das Ansehen haben möchte, als hätte er seine Meynung geändert, so nimmt er eine andere Person an, wenn er die seiner Meynung nach ohne Zweifel verbesserten Gedanken wieder uns bekannt machen will. Inzwischen redet er aus einem Ton, der dem vorigen ziemlich ähnlich ist; und wo wir unserer Einsicht noch ein wenig trauen können, so entfernet er sich nicht weit von dem abgeschmackten, wenn er gleich mit vieler Mühe neue Bestimmungen und Einschränkungen gesammlet und gehäufet hat. Sein erster Schluß ist dieser: Die Absicht der critischen Versuche muß nach der Absicht der deutschen Gesellschaft beurtheilet werden. Diese suchet eine verbesserte deutsche Sprache unter ihre Landesleute einzuführen; folglich müssen auch jene dieses zum Zweck haben. Die Landesleute bestehen aus gelehrten und ungelehrten, diese bedürfen mehr Verbesserung als jene, folglich muß auch für diese mehr gesorget werden. In den critischen Versuchen der Greifswalder ist vieles, was die Ungelehrte nicht angehet, woran sie kein Vergnügen finden, das nicht auf einer ihnen begreiflichen Art vorgetragen wird; daher haben die Ungelehrten nicht den Vortheil davon, den sie davon haben solten. Wir wollen es dem Verfasser verzeihen, daß er uns Sätze aufbürden will, ohne den Beweis derselben zu führen; wir trauen ihm aber auch zu, daß er so billig seyn, und denselben genauer nachdenken wird. Es misfällt uns gar nicht, daß er uns nach der Absicht einer Gesellschaft,

deren

deren Mitglieder wir sind, beurtheilet. Er irret aber, wo er in den Gedanken stehet, daß unsere Versuche alles enthalten sollen, was die Gesellschaft ihren Absichten gemäß, ihren Landesleuten vortheilhaft, und der Ausfertigung werth hält. Wir sind zufrieden, wenn man uns zugestehet, daß wir die vernünftigen Aussprüche derselben auf besondere Fälle nicht unrichtig anwenden, und Gedanken entwerfen, die der Vernunft so wenig entgegen, als dem Geschmack zuwieder sind, nach welchem unsere Gesellschaft ihre Bemühungen einrichtet, und dereinst systematische Werke zu liefern gedenket. Dies aber ist, unserer Meynung nach, dem Herrn Wiedersacher zu wissen nöthig, daß unsere Gesellschaft allemal bey ihren Bemühungen ihr Absehen auf vernünftige richtet, und daß unsere Versuche nie iemanden, als diesen, sie mögen gelehrte oder ungelehrte seyn, gewidmet worden. Unter welchem Charakter wir uns aber die ungelehrten, deren sich der Verfasser annimmt, vorstellen sollen, sehen wir noch nicht völlig ein, weil er sie bald auf eine ihnen vortheilhafte Art schildert, bald aber ihnen eine Schwäche zueignet, die ihnen sehr nachtheilig ist. Sind es Leute, die nicht wissen, daß sie Vernunft haben, noch ie den Vorsatz zu fassen willens sind, daß sie sich von der Vernunft beherrschen lassen wollen; so gestehen wir gerne, daß sie noch eine starke Vorbereitung nöthig haben, ehe sie an Sachen, welche das vernünftige in einer Sprache, in der Wohlredenheit und Dichtkunst betreffen, einen Geschmack finden, oder dieselben gehörig anwenden können. Inzwischen wird unser Wiedersacher nicht läugnen, daß sie in unsern Versuchen die Bewegungsgründe, ihre Unempfindlichkeit fahren zu lassen, finden könn-

ten, wenn er nur einen Weg erfinden wollte, sie ihnen kennbar zu machen, und sie zu bewegen, daß sie der Vernunft folgen. Hierüber haben wir bisher nicht zu befehlen gehabt. Sind es aber würklich, wie er sie beschreibet, Leute, „die von Natur (wir würden aber lieber sagen durch die Uebung) „eine Fähigkeit besitzen, „eine deutsche Schrift mit Vernunft zu lesen, die an „einer gereinigten deutschen Sprache schon einen Ge„schmack finden, und in derselben es immer weiter zu „bringen, sich angelegen seyn lassen; „ so handelte der Verfasser unverantwortlich, wenn er, wie wir fast aus seinem Briefe schliessen müssen, für dieselben einen andern als vernünftigen, regelmässigen und gegründeten Unterricht fordern, oder ihnen nichts vorzulegen erlauben wollte, als woran sie ein Vergnügen finden, ohne zu wissen, warum es ihnen gefällt, und ob ihr Geschmack der richtige sey. Diesem Vorurtheil sind hauptsächlich unsere Versuche entgegen gesetzt, und ob uns gleich die Eigenliebe nicht so eingenommen hat, daß wir dieselbe für vollkommen halten sollten; so sehen wir doch mit aller Mühe nicht ein, wie unser Wiedersacher es denselben absprechen könne, daß darinn den vernünftigen, wenn sie auch ungelehrte sind, das, was wir für regelmässig und gegründet halten, vorenthalten werde. Auf andere Sachen aber gehet unsre Absicht nicht. Da nun dieselbe aber in den, ihm etwa für ungelehrte unnützscheinenden historischen Sachen, oder in den Beurtheilungen gelehrter Schriften eben sowol, als in den vermischten Abhandlungen und bewiesenen Regeln statt findet, weil in ienen gezeiget wird, in wie ferne man diesen nachgekommen ist, oder sie fahren gelassen hat, in wie ferne man vernünftig oder unvernünftig in Ansehung

der

der Sprache verfahren; so sehen wir auch nicht, warum er diesen eine Stelle unter Critischen Versuchen, von denen Ungelehrte Nutzen haben können, misgönnen wollte. Was er sich sonsten für Schwierigkeiten erdichten möchte, würde vielleicht manchem lehrbegierigen Ungelehrten leichter zu heben seyn, als es unserm gelehrten Feinde zu beweisen ist, daß dieselben uns mit Grunde als Fehler angerechnet werden könnten.

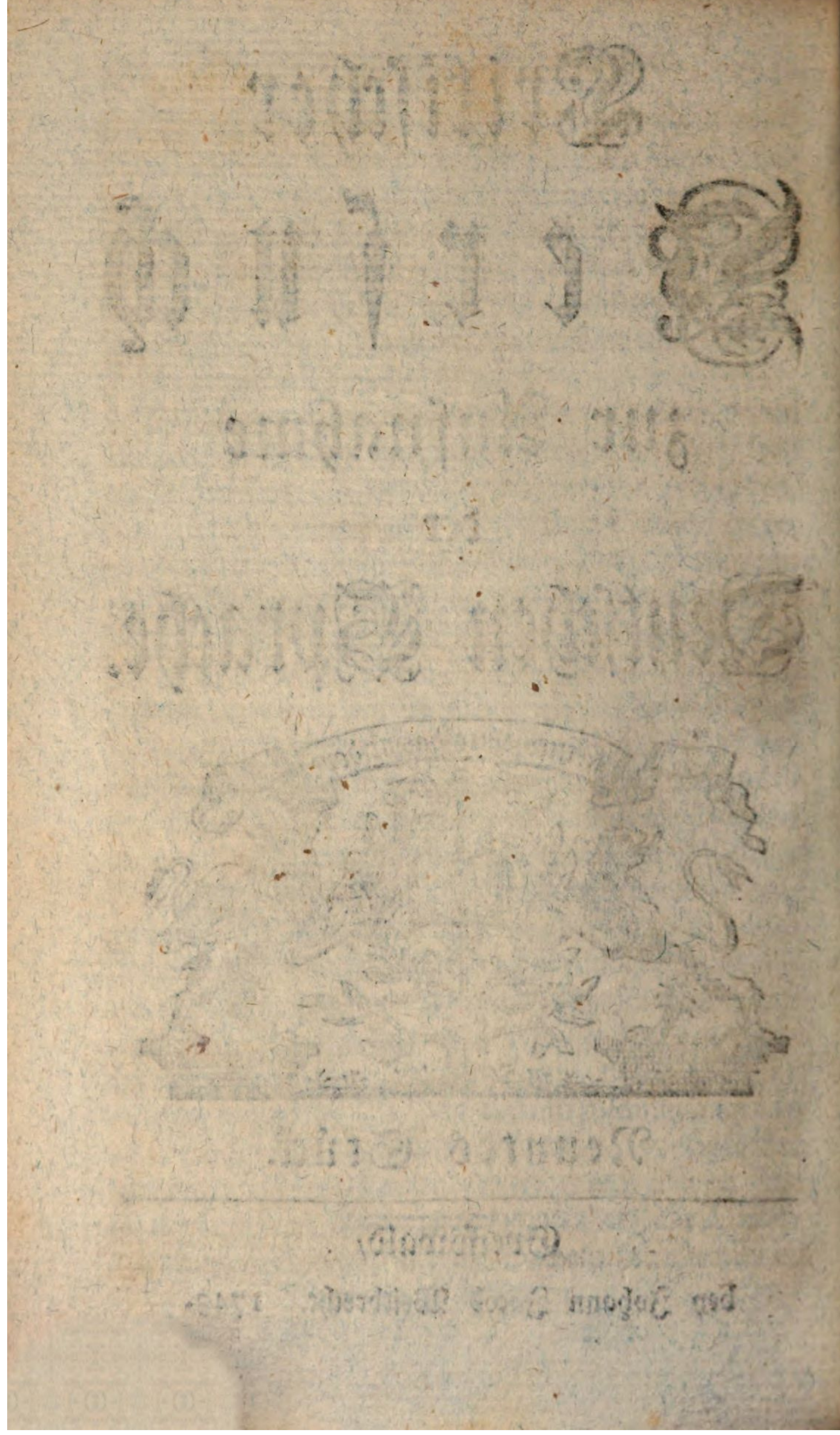
Daß wir uns über ihn wundern würden, wenn er auf die Gelehrte kommt, hat er ganz richtig vermuthet, und wir können ihm noch über dieses die Versicherung geben, daß er uns bey seinem gelehrten Eifer fast lächerlich geworden. Er mag unter der Last eines Ammtes erliegen, und folglich seinem Begriffe nach ein Gelehrter seyn, oder sich unter die von ihm beschriebenen Studirenden oder halben Candidaten zählen, so können wir es ihm doch nicht vorenthalten, daß seine Begriffe und Schlüsse hier vollkommen elend sind. Und da ein ieder vernünftiger schon darauf fallen wird, was wir ihm antworten müßten, so glauben wir auch, daß er selbst unser Stillschweigen nicht übel zu deuten Ursache habe. Daß er aber beym Schlusse seines Briefes sich gleichsam Gewalt anthut, ein ohnerachtet aller vorigen Beschwerden vortheilhaftes Urtheil von unseren Versuchen sich abzuzwingen, gefällt uns eben so wenig; denn er widerspricht sich und seinen vorigen Sätzen entweder, oder er preiset den Studirenden eine unvernünftige Bemühung an, weil sie, wo sie Gelehrte werden wollen, doch dereinst Müssiggänger in der Critik seyn müssen. Sind wir übrigens in unserer Beantwortung zu kurz gewesen, so stehet ihm allemal frey, auf einer anderen, als der ietzterwählten Art, alle Dienstleistung, und in gegründeten Sachen allen Beyfall von uns zu erwarten.

) o (

# Critischer Versuch zur Aufnahme der Deutschen Sprache.

Neuntes Stück.

Greifswald,
bey Johann Jacob Weitbrecht. 1743.



# I.

# Die Wochenstube, ein Lustspiel in fünf Handlungen. Aus dem Dänischen des Herrn Professor Hollbergs übersetzt.

Die deutsche Schaubühne hat seit einigen Jahren das Glück gehabt, daß sie verschiedene geschickte Männer angetroffen, die sich den Verfall, worinn sie war, zu Herzen gehen lassen, und an ihrer Wiederherstellung gearbeitet haben. Man muß dem Herrn Professor Gottsched den Ruhm lassen, daß er zuerst die Hand angeleget, und den unerträglichen Wust aus unsern Schauspielen zu verbannen sich bemühet hat. Sie waren nicht allein ihrer Einrichtung nach verdorben. Der wesentliche Inhalt der mehresten war ebenfalls ganz verwerflich. Durch die wenigsten konnte der wahre Endzweck, die Schönheit der Tugend, und die Thorheit der Laster, handgreiflich zu machen, erhalten werden. Sehr viele verrichten noch wol gerade das Gegentheil, wenn man zumahl die Zoten des Hans Wursten mit dazu nimmt, und diese wurden in der That für unentbehrlich gehalten.

Der sterbende Cato des Herrn Professor Gottscheds ist das erste Originalstück gewesen, welches gezeiget hat, daß ein deutsches Schauspiel regelmässig und doch dabey rührend und angenehm seyn könne. Seine Schaubühne, wovon anietzo drei Theile (*) der Welt vor Augen liegen, hat diese Wahrheit mit bündigen Exempeln bestätiget; eine Wahrheit, die vordem eine sehr kleine Anzahl unserer Landesleute geglaubet hat, und von welcher auch noch nicht alle überzeugt sind. Uns sind selbst welche bekannt, die den Bramarbas dem Verschwender oder der Spielerin unendlich vorziehen. Man muß zufrieden seyn, daß sie fürs erste die Lächerlichkeit von Harlekins Hochzeitschmaus und dergleichen rasenden Possen einsehen, und übrigens von der Zeit und der ferneren Bemühung munterer theatralischer Dichter die völlige Reinigung ihres Geschmackes erwarten. Wir haben Grund, diese Hofnung nicht gar lange hinauszusetzen. Das löbliche Beyspiel des Herrn Professor Gottscheds ist nicht unfruchtbar gewesen. Es hat verschiedene Liebhaber der Schaubühne ermuntert, das ihrige zu der Säuberung derselben beyzutragen. Es gehet keine Messe hin, die uns nicht einige ursprünglich deutsche oder übersetzte Stücke liefert, die entweder gut oder schlecht gerathen sind.

Wir werden uns alhier in keine Abhandlung von dem Nutzen der Schauspiele einlassen. Nur können wir nicht

---

(*) Unser Freund hatte diese seine Gedanken über des Herrn Hollbergs Wochenstube bereits aufgesetzt, ehe uns die letzte Messe den vierdten Theil der Gottschedischen Schaubühne geliefert hatte. Dieser unterscheidet sich dadurch besonders, daß er lauter deutsche Originalstücke enthält. Wir werden ehestens davon umständliche Nachricht geben.

nicht umhin, die Anmerkung zu geben, daß nichts so geschickt sey, den gesunden Witz allgemein zu machen, und ihn selbst den Leuten beyzubringen, die ihn sonst wegen ihres Standes und ihrer Handthierung ohne Sünde entbehren können. Man siehet leicht, daß wir von Stücken reden, worinn die bisher gewöhnlichen und unserm verkehrten Sinne so angenehmen Fehler vermieden sind. Dieser Vortheil hat einen grossen Einfluß in das gemeine Leben, und wir sind demnach verbunden, nichts als gute Stücke auf die Bühne zu bringen, oder das fehlerhafte an denen zu entdecken, die uns für gute aufgedrungen werden. Wäre der Geschmack unsers Vaterlandes vollkommen rein, so würde dieses eben keine Nothwendigkeit seyn. Das Zischen der Zuhörer würde den Verfasser lehren, seine Arbeit künftig mit mehrerer Ueberlegung zu verfertigen, und den Comödianten, sie nicht zum zweytenmale auf den Schauplatz zu bringen. Aber da wir noch lange nicht so weit gekommen sind, so ist nichts billiger, als zu verhüten, daß derjenige, den man unterrichten will, nicht verwirrt gemacht werde. Dieses würde gewiß geschehen, wenn man ihm gute und schlechte Stücke ohne Unterschied vorlegen wollte.

Wir haben aus dem angeführten Grunde in dem dritten Stücke dieser Versuche von dem deutschen Franzosen des Herrn Professor Hollbergs unsere Meynung gesagt, und finden bisher noch keine Ursachen, solche wieder zurücke zu nehmen. Ein Ungenannter, dessen Aufenthalt in Hamburg ist, hat den Deutschen das Vergnügen verschaffet, daß sie nunmehr auch des Herrn Hollbergs Lustspiel, die Wochenstube betitelt, in ihrer Sprache lesen können. Wir lassen dem Herrn Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er das belachenswürdige

verschiedener Gebräuche, die der Witz der Menschen, sich selbst beschwerlich zu seyn, mit dem Kindbette verknüpfet, sehr wohl gezeiget hat. Aber darum werden wir noch lange nicht bekennen dürfen, daß es regelmässig sey. Wir wollen unsern Lesern von den Gründen, die uns zurückehalten, Rechenschaft ablegen. Da dieses Lustspiel allenthalben bekannt ist, so wird nichts weniger erforderlich seyn, als einen förmlichen Auszug davon zu geben. Wir werden uns begnügen, einige Erinnerungen darüber zu machen.

Jeder Mensch, der dieses Lustspiel die Wochenstube nennen höret, wird vernünftiger Weise auf die Gedanken gerathen, er werde alhier nicht nur alle possirliche Gewohnheiten der Wochenstube, sondern auch dieses antreffen, daß entweder die Kindbetterinn, oder auch eine andere Person, indem sie das Ceremoniel aufs höchste treibet, die nichtswürdigsten Kleinigkeiten mit einer erschrecklichen Sorgfalt beobachtet, und sich ein Gewissen machet, solche im geringsten zu übertreten, endlich lächerlich und schamroth werden würde. Hat er aber hierinn recht geurtheilet? Keinesweges. Es ist wahr, die Wochenstube wird in der zweyten und dritten Handlung vorgestellet, und in einem Theile der ersten und vierten werden einige Beschwerlichkeiten derselben angebracht. Allein das macht noch nicht alles aus. Corfitz, der Mann der Kindbetterin stehet in dem Wahne, daß sie ihm ungetreu ist, und selbst die Wochenstube giebet ihm Gelegenheit, sich darinnen zu stärken. Einige Frauen überrumpeln ihn bey der seinigen, und er versteckt sich unter dem Tische, weil er von ihnen nicht gesehen werden will. Eine von ihnen wird gewahr, daß unter dem Tische jemand verborgen ist, und erzählet es

dem

dem Bedienten des Corsitz, in der Meynung, es sey ein Liebhaber der Corsitzin gewesen. Dadurch erfähret es der Mann, und weil er gleiche Gedanken heget, wird er in der fünften Handlung von denen, die er deswegen um Rath fraget, wacker herum genommen. Endlich erkennet er seinen Irrthum, er bereuet ihn, und schämet sich. Dieses scheinet also die Haupthandlung zu seyn, oder vielmehr dieses Lustspiel hat eine doppelte Handlung. Unserm Bedünken nach ist dieses der gröste Fehler, den man einem Schauspiele, so viel die äusserliche Einrichtung betrift, vorwerfen kan.

Die Einheit des Ortes ist sowol, wie die Einheit der Handlung, aus den Augen gesetzet worden. Wir wundern uns um desto mehr darüber, da es sehr leichte gewesen wäre, diesen Fehltritt zu vermeiden. In der zweyten und dritten Handlung ist der Schauplatz die Wochen- in den übrigen aber eine andere Stube. Hätte man im Anfange der zweyten Handlung zu verstehen gegeben, daß wegen einiger Umstände die Kindbetterinn ihre gewöhnliche Wochenstube auf ein Paar Stunden verlassen müssen, so würde kein Mensch dawider was zu sagen haben.

Das Register der Personen, die in diesem Stücke aufgeführet werden, hat uns bey dem ersten Anblicke stuzig gemacht. Es sind ihrer acht und dreyssig. Es würde beynahe nöthig seyn, alle Gesellschaften der deutschen Comödianten zusammen zu rufen, um ihnen die Ungemächlichkeit des öftern Umkleidens zu ersparen. Die Menge der Personen ist bey den Schulcomödien schon so öfters belacht worden, daß wir der Mühe überhoben seyn können, unsere Erinnerung zu rechtfertigen. Der Herr Uebersetzer hat seiner Verdeutschung eine kleine Vorrede

vorgesetzet. Er behauptet, daß die Anzahl der Personen (welche er selbst eine Ausschweifung nennet) nöthig gewesen, wenn alles lächerliche, so bey den Wochenstuben vorkäme, vorgestellet werden sollte? Allein, was war es z. E. nöthig, daß die Wöchnerin von funfzehen Personen auf dem Schauplatz Besuch annehmen mußte? Wären nicht vier oder fünfe genug gewesen? Hätte der Herr Verfasser diesen nicht so viel ungereimtes Zeug in den Mund legen können, als zwanzig andern? Sie hätten länger auf der Bühne bleiben müssen, und dieses wäre natürlich gewesen. Wir wissen zwar eigentlich nicht, ob es in Kopenhagen gebräuchlich, daß sie nach einer halben Minute wieder weggehen; bey uns geschiehet es nicht, und die Kindbetterinnen beklagen sich sehr oft, daß sie ihre Gäste nicht wieder los werden können. Hätte man nicht den Besuch vieler andern Frauen ablehnen können, weil der Platz, der in eines geringen Bürgers Hause nicht sonderlich geräumig seyn pfleget, besetzt wäre? dadurch würde das lächerliche vielleicht um einen ziemlichen Grad vermehret werden.

Wenn die Kunstrichter verlangen, daß ein Schauspiel der Wahrscheinlichkeit nicht entgegen seyn soll, so haben sie nicht allein auf die drey berühmten Einheiten und die Charaktere gesehen, sondern ihre Gesetze sind so strenge, daß sie keine einzige Kleinigkeit gelten lassen, die sich nicht aus der Wahrscheinlichkeit rechtfertigen lasse. Diesen Mangel haben sie in allen Lustspielen des Herrn Professor Hollbergs wahrgenommen, und wir wollen auch aus dem, wovon wir jetzo reden, einige anführen. Gleich den Anfang des Stückes macht Henrich, ein Diener des Corsitz. Er hat ein schmales Stück Papier, das

so

so lang ist als die Bühne, von welchem er einige Namen ablieset und hinzufüget, daß es 93 Frauen wären, bey denen er die Niederkunft der Corsitzin gemeldet. Das lächerliche steckt darinn, daß die Geburt eines Kindes von einem Handwerksmanne der halben Stadt kund gethan wird. Das lange Papier vermehrt und vermindert es nicht. Es wird dasselbe einem jeden höchst unnatürlich fürkommen, der nur bedenken will, daß, wenn man auch die Namen von 93000 Frauen aufzuschreiben hätte, man zwar viel Papier gebrauchen, solches aber niemals in ein Stück zusammenkleistern würde. Die Rede, die er dabey hält, ist nicht weniger unwahrscheinlich. Sie erfüllet vier Seiten, und enthält allerhand bey Hochzeiten und Begräbnissen übliche Gebräuche. Aber wem erzählet er dieß alles? sich selbst, oder den Zuhörern? Das erste wäre abgeschmackt, und das letzte unanständig. Die Mode ist abgekommen, daß man von der Bühne mit den Zuschauern redet. Auf der 112ten Seite geräth Heinrich in Todesangst, wie er die Hörner auf dem Kopfe seines Herrn erblickt. Er fällt auf die Knie, er ergreift ein Gebetbuch, und lieset für Schrecken an statt eines Gebetes den Titul und die Zuschrift. Kaum aber fragt ihn Corsitz, ob er ihn nicht kenne, so reicht er ihm schon einen Spiegel, und bittet ihn, er möge belieben hineinzusehen. Gewiß, die Grösse der Furcht, und die schleunige Befreyung davon stehen in einer sehr schlechten Verhältniß. Die Natur erholet sich so bald nicht. In dem 9ten Auftritte der zweyten Handlung erscheinet eine Frauensperson, und besucht die Kindbetterinn, die eben allein ist. Sie neiget sich einigemal, setzet sich, stehet wieder auf, neiget sich und geht weg. Alles dieses thut sie, ohne einen Laut von sich zu geben. Was für ein unwahrscheinlicher

Charakter! Wo ist eine Frau anzutreffen, die bey dergleichen Gelegenheit nicht wenigstens einen kurzen Glückwunsch und eine Nachfrage nach dem Befinden der Wöchnerinn und des Kindes ablegen sollte. Fürwar, sie müßte nicht von unser aller Mutter, der Eva, abstammen. Wäre mehr Besuch da gewesen, so hätten sich vielleicht Gründe zur Entschuldigung finden lassen, aber nun durchaus nicht.

Das größte Kunststück bey der Einrichtung eines Schauspiels bestehet darinnen, daß man die Verwirrung auf eine geschickte und den Zuschauern unerwartete Weise entwickele. Die Verwirrung in diesem Stücke kömmt daher, daß Corsitz sich einbildet er sey ein Hahnrey; und, weil er erfähret, daß ein junger Kerl in der Wochenstube versteckt gewesen, bestärket er sich darinnen. In dem letzten Auftritte des ganzen Spiels saget der getreue Henrich, daß derselbe unter dem Tisch gelegen, und daß es um 3. Uhr nach Mittage gewesen sey. Dieser Umstand öffnet dem Corsitz die Augen, daß er selbst es gewesen seyn müsse. Er erkennet die Unschuld seiner Frau, und läuft hin, derselben den auf sie gesetzten Verdacht abzubitten. Diese Entwickelung hat fast alle mögliche Fehler. Sie ist weder wahrscheinlich, noch unerwartet, noch zureichend. Was das erste angehet, so ist es lächerlich zu glauben, daß Corsitz es nicht eher habe merken sollen, daß er selbst es gewesen sey, den man in der Wochenstube versteckt gesehen, gesetzt er hätte es auch nicht gewußt, daß der Versteckte eben unter dem Tische gesehen worden. Aber auch dieses war ihm nicht unbekannt. Nicht allein Henrich spricht im 2ten Auftritt der 4ten Handlung von dem Kerl, der unter dem Tisch gelegen, zu ihm, sondern er selbst erwehnet dieses Umstandes im 3ten Auftritt der-

selben,

selben, und im 4ten Auftritt der letztern Handlung mit ausdrücklichen Worten. Wie konnte er demnach so sehr erschrecken, als ihm Henrich etwas sagte, das ihm schon vollkommen bekannt war? Wie hat er glauben können, es habe jemand neben ihm unter dem Tisch gelegen, den er nicht gespüret? Daß es zu einerley Zeit gewesen, mußte ihm wissend seyn. Er hatte seine Nachricht von der Frau Splitterrichterin, und diese legte eben damals ihren Besuch ab, als er sich unter dem Tische aufhielte. Aber vielleicht ist den Zuschauern dieses unbekannter gewesen, als ihm? Wir müssen hiezu nein sagen. Sie hatten gesehen, daß er seine Zuflucht unter den Tisch genommen. Sie hatten der Frau Splitterrichterin Erzählung davon angehöret. Sie sahen, daß Corfitz selbige heimlich mit anhörte. Sie mußten also nothwendig glauben, Corfitz müsse entweder sofort, oder doch sobald er nur ein wenig zu sich selbst gekommen, gewar werden, daß man von ihm selbst geredet. Man wird einwenden, die Zuschauer haben sich dennoch hierinn geirret; denn es habe noch eine geraume Zeit gedauret, ehe Corfitz seinen Irrthum eingesehen, und also sey die Entwickelung unvermuthet, weil man diese Einsicht ehe vermuthet. Es ist wahr, auf diese Art liesse sich der Fehler einiger massen beschönigen. Allein heist dieses nicht: Corfitz habe eine Zeitlang nicht gewußt, was er doch gewußt hat? Ist es nicht ein neuer Fehler, dasjenige lange nachher vorzustellen, was doch schon nach dem Laufe der Natur eher geschehen sollen? Man kann auch hier sagen: In vitium ducit culpæ fuga, si caret arte. Wir kommen auf den dritten Punkt. Kaum merket Corfitz, daß er es selbst gewesen, der unter dem Tische sich aufgehalten, als alle seine Eifersucht, alle seine Unruhe plötzlich und

auf

auf einmal verschwinden. Dieses gehöret mit unter die Wundercuren. Es wäre sehr gemächlich, einem eifersüchtigen Mann von seiner Krankheit zu befreyen, wenn sonst nichts erfordert würde. Man dürfte ihn nur im Schlaf unter dem Tisch stecken, ihm alsdenn auf die Art, wie hier dem Corfitz, den Kopf recht toll machen, und zuletzt etwan durch einen Notarium und Zeugen beweisen, daß er es selbst gewesen. Wenn er sonst keine Ursachen zum Verdacht hätte, so möchte es zur Noth wol angehen. Aber Corfitz hatte würklich noch andere. Der Umgang seiner Frau mit dem guten Cantor, die Bildung des Kindes, sein eigenes hohes Alter, und die Ausrechnung der Zeit von der letzten Gegenwart des Cantors und seiner Frauen Niederkunft hatten ihn schon eifersüchtig gemacht, ehe er unter dem Tisch gewesen war. Alles dieses hätte durchaus müssen weggeräumet werden, ehe man dem Corfitz eine so vollkommene Ueberzeugung von der Unschuld seiner Frau hätte beylegen können.

Wir würden hiemit schlüssen, wenn wir nicht noch einige Einwürfe zu widerlegen hätten. Der erste ist uns in einer Gesellschaft guter Freunde gemacht worden. Wir erzählten einige von unsern jetztgemachten Anmerkungen, welche aber nicht durchgehends gut aufgenommen wurden. Man habe, hieß es, die Wochenstube verschiedlich vorstellen sehen, und immer befunden, daß sich die Zuschauer haufenweise hinzu gedrungen. So lange das Spiel gewähret, habe man nicht aufgehöret zu lachen. Es könne doch wol nicht so schlecht seyn, weil es ein so grosses Vergnügen erwecke. Wo das Vergnügen und die Anmuth, die man aus einer Sache empfindet, sich durch ein Gelächter äussern muß, so haben diese Leute Recht. Aber dieß ist es eben, was sie ganz fälschlich

voraus setzen. Das Vergnügen entstehet aus der Gewahrwerdung einer Vollkommenheit. Sind die Characteres in einem Schauspiele nach dem Leben geschildert; ist die Begebenheit, Einrichtung, Verwirrung und Auswickelung natürlich, und nach Beschaffenheit der Umstände freudig, rührend, zärtlich, erschrecklich oder jämmerlich, so wird das Spiel bey Leuten von gutem Geschmacke Beyfall erhalten, wenn man auch nicht die geringste Anleitung zum Lachen dabey fünde. Sie werden lieber den Mithridates an seinen Wunden sterben sehen, und die Thränen seiner Monnime mit den ihrigen begleiten, als sich über den politischen Kannengiesser aus dem Othem lachen. Wir können nicht umhin, bey dieser Gelegenheit die Kunstgriffe zu entdecken, deren sich der Herr Holberg bedienet, das Gelächter bey den Zuschauern zu erregen. Wir sind unsern Lesern nicht gut dafür, daß wir sie alle ausfündig gemacht haben. Wir werden aber keinen behaupten, davon wir nicht aus seinen Schauspielen Exempel beybringen können.

Der erste mag dieser seyn, daß er eine grosse Menge pöbelhafter Redensarten und Ausdrücke in Bereitschaft hat, und dieselben seinen Personen in den Mund leget. Es ist zwar gewiß, daß er in seinen Schauspielen geringe Leute aufführet, und daß selbige nicht als Helden reden können. Aber es ist gleichwol ein Unterschied unter niedrig und zotenhaft. Letzteres ist ein Laster, das sich ohnedieß genug in der Welt findet, und eher unterdrücket als rege gemacht werden muß. Oder, wenn es ja auf die Schaubühne gebracht würde, müßte es in der Absicht geschehen, es als häßlich und ungereimt vorzustellen, nicht aber das Volk zum Lachen zu reitzen, weil es an demselben einen Gefallen findet. Hieher gehören die Ausdrü-

cke

cke, die Henrich gleich im ersten Auftritte der Wochenstube vorbringet, wenn er sich verpflichten will, in einem Jahre 30. Kinder zu machen, wenn er sagt, sein Herr habe an seiner Frau ein Meisterstück bewiesen, das ein jeder Bauer nachthun kann, wenn er im dritten Auftritt saget, die Frau habe sich lassen = = Je weiter wir Blättern, ja je mehr Schauspiele des Herrn Verfassers wir nachsehen, je mehr solchen Unflat finden wir. Wir würden uns seines Verbrechens mit theilhaftig machen, wenn wir mehr Beyspiele davon geben wollten. Das zweyte Kunststück bestehet in Verdrehung der Worte und niederträchtigen Zweydeutigkeiten. Wir erinnern uns, daß ein neuer Schriftsteller die Zweydeutigkeiten doch nur auf eine ironische Art rechtfertiget. Die Alten, meynet er, hätten allen wahren Witz verbrauchet, für uns sey nur das Wortspiel übrig geblieben, wollte man uns das nehmen, so würden wir gar nichts scherzhaftes und witziges mehr sagen können. Wo dieses seine Richtigkeit hat, so sind des Hrn. Hollbergs Schauspiele unendlich schön. Fast auf jedem Blatte finden sich Zweydeutigkeiten und andere dergleichen Raritäten. Was ist witziger, als wenn Corfitz auf der 14ten Seite der Wochenstube sagt, er fürchte, der Cantor möchte ein besserer Mausekater, als Musikante seyn. Man wird die Schönheit dieser Stelle noch besser einsehen, wenn man sich die garstige Zweydeutigkeit des erstern Wortes aus dem Dänischen erklären lässt. Ist es nicht schön, wenn auf der 6ten Seite eines Tisches erwehnet wird, der von Lichtmessen bis Ostern reichet? Wenn auf der 28sten Seite die Buchdruckerin von der Wöchnerin gefraget wird, wie oft sie schon zum drucke befördert sey? Wenn der politische Kannengiesser (im ersten Theile der Gottschedschen

Schau-

Schaubühne) der pulitische genannt wird: Wir kommen auf den dritten Kunstgriff. Dieser äussert sich in übertriebenen fraßenhaften Vorstellungen und albernen Begebenheiten, die öfters gar nicht zur Sache gehören. Der Bramarbas (im dritten Th. der Gottsch. Schaub.) ist insonderheit so voll davon, daß nichts darüber ist. Wir wollen nur zwey Exempel aus der Wochenstube anführen. Auf der 108. Seite frägt ein verkleideter Chiromante den Corfitz, wie viel Elemente es gebe? und dabey wird das alte ausgepeitschte Histörgen angebracht und die Schuhe statt der Erde genannt. Ist es nicht jämmerlich, daß ein Mann, der so reich in Wortspielen und Zweydeutigkeiten ist, zu einer so läppischen oder dummsten Schuljungen bekannten Mähre die Zuflucht nehmen muß, um den Zuschauern das Gähnen zu verhindern? Auf der 112ten Seite werden dem Corfitz zwey Hörner auf den Kopf gesetzet. Welch eine Ausschweifung! dadurch ward er nicht mehr und nicht weniger ein Hahnrey, als er vorher gewesen. Es ist überdem possirlich, daß er die Schwere dieser wahrhaften Hörner eben so wenig fühlte, als wenn es idealische gewesen wären. Es ist leider nur gar zu bekannt, daß dergleichen Gewächse nicht sichtbar sind. Unstreitig würde man wenig ungetreue Frauen finden, wenn ihre Streiche auf die Art ans Licht kämen. Das vierdte Mittel zum Gelächter mag den Schluß machen. Es ist solches auch das fürnehmste, und machet ganz unfehlbar, daß der ganzen Gallerie der Bauch schüttern muß. Es heisset mit einem Wort: Schlägerey. Es fehlet bey nahe in keinem Schauspiele des Hrn. Holbergs, aber er hat sich recht Mühe gegeben, es in der Wochenstube, so oft immer möglich, hinein zu bringen. Es werden 10. Treffen geliefert,

fert, oder doch wenigstens zehnmal zur Schlacht geblasen. 1) Zwischen Corfitz und Heinrich S. 24. 2) Zwischen der Kannengiesserin und Bleideckerin, S. 37. 3) zwischen dem Barbier und der Geilemine S. 71. 4) zwischen dem Doctor, dem Barbier nnd der Segensprecherin S. 79. 5) zwischen dem Corfitz und Heinrich. S. 88. 6) imgleichen, S. 90. 7) zwischen Bramarbas und Bärkopf, S. 98. 8) zwischen dem Poeten und Heinrich, S. 114. 9) zwischen zween Advocaten, S. 120. und 10) zwischen denselben und Corfitz, S. 121. Wie blutig muß nicht die Bühne hievon werden?

Mit dem ersten Einwurf und den Anmerkungen, wozu er uns Anlaß gegeben, haben wir uns so lange aufgehalten, daß wir des zweyten bey nahe vergessen. Er ist wichtiger als der erste. Dennoch hoffen wir, mit denen, die ihn vorbringen, ehe einig zu werden, als mit jenen. Man meynet, wir gingen mit einem Stücke zu unbarmherzig um, das doch würklich seine Schönheiten hätte. Allein eben aus dem Grunde haben wir uns verbunden gehalten, es ganz genau durchzusuchen, und die Fehler aufzudecken. Ein Stück, das nebst Mängeln auch Schönheiten hat, ist gefährlicher, als wenn diese gar nicht darinnen anzutreffen wären. Es ist leicht, daß sich jene zuerst geläufig, und sodann beliebt machen. Wir wollen indessen unsern Lesern unsere Unpartheyligkeit beweisen. Wir wollen die Stellen anführen, die unserer Einsicht nach würklich schön sind. Zuförderst fällt uns der gute Corfitz ins Gesicht, der arme Mann siehet sich, seiner nagenden Eifersucht und seiner Verdrüßlichkeit über die beschwerlichen Wochengesellschaften ungeachtet, genöthiget, den Caffe für dieselben selbst zu mahlen. Siehe die 16. Seite. Der Charakter der Buchdruckerinn

ist

ist sehr artig, und bildet die Weiber, die sich gleich für gelehrt halten, wenn sie einen Mann haben, der etwa lesen und schreiben kann, ganz wol ab. Siehe die 37. und folgende Seite. Den Anfang der 3ten Handlung machet die Frau von Armselig. Ihr von dem äussersten Armuth und höchsten adelichen Stolz zusammen gesetzter Charakter verdienet allen Beyfall. Der Possen des Barbiers mit der Jungfer Geilemine im 4ten Auftritt ist nicht übel angebracht, und endlich spielet der Doctor im 5ten seine Rolle vollkommen gut. Hätten diese und etwa noch ein Paar andere Personen nicht zugereicht, eine ganz artige Comödie von der Wochenstube zu schreiben?

## II.

## Brief an den Herrn G = = S. (a)

### Werthester Freund.

Sie haben recht, wenn sie behaupten, daß man es nicht ohne Vergnügen ansehen könne, das Deutschland in unserm Jahrhunderte geschickte Köpfe hervorbringt, die unsere Mutterspracheen

von

(a) Es ist mir dieser Brief von einem meiner Freunde in Rostock zugeschickt worden, der ihn vermuthlich von dem Herrn Verfasser selber bekommen hat. Ich habe ihn deswegen der Bekanntmachung würdig geachtet, weil einige Einwürfe, die er wieder meine Abhandlung von den Scheinwörtern in sich enthält, einen grossen Schein der Wahrheit haben, andere aber einige meiner Sätze also wiederlegen, daß ich jetzo völlig auf des mir noch unbekannten Herrn Gegners Seite getreten bin.

von unzähligen ihr anhangenden Fehlern zu reinigen bemüht sind. Eine ziemliche Anzahl geschickter Schriften, die wir von dieser Materie aufweisen können, müssen auch die Ausländer überzeugen, daß auch Teutschland witzige Geister gebieret. Ich rechne, wie ich vermuthe, mit ihnen nicht unbillig unter die Zeugnisse dieser Art, die mir übersandten Critischen Versuche einiger Glieder drr Deutschen Gesellschaft in Greifswald. Ich bin auch mit ihnen darin einig, daß der gelehrte Herr Verfasser der Abhandelung von den Scheinworten, sich dadurch vorzüglich rühmenswürdig gemachet habe, daß er eine Menge von nichtsbedeutenden Worten und Redensarten, so unsere Sprache heget, aus derselben anszuwerfen, sich angelegen seyn lassen; allein dazu werden Sie mich niemalen bewegen können, daß ich so, wie sie es thun, seine Urtheile gänzlich billigen solte. Ich will ihnen diejenigen Gründe, so mich hiezu bewegen nicht vorenthalten; dieses aber zu erlangen, bitte ich Sie um Erlaubniß, daß ich Sie mit meiner Untersuchung der Critischen Gedanken des Verfassers, über einige Poetische Arten zu reden, etwas unterhalten dürffe. Die

---

Die Ueberlegung, daß die Untersuchung dieser Einwürfe einigen wichtigen Lehren in der Dichtkunst ein helleres Licht verschaffen könnte, hat mich noch mehr bewogen, ihn dem Drucke zu übergeben. Die Liebe zur Wahrheit, umd die Begierde, nach meinem Vermögen die schönen Wissenschaften zur Vollkommenheit bringen zu helfen, sollen mich allein bey der Untersuchung dieser Einwendungen leiten. Ich werde gleichsam vergessen, daß sie wieder meine eigene Gedanken gerichtet sind, und die unvernünftige Begierde, auf alle Art und Weise Recht zu behalten, soll mich, der Wahrheit zu folgen, nicht abhalten, sie mag auf meiner oder meines Herrn Gegners Seite seyn.

Die Bemühungen des Verfassers gedachter Abhandelung, gründen sich fürnehmlich auf die Philosophischen Begriffe. In dem 16. §. welchen er zur Verwerffung des Ausdruckes, der Neid des Schicksals bestimmet hat, sind seine Worte: Das Schicksal ist die göttliche Einrichtung der Ursachen, dadurch wir Vollenkommenheiten bekommen, welche nicht unmittelbar in unserer Freyheit gegründet sind, und nun schliesset er weiter fort: der Neid schicket sich so wenig bey dem Schicksale, als bey einem Stein die Vernunft. Wie ist es möglich, daß eine Einrichtung der Ursachen ein Misvergnügen habe? Ist es nicht thöricht, einer Einrichtung, einem nicht für sich bestehendem Dinge, ein Vermögen beyzulegen, die Vollenkommenheiten zu beurtheilen? Sie aber, Werthester Freund, sollen Richter seyn, ob uns nicht die schönsten Metaphoren geraubet werden, wenn diese Schlüsse nicht fehlerhaft seyn sollten. Ich will ihnen einige verblümte Redensarten für Augen legen, an deren Richtigkeit nur schwer zu zweifseln ist, da sie der Vater der deutschen Dichtkunst, der unsterbliche Opitz, in seinen Schriften selbst gebrauchet hat. Das erste Beyspiel mögen folgende Worte dieses Poeten geben: Die deutsche Redlichkeit, so jetzt verreden will. Ich habe eben so viel Recht, diese Metaphore unter die zusammengesetzten Scheinworte zu zählen, mit welchem der Critikverständige solches von seiner Art zu reden bejahet. Sie wissen, Mein Herr, daß die Redlichkeit eine genaue Beobachtung der natürlichen Pflichten gegen unsere Nächsten sey. Man kan mit eben so wenigem Schein der Wahrheit einer Beobachtung der natürlichen Pflichten, das Verreden, als der Einrichtung der Ursachen einen Neid beymessen. Und

würde also nicht derjenige, nach unsers Kunstrichters Meynung thöricht handeln, der einer Beobachtung, einem eben so wenig als das Schicksal für sich bestehendem Dinge, eine Beraubung des Lebens, eine Zerstörung seiner Machinen beylegen wollte? Kann man wohl von der Redensart eben dieses grossen Opitzens: Hat denn der Krieg nicht Volk genug gefressen? nach den Grundsätzen des Verfassers, anders urtheilen? Der Krieg, eine Uneinigkeit zweer Republicken, sollte eine Menge Volks in seinen Magen statt einer Speise hinunterbringen, und mit einem reissenden Thiere von einer Gattung seyn. Gewis, unsere Sprache muß durch diese Grundsätze eine Menge methaphorischer Redensarten verlieren, und wie will man alle geschickte Ausdrücke dieser Art, gegen den Verfasser dieser Critick vertheidigen, woferne man seiner Verdammung einer so unschuldigen Redensart beypflichten will. Ich will nur aus der Menge dieser Ausdrücke einige wenige anführen, davon ich gewis überzeugt bin, daß sie der Kunstrichter, vermöge seiner Grundsätze nothwendig verwerfen, die deutsche Sprache aber, und die Poesie in ihrem Nachdrucke nothwendig schwächen muß. Die Sitten der Natur. Das blaue Salz erschrack, die Sonne erwacht. Die grünen Hügel lachen. Die Sonne freuet sich. Der Zorn der Flammen. Das ganze Land steht auf seiner Baare. Die Zeit zerstöret alle Denkmahle. Sind alle mit einander Redensarten, welche diesem so strengen Critickverständigen unter dem Namen von Scheinworten, verwerflich scheinen müssen (b).

Ich

(b) Dieser Einwurf ist nicht wieder meine wahre Meynung gerichtet. Wenn ich die Redensart: der Neid des Schicksals, nur allein deswegen unter die zusammengesetzten Scheinwörter gerechnet hätte, weil sich die ei-

Ich muß es ihnen nur frey gestehen, ich kann der Critick über die Redensart, der Neid des Schisals, nicht beypflichten, ja ich bin so weit von der Meynung des Verfassers entfernet, daß ich mir getraue, Ihnen, mein Herr, zu zeigen, der streitige Ausdruck sey ein Kunststück des Witzes, eine poetisch richtige und sinnreiche Art zu reden.

Der Dichter ist nicht an das würklich wahre gebunden, und er würde seinem Endzwecke zuwider handeln, wenn er dieses sein Augenmerk seyn liesse. Daher ist dem Poeten das wahrscheinliche zu seiner Bemühung ausgesetzet. Er kann ebensals ohne die Regeln seiner Kunst zu beleidigen das philosophisch wahrscheinliche aus den Augen setzen. Er, der nur diejenigen zu lehren



gentlichen Bedeutungen der beiden Wörter, daraus dieselbe bestehet, wiedersprechen, so hätte dieser Einwurf stat; daß man nämlich nicht sogleich aus diesem Grunde Wörter für Scheinwörter halten dürfe, da es noch nicht bewiesen worden, daß sie nicht im uneigentlichen Verstande eine mögliche Bedeutung haben. Wenn ich diesen übereilten und mir von dem Herrn Gegner beygemessenen Schluß gemacht hätte, so wäre ich um so viel mehr zu tadeln, da ich selbst für diese Art zu schliessen in dem 14ten § meiner Abhandlung auf der 125ten S. des 2ten Stücks der Crit. Versuche gewarnet habe. Der Herr Verfasser ist dadurch bewogen worden, diesen Einwurf zu machen, weil er nicht genugsam überleget hat, daß ich von der unter uns streitigen Redensart bewiesen, sie wäre ein Scheinwort, man möge sie im eigentlichen oder uneigentlichen Verstande nehmen. Das erste habe ich auf der 128ten, und das letzte auf der unmittelbar folgenden Seite des 2ten St. der C. V. gezeiget. Die von dem Herrn Gegner zum Grunde gelegten Worte aus meiner Abhandlung sollen nur beweisen, daß, wenn man die von mir verworfene Redensart im eigentlichen Verstande nehmen wolle, sie ein Scheinwort sey. Mich deucht also, daß, wenn der Herr Verfasser in Ansehung

verbunden ist, so die abgezogenen Begriffe zu fassen nicht vermögend sind, thut einer Pflicht ein vollkommenes Genüzen, wenn er nur das sinnlich wahrscheinliche beobachtet. Nach dieser Pflicht hat er ein Recht, sich die falschen Begriffe der Menschen zu Nutze zu machen, und dasjenige, was man aus einem sinnlichen Irrthume, als wahr annimmt, wie ein würklich wahres darzustellen. Vermöge dieses Rechtes stehet es ihm also frey, nicht für sich bestehende Dinge, als für sich selbst bestehend abzubilden, oder allegorische Personen in sein Gedicht zu mischen. Ich darf hievon nicht weitläuftiger handeln, wenn ich Ihnen, Geehrter Freund, nur die Quelle, woraus ich geschöpfet, an des grossen Breitingers Critischer Dicht-

---

derselben wieder mich hätte streiten wollen, er andere Gründe als eine Menge metaphorischer Redensarten anführen müssen, welche nach seiner Meynung mit der unter uns streitigen eine so grosse Aehnlichkeit haben, daß sie mit dieser zugleich verworfen werden müßten. Wenn es ihm beliebt hätte, das Ende von der 128ten und den Anfang von der folgenden Seite zu lesen, so würde er leicht haben erkennen können, daß ich nur allein im vorhergehenden von der eigentlichen Bedeutung geredet habe. Denn an diesen Orten verspreche ich, die schon erwähnte Redensart auch nach ihrer metaphorischen Bedeutung zu betrachten, und zu beweisen, daß sie in dieser gleichfalls unter die Scheinwörter zu zählen sey. Ich habe auch dieses Versprechen erfüllet, und sie aus dem Grunde verworfen, weil diese uneigentliche Redensart den Fehler hätte, daß ihre Wörter so sehr uneigentlich genommen werden müßten, daß sie das entgegengesetzte von ihren eigentlichen Bedeutungen anzeigeten. In der nächstfolgenden Anmerkung will ich untersuchen, ob dieser Grund zur Verwerfung zureichend sey, und ich will zeigen, daß die von dem Herrn Gegner angeführte metaphorische Redensarten vertheidiget werden können, wenn gleich die unter uns streitige als ein Scheinwort verworfen wird.

Dichtkunst, zeige, der mit mehr als gemeiner Geschicklichkeit, und unter den Deutschen zuerst, die innern Heiligthümer der Dichtkunst aufgedecket hat. Dieses Rechtes haben sich auch die Poeten bey dem Worte Schicksal bedienet, und sich darunter eine besondere Person gedacht, der es obläge, das Glück und Unglück der Menschen einzurichten. Derselben erdichteten Person, hat man denn einen Neid, ein Misvergnügen über die Vollkommenheiten eines andern beygemessen, wenn einer von dem Unglücke beständig verfolget ward, und dann meynete man bey dieser allegorischen Person, etwas einer so heftigen Bewegung des andern Vollkommenheiten zu hindern ähnliches anzutreffen, daher man diese beyden Begriffe kraft der poetischen Schöpfung mit einander verknüpfte. Dieses, Mein Herr, isi der Grund dieser streitigen Redensart, die niemand, in der philosophischen Bedeutung, nach welcher sie der Kunstrichter verurtheilet, jemals für wahr gehalten haben mag. Der Dichter muß bey der sinnlichen Art der Wahrscheinlichkeit stehen bleiben, und erwartet nicht das Urtheil eines Philosophen, sondern eines, der die Dichtkunst verstehet. (c)



(c) Ich bin nicht gesonnen, den Dichtern die von dem Herrn Verfasser ihnen eingeräumte Freyheiten abzusprechen, wenn sie nur in einige nothwendige Gränzen eingeschlossen werden, darüber auch zwischen dem Herrn Gegner und mir kein Streit seyn wird, wenn ich sie nur werde erkläret haben. 1) Einem Dichter stehet frey, einen allgemeinen oder doch von vielen vor wahr gehaltenen Wahn als eine Wahrheit zu gebrauchen, und darauf seine in einem Gedichte anzuführende Fürstellungen zu gründen. Aber hiebey ist zu merken, daß er keine andere als solche irrige Meynungen gebrauchen dürfe, welche zu seiner Zeit angenommen werden, wenn er in seinem eigenen oder eines solchen Menschen Namen

In dem 17. §. beschuldiget der Kunstrichter, den Hrn. Haller, daß er an einem Orte seiner Gedichte Scheinworte mit Scheinworten gehäuffet habe. Die verworffene Worte sind diese:

Befruchtet mit der Kraft, des wesenreichen Wortes
Gebiert das alte Nichts: den Raum des öden Ortes
Erfüllt verschiedner Zeug. . . .
Mich

---

redet, der mit ihm zu einer Zeit lebet. Denn in diesen Fällen ist seine Absicht, seine mit ihm zugleich lebende Mitbürger zu überreden. Wird er aber diesen Endzweck wol erhalten können, wenn er einen solchen Wahn zum Grunde leget, der zwar vor diesem angenommen worden, von den jetztlebenden aber verlachet und verworfen wird? Führet aber der Dichter einen Heyden oder eine andere Person aus den alten Zeiten auf, so muß er sie auch den damal herrschenden Meynungen gemäß reden lassen. Jedoch muß er auf den Unterschied der Länder und Zeiten wol acht haben, aus welchen er seine Personen annimt. Ich mache hieraus den Schluß: Wenn ein Dichter in seinem eigenen oder eines seiner Mitbürger Namen redet, und er leget einer Sache aus einem irrigen und schon längst verworfenen Wahn fliessende Eigenschaften bey, so sind seine Redensarten keine Kunststücke des Witzes, keine poetisch richtige und sinnreiche Arten zu reden, sondern sie sind und bleiben den Schein der Möglichkeit gleichsam nur fehlende Beschaffenheiten von der Sache, und machen folglich nur Scheinwörter. Ich will diese festgesetzten Regeln sogleich auf das Schicksal anwenden. Die alten Heyden hielten dasselbe für keine von Gott abhangende, sondern aus der Natur der Welt unbedingt nothwendig fliessende Einrichtung der Welt. Wenn sie nun dasselbe in eine allegorische Person verwandelten, so durfte sich dieselbe nicht nach den Befehlen Gottes richten, und sie konnten ihr solche Eigenschaften beylegen, die den göttlichen wie-

Mich dünkt, man könne diese Redensarten gar leicht vertheidigen, und ich will versuchen, wie weit es angehe. Gedenken sie aber nicht, Mein Herr, daß ich dieses aus einer blinden Hochachtung gegen ihn thue, er würde nicht das geringste verlieren, wenn auch diese Beschuldigung einen Grund haben sollte, da ich weiß, was Horatz saget:

- - ubi plura nitent in Carmine, non ego paucis offendar maculis - - - - -



---

versprechen. Jetzo aber wird keiner von den ungelehrtesten Christen sich das Schicksal also vorstellen, wenn er den jetzo unter uns herrschenden Meynungen folget, sondern alle halten es für eine Würkung der Fürsehung und Regierung Gottes. Sie sind also darinnen einig, daß es nur ein Werkzeug des Höchsten sey, und nur desselben Befehle ausrichte. Ein Christlicher Poet, der in seinem eigenen oder eines seiner Nebenbürger Namen redet, und der seine Mitchristen zu überreden suchet, muß sich also das in eine Person verwandeltes Schicksal von dem Winke Gottes nicht entfernen lassen, und er darf es demnach nicht lasterhaft vorstellen, wenn nicht die in dem Gedichte als redend eingeführte Person, aus Ungedult über ihr grosses Unglück, nicht genug überlegte Worte ausstösset. Muß man daher nicht zugeben, daß er dem Schicksale keinen Neid beylegen dürfe? Und folget nicht hieraus, daß er ein Scheinwort gebrauche, wenn er von dem Neide des Schicksals redet? Führet er aber einen alten Griechen oder Römer redend auf, so muß er sie auch ihren Religionsmeynungen gemäß reden lassen. Für diesen schicket es sich sehr wol, wenn sie sich über den Neid des Schicksals beklagen, und nach desselben Gunst ein Verlangen bezeugen. Meine Meynung ist also gar nicht, die schon oft erwähnte Redensart ohne alle Bedingung unter die Scheinwörter zu zählen, sondern ich habe sie nur in derselben Anzahl gesetzet, wenn unsere Dichter sich in solchen Gedichten so sehr mit dem Schicksale zanken, in welchen sie in ihrem

Allein ich will die Wahrheit vertheidigen, und den Dichter nicht für unsinnig erklären lassen, wo er sich als ein kunstreicher und witziger Geist zeiget.

Der Greifswaldische Kunstrichter meynet, er habe in den angeführten Worten Hallers folgende Scheinworte gefunden, daß er 1) dem Nichts das gebähren zuschreibe, 2) es ein altes nenne, und 3) von einem ödem Orte rede. Sie verdienen alle, daß man sie etwas genauer nach den Regeln der Dichtkunst prüfe, und versuche, wie weit

---

eigenen oder ihrer Mitchristen Namen reden, und von keinen unmässigen Leidenschaften getrieben werden.

Ich bin 2) mit meinem Herrn Gegner darinnen einig, daß es den Dichtern frey stehe, nicht vor sich bestehende Dinge in vor sich bestehende und allegorische Personen zu verwandeln. Aber sie müssen diesen durch die poetische Schöpfung entstandenen Personen alle die Eigenschaften lassen, die den nicht vor sich bestehenden Dingen nach dem Wahn der meisten Menschen zukommen, aus welchen sie entstanden sind, ausser diejenigen, welche aus dem Wesen des nicht vor sich bestehens fliessen. Aus dieser Regel folget auch, daß dem Schicksale der Neid nicht könne dem vorherangeführten Falle beygeleget werden, ohne in ein Scheinwort zu machen, weil die Meynung der alten Heyden von den jetztlebenden Christen mit einem fast allgemeinen Beyfall verworfen wird, daß das Schicksal nicht von Gott, sondern vielmehr von der Natur der Welt allein abhange. Will man die Redensart: Der Neid des Schicksals; in einem metaphorischen Verstande nehmen, so bleibet sie doch ein Scheinwort, wie ich dieses in meiner Abhandlung auf der 129ten S. gezeiget habe. Die von dem Herrn Gegner zu derselben Vertheidigung angeführte uneigentliche Redensarten haben nicht den Fehler, um welches willen ich die unter uns streitige Redensart in die Anzahl der wahren Wörter nicht aufnehmen kann. Die Aehnlichkeit nämlich zwischen ihren eigentlichen und metaphorischen Bedeutungen ist nicht so entfernet, daß diese jenen entgegengesetzt sind.

weit man daraus ihre Vertheidigung hernehmen könne. (d)

Der Greifswaldische Kunstrichter saget recht, Haller habe hier das Wort gebähren in uneigentlichem Verstande genommen. Ich will ihm auch dieses zugeben, daß zwischen dem eigentlichem und uneigentlichem Verstande eines Wortes eine ziemliche Aehnlichkeit bleiben müsse. Allein davon werden Sie so wenig Mein Herr, als der Verfasser dieser Critick, mich überreden können, daß dem Dichter nicht erlaubt sey, einen noch um einen Grad entferntern geschlechtswesentlichen Begriff, zum Grunde seiner Metaphore zu legen, wenn nur noch die Aehnlichkeit zwischen beyden Begriffen nicht gar zu schwer wahrzunehmen ist, Dieses muß Hallern auch hier zur Vertheidigung dienen. Wenn man den Begriff von dem Worte gebähren so allgemein machen will, daß alle davon hergenommene gebräuchliche uneigentliche Redensarten darunter begriffen werden können, so wird man nothwendig darunter verstehen müssen, es bringe ein

Ding

(d) Der Herr Gegner hat mir einen grossen Dienst gethan, da er den Herrn Haller wieder meine Beschuldigungen vertheidiget hat. Ich habe eine so grosse Hochachtung für desselben Gedichte, daß ich alle mir angebotene Mittel mit Vergnügen und Dank annehme, dadurch ich in den Stand gesetzet werde, die Schönheiten in denselben deutlicher zu erkennen. Keine ungezähmte Neigung zu tadeln, sondern eine damal vermeinte feste Uberführung, daß meine Zweifel gegründet wären, und die Liebe zur Wahrheit bewogen mich, den Herrn Haller als ein merkwürdiges Beyspiel anzuführen, wie leicht auch die gröβten Dichter Scheinwörter in ihren Gedichten gebrauchen können. Ich folge jetzo eben so willig dieser Liebe zur Wahrheit, und gestehe, daß mein Hr. Gegner den Herrn Haller in einigen Stücken sehr geschickt und glücklich gegen mich vertheidiget habe.

Ding etwas aus sich hervor, dessen Würklichkeit in ihm zwar einiger massen, aber unzureichend gegründet ist, dazu es aber durch ein drittes Ding, welches man das befruchtende nennet, geschickt gemacht wird. Nach diesem Begriffe nun bedeuten Hallers Worte, wenn man sie in eigentliche auflöset, nichts anders, als aus dem Nichts, das ist, dem blos unmöglichen, sey das würkliche entsprungen, es habe das Nichts einen etwanigen, aber unzureichenden Grund dieser Hervorbringung in sich gehabt, und daher habe Gott vermöge seiner Allmacht das Nichts hiezu geschickt gemacht. Wo stecken nun in diesen Worten, die sich widersprechenden Begriffe? Und müssen Sie, Mein Herr, mir nicht zugeben, diese Worte seyn völlig mit demjenigen, was die strengesten Weltweisen von der Schöpfung lehren, einerley? Es ist war, Haller hat diese Sätze in Metaphoren eingekleidet, die, wenn man sie als eigentliche Arten zu reden ansehen wollte, einen offenbaren Wiederspruch in sich halten würden. Allein dies ist die Eigenschaft aller und jeder Metaphoren. Daß er aber uneigentliche Arten zu reden denen eigentlichen in diesem Falle vorgezogen habe, gereichet dem Dichter zur Ehre, und man würde ihm Unrecht thun, wenn man ihn deswegen im geringsten tadeln wollte. (e)

Mir

(e) Ich meyne noch Recht zu haben, das gebährende Nichts unter die Scheinwörter zu zählen. Ich will meine Gründe anführen, und das Urtheil davon unpartheyischen Lesern überlassen. Mein Herr Gegner und ich sind darinnen einig, daß zwischen den eigentlichen und uneigentlichen Verstand eines Wortes eine ziemliche Aehnlichkeit bleiben, und daß folglich dieser kein sehr entferntes Geschlecht von jenem seyn müsse. Mich deucht aber, daß man diese Regel nicht beobachten könne,

Mir fällt noch eine andere Art der Vertheidigung für diese Redensart bey. Sie wissen, Mein Herr, daß eine Metaphore, nichts anders, als ein abgekürztes Gleichniß sey. Unter dem Kleid des Gleichnisses heisset Hallers metaphorischer Ausdruck: Aus dem möglichen kam durch die göttliche Würkung das würkliche hervor, wie durch die Würkung eines Mannes ein Thier seine Jungen gebieret. Untersuchen Sie dieses Gleichnis. Ich bin erbötig, Ihnen, sobald Sie mir zeigen werden,

---

wenn man das Gebähren so uneigentlich nehmen will, daß es dem Nichts beygeleget werden könne. Dieses zu beweisen, will ich einen Begriff anführen, welcher schon von dem Gebähren der Thiere ein Geschlecht ist, und will zeigen, daß der von dem Herrn Gegner zum Grunde gesetzter Begriff ein noch von diesem sehr weit entferntes Geschlecht sey. Das nächste Geschlecht von dem Gebähren der Thiere ist das Bestreben oder die Handlung eines existirenden Dinges, die unmittelbare oder nächste Ursache von der sichtbaren Existenz eines andern von ihm unterschiedenen Dinges zu seyn, und zwar also, daß es eine entfernete Möglichkeit zur Hervorbringung ohne Hülfe eines andern Dinges schon gehabt hat, von einem dritten Dinge aber geschickt gemacht worden, die nächste Ursache dazu zu werden. Mein Herr Gegner aber nimt folgenden allgemeinen Begriff von dem Gebähren an: Ein Ding gebieret etwas, dessen Würklichkeit in ihm zwar einiger massen oder unzureichend gegründet ist, dazu es aber durch ein drittes Ding, welches man das befruchtende nennet, geschickt gemacht wird. Wenn man nun zugleich auf das Nichts sein Augenmerk richtet, welchem dieser Begriff soll beygeleget werden, so wird man erkennen, um wie viel mehr dieser Begriff allgemeiner als der von mir angeführte ist, und daß er folglich ein sehr entfernetes Geschlecht von dem Gebähren der Thiere sey. 1) Wird an stat eines existirenden Dinges ein Ding überhaupt gesetzet, es mag existiren oder nicht. Folglich ist auch 2) zum Gebären kein Bestreben oder keine Hand-

werden, daß es einen Fehler in der Aehnlichkeit habe, zuzugeben, daß Haller ein Scheinwort gebrauchet habe. (f)

In eben dieser Stelle nennet Haller das Nichts ein altes, nicht als ein Weltweiser nach bestimmten und deutlichen, sondern wie ein Poet, nach sinnlichen Begriffen.

---

lung nothwendig. 3) Dürfen das gebohrene und gebährende Ding nicht zwey unterschiedene Dinge seyn, sondern es ist schon genug, wenn das gebährende durch die Geburt so verändert wird, daß ihr gegenwärtiger und voriger Zustand der Art nach unterschieden sind. 4) ist nicht nothwendig, daß das gebährende Ding die nächste Ursache von der sichtbaren Existence des gebohrnen sey. Denn das Nichts kann unmöglich die unmittelbare Ursache von dem existirenden Möglichen seyn, und ich begreiffe nicht, wie Gott durch seine Allmacht dasselbe dazu habe geschickt machen können. Muß man also nun nicht gestehen, daß der von dem Herrn Gegner angenommene Begriff ein sehr entferntes Geschlecht von dem Gebähren der Thiere sey, und daß folglich die Aehnlichkeit zwischen dem eigentlichen und uneigentlichen Verstande von dem Gebähren sehr schwer zu erkennen sey?

(f) Es kann leicht gezeiget werden, daß die Redensart: das gebährende Nichts, kein abgekürztes Gleichniß von einem durch die Würkung des Mannes gebährendem Thiere in sich enthalte, weil zwischen diesen beyden Dingen eine sehr geringe und entfernete Aehnlichkeit ist. Ich mache mir demnach die Hoffnung, daß mein Herr Gegner mir beyfallen, und diese schon oft erwähnte Redensart für ein Scheinwort halten werde, da er dieses zu thun versprochen hat, wenn man zeigen könnte, daß dieses Gleichniß einen Fehler habe. Ich bitte nur dem Hn. Gegner, die in der vorhergehenden Anmerkung angeführte Beschaffenheiten, darinnen ein gebährendes Thier und das zur Existence noch nicht gebrachte Mögliche unterschieden sind, mit Aufmerksamkeit zu überlegen, so wird er gestehen, daß die Aehnlichkeit unter denselben so gering und entfernet sey, daß sie kein guter Grund zu einem Gleichniß seyn kann.

griffen. Diesem zu folge, ist ihm alles ein altes, was schon lange ein solches, als es ist. Wenn Sie, wehrtester Freund, nur auf den gemeinen Gebrauch des Wortes alt, acht geben wollen, so werden Sie finden, daß man öfters Wahrheiten, und abgezogene Sätze, alt nenne, in keiner andern Bedeutung, als daß sie schon lange dergleichen gewesen sind. Diesem Begriffe ist Haller gefolget. Rechtfertiget dieses den Poeten bey Ihnen noch nicht genung; so sollen sie ihn doch zum wenigsten nicht verdammen, ehe Sie werden bewiesen haben, daß die Weltweisen, wenn sie denen Wesen der Dinge (die eben das Nichts sind, von welchem hier Haller redet) die Ewigkeit zuschreiben, genauer und bestimmter reden.

Gegen die Critic des Greifswaldischen Kunstrichters über die Worte Hallers:

= = = Den Raum des öden Ortes
Erfüllt verschiedner Zeug = = = =

glaube ich, könne der Poet sehr leicht vertheidiget werden. Ich habe schon vorhin behauptet, daß der Dichter einen Irrthum der Sinnen mit recht, als eine Wahrheit, in der Poesie gebrauchen könne, und hier hat Haller nichts andern gethan, als daß er sich dieser Freyheit, eines kunstreichen Ausdruckes bedienet hat. Seine tiefe Einsicht in die Weltweisheit machet mich glauben, er habe wohl erkannt, daß dem Philosophen ein leerer Raum ein Widerspruch sey, als ein Poet aber ist er den falschen Vorstellung derer, die er belehren wolte, als Personen, die abgezogener Begriffe unfähig sind, gefolget, und hat ihnen einen falschen Begrif, der sich auf die Sinnen gründet, und noch eine ansehnliche Menge der Weltweisen

weisen als wahr annimmt, wie würklich wahr dargestellet, um den Regeln seiner Kunst ein vollenkommenes Genügen zu thun. (g)

Ich muß noch zuletzt, ehe ich schliesse, etwas von der Art, deren der Greifswaldische Kunstrichter bey Beurtheilung poetischer Redensarten, sich bedienet, etwas gedenken. Sie werden finden, mein Herr, daß er allenthalben, wo er die Untersuchung solcher Ausdrücke sich angelegen seyn lässet, die Begriffe der Dinge ganz genau bestimmet. Findet er sodann, daß die von den Poeten gebrauchte Redensarten nicht damit übereinstimmen; so ist er alsobald fertig, sie als Scheinworte zu verwerfen. So beurtheilet man wohl Weltweise, aber keine Dichter. Man raubet ihnen dadurch die Quellen des neuen, des wunderbaren, kurz alle Hülfsmittel der Poesie, und die Gedichte müssen, wenn sie diesen Regeln gemäß geschrieben sind, zur niedrigsten Prose werden. (h) Die Kunstrichter haben jederzeit eine solche Art,

---

(g) Ich falle jetzo darinnen völlig meinem Herrn Gegner bey, daß man von dem Nichts sagen könne, daß es alt sey, und daß bey dem Worte der Ort, das Beywort öde, gesetzet werden könne, ohne Scheinwörter zu machen, und ich gestehe, daß er den Herrn Haller wieder mich gründlich vertheidiget habe.

(h) Die Beschuldigung, daß ich die Begriffe der Dinge genau bestimmet, und darnach die Redensarten der Dichter beurtheilet habe, ist zweydeutig. Denn 1.) kann sie darinnen bestehen, daß der Herr Gegner es mir zur Last lege, daß ich mich bemühet habe, von den von mir beurtheilten Wörtern überhaupt richtige Worterklärungen zu geben. 2.) Kann auch des Hn. Verfassers Meynung diese seyn, daß ich die philosophischen Bedeutungen der Wörter nur allein zum Grunde geleget; und diese als Scheinwörter verworfen hätte, wenn ich gefunden, daß die Dichter sie diesen Bedeutungen zuwieder gebraucht

Art, Poeten zu beurtheilen, verworfen, und Herr Bodmer, dessen Namen unter den Deutschen unsterblich seyn wird, hat deswegen auch den Italiäner Magey in einer Anmerkung, zu der 286. Seite, des fürtreflichen Miltonischen Heldengedichts, vom verlohrnen Paradiese, sehr

---

haben. Aber das erste verdienet keinen Tadel, weil es eine Schuldigkeit eines jeden vernünftigen Schriftstellers ist, diejenigen Begriffe richtig zu erklären, von welchen er in einer Schrift zu handeln entschlossen ist. Wie hätte ich beweisen können, daß einige Redensarten Scheinwörter wären, wenn ich nicht die Kennzeichen von einem jeden einzelnen Worte angezeiget, und hernach bewiesen hätte, daß sie miteinander streiten? Ich glaube auch nicht, daß mein Herr Gegner diese Bemühung durch seine Beschuldigung habe tadeln wollen, sondern vermuthlich hat er dieselbe in dem zuletzt angeführten Verstande genommen. Ich gestehe, ich würde einen grossen Fehler begangen haben, wenn ich die Redensarten der Dichter deswegen unter die Scheinwörter gezählet hätte, weil sie sich nicht nach den von den Weltweisen festgesetzten Bedeutungen gerichtet. Aber ich habe mich vor diesen Fehler sorgfaltig gehütet, ausgenommen bey der Prüfung der Redensarten: das alte Nichts, und, der öde Ort. Ich habe aber auch dieses Versehen in der vorhergehenden Anmerkung freymüthig gestanden. Der Herr Gegner wird nicht beweisen können, daß ich ausser diesen beiden Fällen die poetischen Redensarten allein nach den philosophischen Bedeutungen gerichtet habe, sondern ich habe den metaphorischen Verstand von dem eigentlichen genau unterschieden, und gezeiget, daß wenn man auch jenen annehme, dennoch einige Redensarten Scheinwörter wären. Ich will bey dieser Gelegenheit eine die Lehre von den Scheinwörtern erläuternde Anmerkung beyfügen, welche zwar zu der vorhergehenden Anmerkung gehöret, daselbst aber vergessen worden. Einem Dichter ist es keine Schande, Scheinwörter zu gebrauchen, wenn die Kennzeichen von der Bedeutung eines solchen Wortes nach der Einbil-

sehr gründlich getadelt. Aus eben diesem Grunde, bin ich nicht vermögend, die Beurtheilung des Criticverständigen, welche er von der Anruffung der Musen und den mancherley Redensarten, deren sich die Dichter vom Tode bedienen, fället, anzunehmen, da er darinn Poeten als Weltweise beurtheilet hat. (i)

Ich will indessen sorgfältigst verhüten, mein Herr, daß sie mich nicht einiger Partheylichkeit verdächtig halten. Ich will Ihnen zeigen, daß ich die Vorzüge des Greifswaldischen Kunstrichters eben so freymüthig rühmen, als mich gegen ihn, und seine Urtheile, erklären könne. Er ist stark an philosophischer Einsicht, die ihn vielleicht, ohne daß er es gemerket, auf Abwege geführet hat. In genauer Bestimmung der Begriffe von Worten ist er fürtreflich, und was würde man nicht für die deutsche Sprache für Vortheil zu gewarten haben, wenn er sich entschlossen hätte, die Bedeutung vieler deutschen Worte, welche man insgemein für gleichgültig hält, aus einander zu setzen, und ihre an einander gränzenden Begriffe genau zu unterscheiden? Ueberall zeiget er viele Einsicht,

dung und dem Wahne der Ungelehrten nicht wieder einander streiten, obgleich eine gereinigte Vernunft den Wiederspruch derselben erkennet. Z. E. die Redensart: der öde Ort, ist zwar würklich ein Scheinwort, aber einem Dichter stehet frey, dieselbe zu gebrauchen, weil viele Menschen meynen, sich einen öden Ort durch die Einbildungskraft fürstellen zu können.

(i) Es wäre mir angenehm gewesen, wenn der Herr Verfasser seine Zweifel wieder meine Beurtheilung von der Anruffung der Musen, und von den poetischen Redensarten vom Tode deutlicher angeführet hätte. Vielleicht würde ich mich noch wieder dieselben mit Grunde haben vertheidigen können.

Einsicht, und hat allenthalben mehrern Schein der Wahrheit und der Gerechtigkeit für sich, als

Der Pachter des Geschmacks, = = = =
Der nichts vernünftig findt, als was von ihme quillt,
Und seine Meynung selbst in andrer Munde schilt.

bey Verurtheilung einiger von den Schweitzerischen Kunstrichtern gebrauchten Metaphoren gewiesen hat. Hier haben Sie meine Gedanken, welche Sie von mir gefodert haben. Leben Sie wohl.

den 2ten Dec. 1742.

## III.

# Gedanken von dem Numero in der Rede.

Der Numerus kann nur bey der lauten Aussprache der Sätze erkannt werden, und das Gehör ist der einzige Richter desselben. Ein jeder wird hierinnen mit mir einig seyn, welcher das jetzo von mir zu erklärende Wesen und die Eigenschaften des Numeri überleget. Zu der Verrichtung aller unserer Handlungen wird eine Zeit erfordert; hieraus ist klar, daß man sich auch Zeit nehmen müsse, wenn man die Sylben eines Wortes aussprechen will. Der Theil der Zeit nun, welcher zur Aussprache einer Sylbe durch eine fast allgemeine Gewohnheit bestimmet ist, heisset derselben Maß. Weil aber die Zeit in grosse und kleine Theile kann eingetheilet werden: so können einige Sylben ein grosses, andere ein kleines Maß haben. Hieraus kann erkannt werden, welche Sylben lange, welche kurze sind. Denn wenn man annimmt, daß das Maß von einer Sylbe so groß ist, als das Maß von zweyen andern, so ist die erste

lang, die andern beyden aber sind kurz. Eine kurze Sylbe ist also der Maßstab, wornach eine lange zu bestimmen ist, und diese hat keine beständige Zeit zu ihrem Maß, sondern dasselbe hanget von dem Masse der kurzen Sylbe ab, damit sie in Vergleichung gesetzet wird. Die Eintheilung der Sylben in lange und kurze ist nicht bloß ein Gedanke, sondern sie ist auch in verschiedenen Sprachen würklich angenommen worden. Ich will nur jetzo unsere Muttersprache zum Exempel anführen. Daß in derselben nicht alle Sylben ein gleiches Maß haben, können uns die Verse lehren, welche aus langen und kurzen Sylben bestehen.

Es ist leicht zu begreiffen, daß diese beyde Arten der Sylben auf eine vielfältige Art können mit einander vermischet werden. Aber nicht alle Verbindungen sind dem Gehör der Zuhörer gleich angenehm. Es ist dieses der Erfahrung gemäß. Ich will mich aber jetzo um die Ursache davon bekümmern. Eine Sylbe bestehet gemeiniglich aus verschiedenen Buchstaben, welche alle durch ihre laute Aussprache in den Ohren verschiedene Veränderungen und Bewegungen machen. Eine ausgesprochene Sylbe bringet also in dem Gehör viele unterschiedene Bewegungen hervor. Wenn man sich nun der Erklärung von einer kurzen und langen Sylbe erinnert, so wird man begreiffen, daß diese Bewegungen bey jener geschwinder als bey dieser auf einander folgen. Weil nun in einer Rede lange und kurze Sylben mit einander verbunden werden, (wenn anders die Sprache dieselben leidet) so müssen auch die Gliedmassen des Gehörs bey den Zuhörern bald langsam, bald geschwinde beweget werden. Diese Gliedmassen aber sind subtil, und also

kann

kan ihnen diese öftere und schleunige Veränderung schädlich seyn. Es ist aber auch nicht widersprechend, daß einige Verbindungen von diesen langsamen und geschwinden Bewegungen der Natur und Verbindung der Gliedmassen des Gehörs gemäß sind. Hieraus folget aber, daß in dem ersten Falle bey dem Zuhörer eine unangenehme, im letzten Falle aber eine angenehme Empfindung entstehet, wenn sich die Seele der Veränderungen in dem Gehöre bewust ist, welche die laute Aussprache der auf einander folgenden langen und kurzen Sylben verursacht. Denn, welches unserm Körper schädlich ist, und die Verbindung der Theile desselben trennet, dasselbe bringet in uns die Empfindung des Schmerzens hervor; hingegen, welches der Natur und Verbindung derselben gemäß ist, das befordert die Vollkommenheit des Körpers, und wenn sich die Seele dieselbe anschauend fürstellet, so muß sie daraus ein Vergnügen schöpfen. Ich behaupte aber hierdurch nicht, daß sich die Seele diese vortheilhaften und schädlichen Veränderungen in dem Gehöre, sehr klar oder gar deutlich fürstellen müsse, ehe sie dieses Vergnügen oder Mißvergnügen empfinden kann. Eine undeutliche Fürstellung ist hiezu schon zureichend.

Ob ich gleich in dieser Erklärung zum Grunde geleget habe, daß die Sylben gemeiniglich aus verschiedenen Buchstaben bestehen, so hat dieselbe dennoch auch statt, wenn nur ein einziger Buchstabe die Sylbe ausmachet. Denn, wenn dieser ausgesprochen wird, so bringet er auch in dem Gehör eine Bewegung hervor, welche eine gewisse Zeit dauret. Die vorher oder hernach ausgesprochenen Sylben aber verursachen andere Bewegungen, welche mit jener schwerlich ein gleiches Zeitmaß ha-

ben werden, und also folgen doch langsame und geschwinde Bewegungen in dem Gehör auf eine andere. Diese Veränderung können eben so, wie im vorhergehenden gezeiget worden, der Natur und Verbindung der Gliedmassen des Gehörs schädlich oder auch gemäß seyn, und also kann in der Seele auch in diesem Falle durch verschiedene ausgesprochene Sylben zuweilen ein Mißvergnügen, zuweilen aber eine Lust entstehen.

Nun ist leicht, das Wesen und Eigenschaften des Numeri in der Rede zu erklären. Wenn die langen und kurzen Sylben also mit einander verbunden werden, daß durch Anhörung derselben in der Seele ein Vergnügen hervorgebracht wird, so saget man, daß in der Rede der Numerus beobachtet sey. Hingegen aber, wenn die Seele hieraus ein Mißvergnügen schöpfet, so hat der Redner wider den Numerum gesündiget. Man muß dieses Vergnügen und Mißvergnügen wol von der Lust und Unlust unterscheiden, die wir bey der Anhörung einer Rede empfinden, davon die Ursache eine klare und gute Stimme des Redners ist. Wir würden uns irren, wenn wir deswegen der Rede einen guten Numerum beylegten. Das vorhergehende lehret uns, daß das Vergnügen aus dem Numero entstehet, wenn die langen und kurzen Sylben in der Rede also verbunden werden, daß die durch derselben Aussprache verursachte Abwechselung der langsamen und geschwinden Bewegungen in den Gliedmassen des Gehörs der Verbindung derselben gemäß sind, und ferner erkennen wir hieraus, daß, wenn die Folge der langsamen und geschwinden Bewegungen der Natur der Gliedmassen des Gehörs schädlich ist, das Mißvergnügen in uns entstehet, welches wir bey der Anhörung einer Rede empfinden, darinnen der Numerus nicht beobachtet ist.

Die-

Dieſes Vergnügen und Mißvergnügen können wir ſowol aus der Anhörung einer ungebundenen als gebundenen Rede ſchöpfen, nur iſt es bey dieſer merklicher als bey jener. Denn eine ungebundene Rede wird gemeiniglich geſchwinder hergeſaget, als Verſe. Daher folgen auch in jener die langen und kurzen Sylben geſchwinder auf einander als in dieſem, und dieſes iſt die Urſache, daß die langſamen und geſchwinden Bewegungen in dem Gehöre ſo ſchleunig auf einander folgen, daß die Seele nicht ſehr klar empfinden kann, ob die Abwechſelung der Verbindung der Gliedmaſſen des Gehörs gemäß iſt oder nicht, und alſo mit einer undeutlichen und etwas dunkeln Fürſtellung zufrieden ſeyn muß. Wenn aber Verſe gehörig hergeleſen werden, ſo werden ſie auch ſkandiret, das iſt, der Leſer lieſet ſie langſam her, und bemühet ſich, einer jeden Sylbe ihre gehörige Länge und Kürze zu geben. Alsdenn hat die Seele Zeit, ſehr klar obgleich dabey verwirrt zu empfinden, wenn die Folge der langſamen und geſchwinden Bewegungen in dem Gehöre der Natur der Gliedmaſſen derſelben gemäß oder ſchädlich iſt. Es iſt auch noch zu merken, daß die Verbindung von langen und kurzen Sylben, welche in den Verſen gefunden wird, nicht die einzige ſey, die einer Rede den Numerum verſchaffet. Denn die Erfahrung lehret uns, daß ſehr oft auch in ungebundenen Reden dieſelbe gefunden wird, obgleich in denſelben eine andere Verbindung der langen und kurzen Sylben iſt.

Aus dieſen angeführten Gründen können verſchiedene Eigenſchaften des Numeri erkannt werden. Die erſte iſt, daß der Numerus keine innerliche Beſchaffenheit von einer Rede ſey. Denn innerliche Beſchaffenheiten müſſen allein aus dem Weſen des Dinges, dem ſie zu-

kommen, hergeleitet werden können. Der Numerus aber kann einer Rede nicht ehe beygeleget werden, als bis man vergewissert ist, daß die Anhörung der langen und kurzen Sylben in derselben den Zuhörern ein Vergnügen erwecket. Man muß demnach ausser der Rede noch das Gehör der Zuhörer in Betrachtung ziehen, wenn man von derselben behaupten will, daß sie einen Numerum habe. Es ist also hieraus klar, daß dieser keine innerliche Beschaffenheit von einer Rede sey. Obgleich also derselbe nur eine äusserliche Beschaffenheit von der Rede ist, so kann er ihr doch beständig zukommen, wenn der äussere Grund allezeit mit dem in der Rede selber verhandenen Grunde verbunden ist. Aber dessen ungeachtet bleibet er doch auf die Art veränderlich, daß einerley Rede unter gewissen Umständen der Numerus kann zu- unter andern Umständen aber abgesprochen werden. Der Beweiß hievon ist nicht schwer. Denn der Numerus hanget davon ab, nachdem die Abwechselung der Bewegungen durch die langen und kurzen Sylben der Natur der Gliedmassen des Gehörs gemäß oder schädlich ist. Aber wie unterschieden sind nicht die Gliedmassen des Gehörs bey verschiedenen Menschen, und wie mancherley ist nicht die Verbindung derselben! Wer unterstehet sich wol, nur zween Menschen zu finden, die sich hierinnen völlig ähnlich wären? Wie unterschieden müssen daher wol die Würkungen seyn, welche die langen und kurzen Sylben in so sehr von einander unterschiedenen Gehören hervorbringen? Ist es nicht leicht zu begreifen, daß die dadurch verursachte Bewegungen der Verbindung der Gliedmassen des einen Gehörs gemäß, hingegen aber der Natur eines andern Gehörs zuwider sind? Muß aber nicht hiedurch in der Seele des einen

Zuhö-

Zuhörers ein Vergnügen entstehen, da die Seele des andern eine Unlust empfindet? Ist nun nicht klar, daß man, ohne sich zu widersprechen, behaupten könne, daß einerley Rede in Ansehung verschiedener Zuhörer zugleich einen Numerum habe und auch nicht habe? dieser ist also in so ferne keine beständige Beschaffenheit von einer Rede, und der Grund davon ist nicht in der allgemeinen menschlichen Natur zu suchen, sondern er hanget von den besondern Verbindungen der Gliedmassen des Gehörs bey einzelnen Menschen ab. Jedoch aber ist zu merken, daß, obgleich ein jeder Mensch auch in Ansehung seines Gehörs von allen übrigen Menschen unterschieden ist, dennoch einige in dem Urtheile von dem Numero einer Rede übereinstimmen können. Denn können nicht die Gliedmassen des Gehörs und deren Verbindung bey verschiedenen Menschen eine grosse Aehnlichkeit haben? Ja ist es nicht möglich, daß der Unterscheid unter denselben so geringe sey, daß er unmerklich wird. Müssen daher nicht die Würkungen der ausgesprochenen langen und kurzen Sylben in solchen Gehören der Empfindung nach fast einerley seyn? Folget aber hieraus nicht, daß verschiedene Menschen sich ungeachtet des Unterscheids ihrer Gehöre in dem Urtheile von dem Numero einer Rede einig seyn können?

Es sind aber auch noch zwey andere Ursachen, wodurch verschiedene Menschen in Ansehung des Numeri in einer Rede übereinstimmen können, von welchen Ursachen aber die erste nur zu falschen Urtheilen von dem Numero verleitet. Denn es ist bekannt, daß Vorurtheile und eine lange Gewohnheit in uns die Empfindungen gleichsam ersticken, oder doch verändern können. Wenn wir vorher von einer Meynung eingenommen sind, daß

eine Sache uns angenehm seyn werde, so kann diese vorgefaßte Liebe die unangenehmste Sache erträglich machen, und das bittere versüssen. Imgleichen obgleich die erste Empfindung von einem Dinge uns eine Unlust erwecket hat, so kann doch die öftere Wiederholung derselben, und die daraus entstehende Gewohnheit uns dahin bringen, zu glauben, daß wir dadurch ein Vergnügen empfinden. Es würde überflüßig seyn, hievon Exempel anzuführen, weil die gemeine Erfahrung einen jeden hievon leicht überführen wird. Eben so ist es aber auch mit dem Numero beschaffen. Wenn sich ein Redner den Ruhm erworben hat, daß er in seinen Perioden den Numerum beobachte, und der Zuhörer ist davon feste versichert, so giebt er bey der Anhörung der Rede nicht mehr auf seine Empfindung acht, sondern seine vorgefaßte Hochachtung von dem Redner versüsset gleichsam auch die in Ansehung seiner rauhesten und härtesten Verbindungen von den langen und kurzen Sylben. Er hält es sich für eine Schande, daß er ein so unvollkommenes Gehör haben, und den Numerum in der vortreflichen Rede seines Helden nicht erkennen solte, welchen so viele Menschen bewundern und rühmen. Seine Eigenliebe also und auch die Hochachtung gegen den Redner bemühen sich mit vereinigten Kräften den mit Vorurtheilen eingenommenen Zuhörer zu betrügen, und ihn ihren durch das Laster der Einschleichung entstandenen falschen Schluß für einen richtig empfundenen Numerum aufzudringen. Diese Ursache vereiniget also zwar die Urtheile der Menschen von dem Numero einer Rede; aber sie ist auch die Quelle von einem irrigen Wahne, und verschaffet den Zuhörern keine wahre Erkenntniß von dem Numero, welche sich nur allein auf die besondere Beschaffenheit

fenheit der Gliedmassen des Gehörs gründet. Die Gewohnheit ist ein reinerer und besserer Grund, diese Uebereinstimmung zu würken. Denn die Erfahrung lehret uns, daß, wenn unsere sinnliche Werkzeuge oft auf einerley Art berühret werden, sie die Bewegungen mit der Zeit leichter annehmen, die ihrer Verbindung im Anfange zuwider waren. Eine oft wiederholte Empfindung kann demnach unsere Gliedmassen der Sinnen also verändern, daß dasjenige, welches ihnen schädlich war, diese Eigenschaft verlieret. Hieraus folget, daß unser Gehör sich durch eine starke Gewohnheit bequemet, diejenige Verbindung der langen und kurzen Sylben zu ertragen, welche ihr vorher unerträglich war, und folglich werden wir dadurch bewogen, derjenigen Rede einen Numerum zuzueignen, welcher wir ihn im Anfange abgesprochen hatten. Dieses Urtheil muß man aber unter die wahren zählen. Denn dasjenige Urtheil von dem Numero ist richtig, welches sich auf die Beschaffenheit des Gehörs und auf die Würkung der langen und kurzen Sylben in einer Rede gründet: durch eine lange Gewohnheit aber bekommt ein Gehör eine Beschaffenheit, die von der vorhergehabten unterschieden ist, und dieser gemäß würken die Sylben einer Rede in demselben. Wenn man sich demnach in seinem Urtheile darnach richtet, so ist dasselbe wahr.

Weil die Einrichtung der Gehöre in den Menschen so mancherley Art, ja fast unzählbar sind, und es von demselben abhanget, daß die Verbindungen der langen und kurzen Sylben bald ein Vergnügen bald ein Mißvergnügen erwecken, so folget, daß man mit Grunde vermuthen können, daß keine einzige Verbindung der Sylben sey, welche nicht zum wenigsten einem einzigen Gehöre gemäß,

mäß, und einem Menschen angenehm wäre. Denn wer kann wol die Anzahl der verschiedenen Gehöre bestimmen, und wer wird sich daher unterstehen, zu behaupten, daß eine gewisse Verknüpfung der Sylben in einer Rede sich für keinem einzigen Gehöre unter die so ungemein grosse Menge derselben schicke? Wäre dieses nicht ein verwegenes Urtheil, und könnte es wol durch unstreitige Gründe bestärket werden? Es ist also thöricht, einer gewissen Verbindung der Sylben überhaupt in Ansehung des Numeri vor den übrigen einen Vorzug zu geben. Dieser gegebene Vorzug zeuget allezeit von einer vorgefaßten und blinden Liebe zu einer gewissen Einrichtung der Rede, wodurch ein Zuhörer angetrieben wird, dieser über alle andere zu erheben. Ein solches Urtheil hätte noch einigen Grund, wenn die Gliedmassen der Gehöre eines Volks eine ziemlich ähnliche Beschaffenheit entweder durch die Gewohnheit bekommen hätten. Denn alsdenn könnte derjenige, welcher eine gründliche Erkenntniß von den menschlichen Körpern und derselben Theilen hätte, bestimmen, welche Verbindung der Sylben, wenn sie ausgesprochen würden, dieser ähnlichen Einrichtung der Gehöre eines Volkes gemäß und zuwider wäre. Aber die Erfahrung lehret uns, daß die Natur das mannigfaltige liebe. Ist es daher wol zu glauben, daß sie die Cörper aller Einwohner eines Landes auf eine einförmige Art werde gebauet haben? Wer wird sich also überreden, daß die Gehöre der Menschen eines Volkes eine sehr ähnliche Einrichtung bekommen haben? Vielleicht aber bringet die Gewohnheit diese Aehnlichkeit hervor. Die Möglichkeit will ich nicht leugnen; aber es ist gar nicht wahrscheinlich, daß diese Aehnlichkeit würklich anzutreffen sey, vornehm-

nehmlich in Ansehung der ungebundenen Reden: Denn wenn dieses wäre, so müßten alle Einwohner eines Landes Reden, darinnen die Sylben auf einerley Art verbunden sind, so oft gehöret haben, daß durch diese starke Gewohnheit ihre Gehöre einförmig gebildet worden. Wäre aber alsdenn auch nicht nothwendig, daß sich alle Redner vorher vereinigten, einerley Verknüpfung der Sylben in ihren Reden zu gebrauchen? In welchem Lande aber kan man wol einen solchen Vertrag und Vereinigung der Redner, vornehmlich in Ansehung ihrer ungebundenen Reden, aufweisen? Die Dichter eines Landes haben sich zwar vereiniget, ein bestimmtes Sylbenmaß und eine gewisse Folge der Sylben in einer jeden Art von Gedichten zu gebrauchen; aber diese öftere Anhörung von einerley Verbindung der Sylben in den gebundenen Reden hat auch bey den meisten Zuhörern eine so starke Gewohnheit hervorgebracht, daß sie in dem Urtheile von dem Numero der Gedichte ziemlich einig sind. Ich werde unten noch mal Gelegenheit bekommen, hievon weitläuftiger zu reden.

Aber so wenig der Numerus einer Rede vor einer andern einen Vorzug giebet, eben so wenig ist das Gehör vollkommener, welches den Numerum an einer Rede bemerket, den ein anderes nicht entdecket, sondern ihn derselben vielmehr abspricht. Denn ich habe im vorhergehenden wahrscheinlich bewiesen, daß kein einziges Gehör sey, vor welchem sich nicht eine gewisse Verbindung der Sylben schicke. Wenn demnach gleich dem einen Gehöre die Verbindung der Sylben in einer Rede zuwider ist, und der Mensch also bewogen wird, derselben den Numerum abzusprechen, welchen ein anderer ihr beyleget, so muß doch noch eine andere Verbindung der

Syl-

Sylben verhanden seyn, die jenem angenehm, diesem aber zuwider ist. Weil nun keine Verbindung der Sylben vor den übrigen überhaupt hierinnen einen Vorzug hat, so erkennet dieser einen eben so guten Numerum als jener, und es würde also thöricht seyn, des einen Gehör vollkommener als das andere zu halten. Ja, wenn jemand ein so hartes Gehör hätte, daß er nicht sehr leicht entscheiden könte, ob die Verbindung der Sylben in den Reden demselben gemäß oder zuwider wären, und folglich eine Rede einen Numerum hätte oder nicht, so darf man es doch nicht unvollkommener halten als dasjenige, welches diese Entscheidung leichte verrichten kann. Denn das Gehör eines solchen Menschen muß aus so starken Gliedmassen bestehen, daß sie durch die Aussprache der Sylben nicht leicht sehr stark beweget werden. Keine Verbindung der Sylben ist also denselben weder sehr angenehm noch sehr zuwider, weil beydes von einer starken Bewegung abhanget, welche die ausgesprochenen Sylben in dem Gehöre verursachen. Es ist aber schwer zu bestimmen, ob ein solches Gehör, das aus starken Gliedmassen bestehet, unvollkommener sey als dasjenige, welches zarte hat. Ein jedes derselben hat gute Eigenschaften, die dem andern fehlen. Dieses höret sehr leicht, wenn gleich seine Werkzeuge nur in eine geringe Bewegung gesetzet werden; aber diese höret auch bald wieder auf, und ein solches Gehör ist daher die Ursache, daß sich die Seele den Schall und Ton nicht sehr klar fürstellet. Jenes Gehör aber kann zwar nicht durch eine jede geringe Bewegung der Luft beweget werden, und die Seele eines solchen Menschen wird sich nicht einen schwachen Ton mit einem klaren Bewustseyn fürstellen. Aber wenn ein solches Gehör einmal in Bewegung ist gebracht worden, so

dauret auch die Bewegung in demselben sehr lange, und die Seele kann also davon eine sehr klare Fürstellung bekommen. Ich halte nicht für nöthig, dieses hier weitläuftiger auszuführen, weil ich davon in der Abhandlung von der rauhen und zärtlichen Sprache im 10. §. geredet habe. (S. das 5te Stück der critischen Versuche die 467. und 468te Seite.)

Aus dem, was ich im vorhergehenden von dem Numero bewiesen habe, ist klar, wie unvernünftig der Streit sey, welche die Menschen unter sich wegen dieser Beschaffenheit in einer Rede haben. Denn ich setze zum Grunde, daß die Zuhörer von derselben nach den wahren Würkungen urtheilen, welche die laute Aussprache der Sylben in einer Rede in ihren Gehören hervorbringen. Da nun dieselbe alsdenn veränderlich ist, und von der besondern Einrichtung des Gehörs bey einzeln Zuhörern abhanget, so folget, daß sowol derjenige, die Wahrheit auf seine Seite hat, der einer Rede den Numerum beyleget, als derjenige, welcher ihr denselben abspricht. Beyde urtheilen nach der Empfindung, welche die Rede bey ihnen gewürket hat, und beyde haben sich vor der Uebereilung und dem Laster der Erschleichung sorgfältig gehütet; man muß daher auch behaupten, daß sie beyde Recht haben. Keiner darf demnach dem andern einer Unwahrheit beschuldigen, und aller Streit ist unnütz, welchen sie deswegen mit einander führen. Er ist eben so unvernünftig als es thöricht ist, wenn sich einige über den Geschmack zanken. Denn der unterschiedene Geschmack, welcher durch einerley Sache bey verschiedenen Menschen entstehet, kommt daher, daß ein jeder besondere Werkzeuge des Geschmacks hat. Weil wir nun durch die tägliche Erfahrung überzeugt werden, daß im

Ansehung

Ansehung desselben unter den Menschen eine sehr geringe Uebereinstimmung ist, so ist die Regel zum Sprüchwort geworden: Ueber den Geschmack muß man nicht streiten. Aber man muß auch eine ähnliche Regel wegen den Numerum in den Reden fest setzen, und den Streit über denselben als unnütz verwerfen. Aber ob ich gleich behaupte, daß zwey dem Scheine nach einander wiedersprechende Urtheile von dem Numero zugleich wahr sind, wenn sie sich auf wahre Würkungen in dem Gehör der Zuhörer gründen, so bin ich dennoch deswegen nicht gesonnen, alle Urtheile zu vertheidigen, die von demselben gefället werden. Denn das Laster der Erschleichung, eine vorgefaßte Neigung, oder ein solcher Abscheu verursachen zuweilen, daß man eine Fürstellung für eine Empfindung ausgiebet, welche doch diesen Namen gar nicht verdienet. Daß solche irrige Empfindungen auch in Ansehung des Numeri sehr oft statt haben, lehret die Erfahrung. Aber ein Urtheil, das einen solchen Ursprung hat, ist falsch, und ich verlange es nicht zu rechtfertigen.

Wenn das Anhören einer Rede uns ein Vergnügen verschaffet, so werden wir mehr angetrieben, sie anzuhören, als wenn dasselbe nicht in uns entstehet, und die Aufmerksamkeit wird dadurch sehr befordert. Man wird daher nicht leugnen, daß das Vergnügen erweckende in einer Rede mit dem Endzwecke derselben übereinstimmen, und also eine Vollkommenheit sey. Wenn man sich nun das Wesen des Numeri in einer Rede deutlich fürstellet, so wird man erkennen, daß derselbe unter die Vollkommenheiten einer Rede zu zahlen sey. Aber die Vollkommenheiten an den Dingen sind zweyerley Art, nämlich wesentliche und zufällige, und diese Arten sind sehr von ein ander unterschieden. Jene ist da, wenn

das

das Wesen eines Dinges mit den Eigenschaften wohl übereinstimmet, diese aber bestehet in der Uebereinstimmung des Wesens und der Absicht mit den Zufälligkeiten. Die erste ist unveränderlich, und muß beständig bey dem Dinge gefunden werden, wenn anders das Ding dasjenige ist, wofür es gehalten wird. Die letzte aber ist nicht nothwendig verhanden, und das Ding bleibet dennoch dasselbe, wenn gleich diese fehlet. Aber diese Erklärungen lehren uns auch zugleich, daß der Numerus nur eine zufällige Vollkommenheit in einer Rede sey. Denn ich habe im Vorhergehenden bewiesen, daß derselbe veränderlich, und sein Grund nicht in den Reden, sondern ausser ihnen in der Einrichtung des Gehörs des Zuhörers zu suchen sey. Hieraus ist klar, daß der Numerus eine Zufälligkeit in einer Rede sey, und daher derselben nur eine zufällige Vollkommenheit verschaffen könne. Eine Rede kann also wesentlich vollkommen seyn, obgleich in demselben der Numerus nicht ist beobachtet worden.

Da aber das wesentliche dem zufälligen allezeit vorzuziehen ist, weil ohne das erste das Ding gar nicht seyn kann, die Abwesenheit des letzten aber dasselbe nicht völlig aufhebet, so folget, daß man, wenn die wesentliche Vollkommenheit mit der zufälligen streitet, ehe wieder den Numerum sündigen als eine Rede von den nothwendigen Eigenschaften entblösset machen müsse. Würde es nicht thörigt seyn, wenn man das Kützeln in den Ohren der Zuhörer höher halten wollte, als die Deutlichkeit, Gründlichkeit und Schönheit der Gedanken, und als das Regelmäßige nach der Sprach- und Redekunst? Sollte wol der Schaden, der aus der Abwesenheit dieser und anderer nothwendigen Beschaffenheiten einer guten Re-

de entstehet, völlig dadurch ersetzet werden, daß sie angenehm anzuhören ist? Ich glaube nicht, daß jemand aus Liebe zu dem sinnlich angenehmen dieses behaupten wird. Ja ich bin der Meynung, daß man ehe den Numerum verabsäumen, als eine einzige Regel nicht beobachten solle, welche uns die allgemeine Redekunst deutlich verschreibet, weil dieselbe die Rede innerlich oder wesentlich vollkommen machet. Kein nachdrückliches Wort, keine gute verblümte Redensart darf wegen der Furcht wegbleiben, daß sie in der Rede nicht angenehm klingen würden, und unter den vermeinten gleichgültigen Wörtern muß der innere Unterscheid ihrer Bedeutungen, und nicht der Numerus der Grund seyn, warum das eine dem andern vorgezogen wird. Man muß zwar die Beobachtung des Wolklanges oder Numeri nicht gänzlich aus den Augen setzen, weil man seiner Rede alle zugleich mögliche Vollkommenheiten verschaffen muß; aber diese Bemühung nach demselben darf nicht ehe angestellet werden, bis man versichert ist, daß man auch allen den Regeln zugleich ein Genüge thun könne, welche der Rede die wesentliche Vollkommenheit verschaffen.

Aber möchte jemand einwenden, ist die Bestrebung nach den Numero vornemlich in den ungebundenen Reden nicht vergeblich? Wird das Urtheil von demselben nicht so mannigfaltig seyn, als die Einrichtungen der Gehöre bey den Zuhörern unterschieden sind? Welches Gehör soll der Verfasser einer ungebundenen Rede zur Richtschnur annehmen, da keines vor dem andern in diesem Stücke einen Vorzug hat? Wird also nicht seine Bemühung nach dem Numero vergeblich seyn, und kann er sich wol einen allgemeinen Beyfall der Zuhörer versprechen? Dieser Einwurf beweiset zwar, daß die Sor-

ge vor dem Numero bey einem Redner die geringste seyn müsse; aber er wir doch nicht alle Bemühung nach demselben unnütz machen, weil der Numerus eine Vollkommenheit der Rede ist. Es ist zwar wahr, daß auch das Urtheil von dem Numero nach der unterschiedenen Einrichtung der Gehöre bey den Zuhörern unterschieden sey, und daß so wenig die Natur als die Gewohnheit die Gehöre also eingerichtet haben, daß sich die Urtheile aller Zuhörer von dem Numero der ungebundenen Reden ähnlich werden; aber hieraus folget nur so viel, daß ein Redner den thörichten Fürsatz nicht fassen müsse, seiner Rede einen solchen Numerum zu verschaffen, welcher von allen Zuhörern werde erkannt werden. Ich halte dafür, daß ein Redner seiner Schuldigkeit schon ein Genüge gethan habe, wenn er wegen den Numerum sein eigenes Gehör um Rath gefraget, oder, wenn er ein so hartes Gehör hat, daß er denselben nicht leicht erkennen kann, einen seiner Freunde, von dem ihm bekannt ist, daß er ein zartes Gehör hat, die Rede vorgelesen, und von dem Numero urtheilen gelassen. Er kann mit Grunde vermuthen, daß doch einige der Zuhörer mit ihm oder mit seinem Freunde der Rede diese schon oft erwähnte Vollkommenheit beylegen werden, weil, wie ich im vorhergehenden bewiesen habe, sehr leicht einige hierinnen übereinstimmen können.

In den gebundenen Reden haben sich die Dichter eines jeden Landes vereiniget, nach den Unterscheid der Gedichte gewisse Sylbenmasse zu gebrauchen. Die Zuhörer müssen also sehr oft einerley Verbindung der langen und kurzen Sylben hören. Sie sind demnach daran gewohnet worden, und diese lange und starke Gewohnheit hat gemachet, daß ihnen diese Sylbenmassen

angenehm geworden sind, gesetzt auch, daß sie der natürlichen Einrichtung ihrer Gehöre zuwieder gewesen wäre. Jedoch lehret uns die Erfahrung, daß die Gewohnheit den natürlichen Unterscheid der Gehöre in diesem Stücke nicht bey allen Zuhörern also habe aufheben können, daß die Verbindung der langen und kurzen Sylben in den Gedichten allen angenehm sey. Aus diesen angeführten Gründen lässet sich schlüssen, daß in Ansehung des Numeri der gebundenen Reden sich viele, aber nicht alle Zuhörer einig sind. Vielleicht meynen einige, daß ich der Ehre der gebundenen Reden zu nahe getreten bin, da ich die Uebereinstimmung über das angenehme, welches wir bey der Anhörung ihrer Sylbenmassen empfinden, aus einer durch öfters Anhören entstandenen Gewohnheit, und nicht vielmehr aus einem in ihnen selber verhandenen Grunde hergeleitet habe. Aber diesem versichere ich, daß keine ungezähmte Begierde, die Dichter zu beleidigen, sondern vielmehr die vorher erklärten Eigenschaften des Numeri mich bewogen haben, dieses zu behaupten. Denn keiner wird leugnen, daß die Verbindung der langen und kurzen Sylben in den gebundenen Reden, welche unserem Gehöre so angenehm ist, den Numerum derselben ausmache. Die Lust aber, die aus einem jeden Numero in uns entstehet, hat nicht ihren Grund in der Rede selber, sondern ausser ihr, in der Beschaffenheit unserer Gehöre. Wenn nun ganze Völker, oder doch ein grosser Theil derselben, von dem Numero eines Gedichtes nach der Würkung desselben in ihren Gehören urtheilen, und darinnen übereinstimmen, so muß der Grund davon die ähnliche Einrichtung ihrer Gehöre seyn. Es sind aber nur zwey Ursachen, die diese Aehnlichkeit hervor bringen können, nämlich entweder thut es die Natur, oder

eine

eine starke Gewohnheit. Es ist aber im vorhergehenden gezeiget worden, daß die Natur das mannigfaltige zu sehr liebe, als daß sie so viele Gehöre auf eine sehr ähnliche Art sollte gebildet haben. Es bleibet demnach keine andere Ursache als eine lange Gewohnheit übrig, welche viele Menschen in dem Urtheile über den Numerum in den gebundenen Reden vereiniget.

Alles, was von dem Numero überhaupt bewiesen worden, das gilt auch von dem Numero in den gebundenen Reden. Meine Abhandlung würde aber zu weitläuftig werden, und Lesern, die eine Einsicht in dem Zusammenhange der Wahrheit haben, würde es nicht gefallen, wenn ich itzo von allen Eigenschaften des Numeri auf die Gedichte die Anwendung machen wollte. Ich will nur aus denselben einige wichtige Regeln herleiten, deren Beobachtung denen Dichtern sehr anzupreisen ist. Der Verfasser einer vernünftigen Rede muß sich mehr bemühen, derselben die innern und wesentlichen Vollkommenheiten zu verschaffen, als nach den Numerum streben. Hieraus folget, daß ein Dichter mehr darauf sehen müsse, daß seine gebundene Reden mit vernünftigen, hohen, und schönen Gedanken angefüllet werden, als daß keine Fehler wieder das Sylbenmaß darinnen kommen mögen, und die Worte müssen nicht da stehen, damit nur der Vers voll werde. Wer sich nur durch das Sylbenmaß und die Reime in der Wahl der Gedanken und Worte regieren lässet, der kann zwar eine völlig gute gebundene Rede verfertigen: aber man wird das vernünftige in derselben vergeblich suchen. Im vorhergehenden ist auch bewiesen worden, daß der Numerus den Reden nur zufällige Vollkommenheiten verschaffe, und daß sie wesentlich gut seyn können, wenn gleich jener so

sehr genau nicht ist beobachtet worden. Aus diesem Grunde behaupte ich, daß das gebundene oder das Sylbenmaß nicht zum Wesen der Gedichte gehöre, sondern vielmehr nur eine Zufälligkeit von denselben sey. Ein gutes Gedicht ist, wenn der Vortrag also eingerichtet ist, daß die Vorstellungen in demselben mit der untern Vorstellungskraft können erkannt werden. Vollkommen sinnliche Begriffe werden also zu demselben erfordert. Ich gestehe zwar, daß die Beobachtung des Sylbenmasses ein Gedicht noch mehr sinnlich angenehm mache, und also mit dem Wesen desselben nicht streite, sondern damit wol bestehen könne; aber dieses beweiset noch nicht, daß es ein wesentliches Stück eines Gedichtes sey.

# IV.

# Der Tempel des guten Geschmackes für die Deutschen.

Es hat nur noch gefehlet, daß dem zur Herrschaft erhobenen guten Geschmack auf deutschen Boden ein Tempel errichtet, und der Critick eine Stelle unter die Götter angewiesen werde. Jener wird um so viel ehe willige Verehrer finden, diese aber eine ungezwungenere Hochachtung für ihre Aussprüche fordern können. Voltaire wußte durch solche Vergötterung seine Landesleute aufmerksam und ihre Einbildungskraft rege zu machen. Es war nichts geringes, ihre Virtuosen als Künstler, und Kunstrichter in dem Schosse der Götter zu erblicken; den Nachruhm der Verstorbenen durch unfehlbare Aussprüche von ihren Verdiensten verewiget, und die noch lebenden in den Tempel des Geschmacks

schmacks aufgenommen, oder durch das Glück ihrer Vorgänger nach solchem Vortheil zu ringen, aufgemuntert zu sehen. Nur die Deutschen waren übel daran, daß der Stifter den Tempel vor ihnen verschloß, und wol gar die verwegenen Gedanken hegte, als ob kein Deutscher Witz genug hätte, die Stuffen desselben zu betreten. Ein herzhafter Deutscher hatte Ursache, einem so kühnen Behaupten Wiederstand zu thun, und zu zeigen, daß sein Witz stark genug sey, einen Tempel zu bauen, der jenem nichts nachgebe; das Gedächtniß der deutschen Helden am Witz und Verstande in demselben aufzubehalten, und dem darinn wohnenden Gott die Aussprüche über die Verdienste und Fehler der Deutschen in den Mund zu legen. Ein Unbekannter, der weder sich noch den Ort seines Aufenthalts zu nennen für gut befunden, waget es würklich, sich auf diese Art um seine Landesleute verdient zu machen. Eine Art von Demuth verbietet ihn, sich für den Stifter des Tempels auszugeben. Er will vielmehr als ein im Traum zu dieser Wohnung eines Gottes geführter angesehen werden, der bey seiner Wanderschaft viel Aufmerksamkeit angewandt, und sowol in das innere des Heiligthums zu dringen, als die äusseren Vorwürfe abzuschildern Gelegenheit gefunden hat. Die Erzählung ist eigentlich in ungebundener Rede, jedoch mit vielen untermischten Versen, welche mehrentheils die Charakters der auf dem Wege und im Tempel angetroffenen Personen liefern. Unsern Lesern wird es nicht unangenehm seyn, wenn wir dem Innhalt dieser kleinen Schrift einige Blätter widmen.

Die Wahrheit bleibet allemal kennbar, man mag sie in einem Traum verstecken oder ihr den Schein einer Erdichtung geben. Wir hören sie so lieb aus dem Munde

eines geschickten Träumers und Dichters, als eines tiefdenkenden Lehrers. Dies wird unsere Aufmerksamkeit auf den Traum des Herrn Verfassers völlig rechtfertigen. Ihm erscheinet im Schlafe

Der Dichter, der die Deutsche Leyer
Zuerst so zart und rein gerührt,
Und wie Prometheus sein Feuer
Dem Himmel schlau, doch fromm entführt.
Der Dichter, durch der Musen Lehre,
So Schlesiens als Deutschlands Ehre;
Nicht der, der rauh und rätzelhaft,
Was schwimmt und fliegt, was laufft und kriechet,
Was glänzt und scheint, was schmeckt und riechet
In einen starren Vers gerafft;
Nicht Hoffmann und nicht Lohenstein;
Nein; der, der Pohlens Held besungen,
Und durch die Barbarey gedrungen,
Wer kan das sonst als Opitz seyn?

Das Gespräch des Verfassers mit diesem Vater der deutschen Musen enthält auf Seiten des letztern eine Aufforderung zur Reise nach dem Tempel des guten Geschmackes; einem Orte, wovon jedermann redet, wohin wenig Leute gelangen, und darum sich die Reisenden nicht sehr bekümmern. Jener wendet seine neugierige Schwatzhaftigkeit als eine Hinderniß für, nach welcher er vielleicht mehr, von dem was er gesehen, ausagen würde, als erlaubt wäre, und nach Art der Reisenden mehr erzählen würde, als er gesehen und gehöret hätte; erhält aber den Befehl, ohne Wiederrede das Land der schönen Künste und Wissenschaften zu besuchen, von dem darinn befindlichen Tempel einen aufrich-

aufrichtigen Bericht zu geben, und nichts weniger als die Reden der Leute zu scheuen. Die Reise wird angetreten. Die ersten, auf die sie unterweges stossen, sind eine Menge **Wortforscher** und **Sylbenerklärer**, welche üble Oerter ausbessern, und über ein Wort, das sie zum guten Glücke nicht verstehen, schwere Folianten schreiben. Das Bild, das der Verfasser von ihnen entwirft, ist werth, daß es von vielen betrachtet wird. Die Züge sind der Wahrheit gemäß, und sie müssen denen nothwendig gefallen, die den wichtigsten Theil ihrer Bemühung dazu anwenden, eine Aehnlichkeit mit denselben zu erhalten.

Ich sahe nun alhier den Kern der Schulgelehrten,
Die ganz für Fleiß erbleicht, mit Wachen Schweiß und Müh
Ein atque durch ein &, modo Minellii
Zum Trost der Christenheit recht freudenreich erklärten.
Auch sah ich andre mehr, die für das Tagelohn,
Den Koth des Ennius auf einen Haufen trugen.
Ich sahs, wie Burman, Paw, Bentley und Perizon
Um einen falschen Punkt sich wie Husaren schlugen.
Dort nam Hartnaccius den Phädrus zu der Hand,
Drinn er Latein und Deutsch so wohl zusammenflickte,
Daß man den Text, den er mit schönen Formeln spickte,
Nicht zwar Lateinisch mehr, doch auch nicht Deutsch verstand!
Dort bracht ein anderer den Deutschen Nepos her,
Und rühmte, daß er schon manch Dutzend Federspulen
In Noten stumpf geschmiert, zum Dienst der lieben Schulen,
Ich rieth, und recht, es sey Emanuel Sincer.
Auch sah ich andre mehr mit rothen Augen stehn,
Mit Dinte ganz beschmiert, von Streusand ganz bestäubet.

Wie? rief ich, daß ihr hier in dieser Wüsten bleibet?
Wollt ihr nie zum Geschmack und seinem Tempel gehn?
Wir? schrien sie, wahrlich nein! es ist ein Hirngespinste,
Was man Geschmack benennt, wir loben unsre Künste;
Wir grübeln, forschen nach, und setzen in ein Licht,
Was andre sonst gedacht; wir aber denken nicht.

Das so treuherzige Bekerntniß dieser Leute ward mit einer Bitte an die Reisenden begleitet, die bittern Streitschriften des **Gronov** und **Fellers** über das Hängen des Verräthers Judas verlesen zu hören, und die Entscheidung ihrer Streitigkeit zu übernehmen. Sie danken für den höflichen Antrag, und setzen ihren Weg fort; müssen aber sogleich einem andern Menschen Gehör geben, und ein Exemplar von seinem Virgil, den er zum Dienste derer, die nicht Latein verstehen, ins Griechische übersetzet hatte, zum Geschenk annehmen. Ein andrer Gelehrter benimmt ihnen die Zeit dafür zu danken durch einen pöbelhaften Antrag, seine Schrift zu lesen, die er zur Vertheidigung der Christlichen Religion wieder den philosophischen Muthwillen der starken Geister aus den durchdringenden Machtsprüchen der Rabbinen dergestallt überzeugend verfasset hatte, daß niemand ein Wort dawider sprechen könte. Noch andere sahen sie kleine Wochenschriften austheilen, die bald galant, bald philosophisch heissen, aber ihre Folge bald unterbrochen sahen, weil die Verfasser den Schlüssel zu dem Geheimniß ihrer Benennung niemand überliefern wollten. Von diesen allen trenneten sich die Reisenden gar bald, weil deren Weg nicht der ihrige war; denn sie kehrten dem Tempel des guten Geschmacks den Rücken zu. Jedoch ein neuer Hinterhalt wartete auf sie, da ein Landjunker ihre Aufmerksamkeit

auf ein unschmackhaftes Concert forderte. Der Reisende beschreibet hier seine Noth sehr lebhaft.

Zwölf Affen von dem grossen Hassen
Die wollten sich da hören lassen,
Und renkten durch den Fidelstrich.
Des Dichters Worte jämmerlich.
Ein Sänger häult aus rauhem Schlunde,
Ein Ding wie eine Aria.
Mich kränkte nur ein armes A.
Das zerrt er hin und her fast eine Viertelstunde.
Die Laufer macht er so galant,
Daß man vom Texte nichts verstand;
Doch saß mein Hausherr ganz entzücket.
Ermahnte durch sein st! zur Ruh,
Und schlug den Takt, doch falsch, dazu.
Ja eh sich noch das Chor zum Spielen angeschicket,
Und wenn es noch im Stimmen war,
So bracht er schon sein Beyfallsopfer durch ein geläufigs bravo! dar.

Unter dergleichen Abentheuren stellet sich der **Tempel des Geschmacks** ihrem Anblick dar. Der Verfasser erinnert hie vorläufig, daß Griechenland ehedem zu diesem Gottheitssitz den Grund geleget, daß die Römer ihr Opfer mit Vergnügen dahin gebracht, bis er von den ergrimmten Muselmännern, welche die Barbarey als ihre Gottheit ehren, erobert und zerstöret worden. Welschland aber habe die halbgebrochenen Stücke davon aus Asche und Graus zu sammlen, und sich den Tempel neu daraus zu bauen gewußt, und dadurch Gelegenheit gegeben, an allen Orten, da nur Künste und Wissenschaften bekannt sind, dergleichen Tempel

nachzubauen. Die Bauart an dem von dem Verfasser erblickten Tempel

War edel und dabey doch schlecht,
So daß sich alles Regelrecht,
Und Theil auf Theil natürlich schickte;
Es hatte hinter die Natur
Sich hier die edle Kunst verstecket
Das Aug, das so viel Pracht entdecket,
Entsetzt sich nicht, bewundert nur.

Den Tempel sahe er von einer Menge Virtuosen, Künstler und Kunstrichter umgeben, die sich bemüheten hineinzudringen, aber vergebens, weil die strenge Critick den Schlüssel zum Heiligthum trug, und den unwürdigen den Eingang zum Tempel und Altar mit scharfen Blicken und Stössen wehrete. **Die Tadler und Hohnsprecher**, die über ein gutes Werk eine hönische Critick schreiben, weil sie es selber nicht so gut machen können, und die, weil sie ohne Ansehen und einige Verdienste im Staube liegen, durch die Erniedrigung anderer an ihrer eignen Erhöhung arbeiten, wurden zuerst verjaget. Der, vielen Männern, die in gutem Vertrauen auf ihrem Witz und Geschicklichkeit dem Tempel naheten, im Zorn ertheilte Abschied ließ sich nicht ohne Mitleiden anhören. **Philippi und Rodigast**, die bekannten Helden aus der Gesellschaft der kleinen Geister, bewarben sich um den Eingang, schlichen aber von selbst davon, als sie ihres gemeinschaftlichen Demüthigers des **Liscovs** zwischen der Critik und der feinen Satire gewahr wurden. Ein kleiner Franzose hatte sich aufgeworfen, den Eingang als ein Cerberus zu bewahren, und aus einem niederträchtigen

Neide

Neide den Einwohnern aus den nordlichen Ländern den Eintritt streitig zu machen, mußte aber seinen küßlichen Körper fortwelzen, daferne er ihm nicht die Schlüssel des Heiligthums ins Gesicht geworfen wissen wollte. Was denen für ein Abzug zuerkannt worden, die keinem Scribenten gönnen, daß er etwas gutes geschrieben, denen **Mosheims** heilige Reden ein Dorn im Auge sind, und die sich das Herz abfressen, daß **Breitinger** eine critische Dichtkunst, und zwar in der Schweitz, geschrieben, ist denen leicht zu erachten, welche die Natur der Critick kennen. Die eilfertige Flucht derselben machte einer Menge **Romanschreiber, Postillanten** und **Reimenschmiede**, sich anzumelden, Raum, welche den Laufzettel ohne viele Mühe erhielten.

Auch Hübner kam, vom falschen Witz getrieben,
Den er sich selbst erfand, und hub zu schreyen an:
Ihr Herren, eilt herzu, ich bin der grosse Mann,
Der manches Ries Papier in jeder Kunst beschrieben,
Daß Gleditsch und sein Sohn nicht gnug verlegen kann.
O geh, sprach die Critick, o wärst du dort geblieben!
So groß du dich auch dünkst, so kommst du nicht herein,
Dir mußte der Geschmack ja stets ein Unding seyn.

**Neukirch** suchte den frechen Franzosen, der ihn durch seine Widerrede so oft verdrüßlich gemacht, in der Wohnung der Critik, und eilte zum Altar, einige Opferkuchen darauf zu legen. Der eine war nach dem Gaumen der sie prüfenden Critick, weil das scharfe Salz der Neukirchischen Satyre darinn hervorschmeckte. Als sie aber in den andern biß, eckelte ihr für den Mosch, Zibeth und Ambra, womit er seine ersteren Gedichte verwürzet hatte. **Lohenstein** und **Hofmannswaldau** hatten schon

bey

bey funfzig Jahren vor dem Thore des Tempels die Gottheit aus ihren Collectaneen gelästert. Neukirch mußte es sich nicht verdrüssen lassen, auf einige Zeit zwischen beyden eine Stelle zu nehmen, bis die Balsamdüfte verhauchet, und sein Telemach von vielen hundert rauhen und nachlässigen Versen gesaubert wäre. Günther und Rachel nahen sich zugleich dem geheiligten Orte. Der eine schilt, der andere spottet. Beyde müssen mit der Entscheidung ihrer Streitsache zufrieden seyn, daß Günther bey seinem alten Gönner, dem Philander von der Linde, sittiger und behutsamer schreiben lernen; Rachel aber seine Stachelgedichte dem keuschen und wohllautenden Canitz zur Musterung übergeben solte. Bis hieher war die Gegenwart der reisenden Zuschauer der gefährlichen Göttin verborgen gewesen. Sie wurden aber entdecket, und der Verfasser auf eine dringende Art nach der Ursache seines Daseyns gefraget. Die Demuth verbot ihn, eine den andern ähnliche Absicht anzugeben, und er erhielt auf die Erklärung, daß seine Anführer ihn dahin genöthiget, den Bescheid, daß er geduldet werden, aber sich alles zu nutze machen solte. Er wich ein wenig zurück, und gab einem andern Raum, der mehr zu bedeuten hatte, als er, Rachel und Günther.

Dieß war der seltne Geist, den jenes Land gezeuget,
Wo ein verjährtes Eiß die hohen Alpen drückt,
Der durch des Ausdrucks Macht bezaubert und entzückt.
Den Schwung zwar hoch erhebt, doch sich nicht übersteiget,
Der nicht, wie andre, blos an Reimen hängen bleibt,
Groß, wie ein Weiser, denkt; schön, wie ein Dichter, schreibt,
Der uns den schnöden Quell des Uebels vorgesungen,
Der in das eitle Nichts der Ehre eingedrungen,

Der,

Der, wie Apoll es war, so Arzt, als Dichter ist,
Den Flora ganz vertraut als ihren Liebling küßt,
Ein Schüler der Natur, und durch die Kunst ihr Meister,
Und kürzlich, Haller wars, das Muster grosser Geister.

Der Dichter redet hie, wie die Critick selber geredet haben würde, wenn sie es nöthig gefunden hätte, mehr zu sagen, als daß statt der magern Namenstagslieder anderer, Haller durch seine philosophischen Gedichte würklich groß geworden. Ihm ward der Neider ohngeachtet nach der wohlgemeynten Erinnerung:

Dein männlich starker Vers sollt etwas zärter seyn,
Auch mach ihn nach und nach von Schweizerwörtern rein.

die Stelle zwischen dem **Lucretz** und **Leibnitz** in dem Tempel angewiesen. Der Verfasser gelanget endlich in der Gesellschaft der schönen Künste, der Musen, ja des Vergnügens selbst, nach solchen angenehmen Verzögerungen, bis zu dem Thron und Altar des Gottes selbst. Hier erblickte er die Gottheit, die so viele um ihren Einfluß vergebens anrufen. Die Gegend um ihren Altar ward durch die Pracht und Anmuth der Gratien völlig angenehm gemacht. Lautenschlägerinnen und Sängerinnen beförderten das Vergnügen der Anwesenden. Die muntere Neuberin bestieg die Bühne, und redete mit einer Lebhaftigkeit, die einnahm und entzückte, und eine Menge der berühmtesten Kupferstecher und Mahler vermehrten diese fürtrefliche Gesellschaft; denn sie waren diejenigen, die entweder von **Kranachs** oder **Dürers** Bildern Riß, Strich und Farben auf eine edle Art zu borgen, oder durch ihre geschickte Grabestichel dem Römischen **Picard** gleich zu werden, und den Bildern Geist und Leben zu geben wußten. An diesem den deut-

schen

schen Phidien und Apellen geweiheten Gemach stieß das Zimmer der sinnreichen Scribenten. Gryph, Abschatz, Sieber, Tscherning und Mühlpfort, die gros waren, ehe die schönen Wissenschaften zur Vollkommenheit gediehen, mußten dem grössern Geist Platz machen, und sich nunmehr in einem Winkel, so gut sie konnten, behelfen. Schoch versuchte es, einen Platz in den Tempel zu gewinnen, und es möchte ihm geglücket seyn, wenn die Critick nicht einige Blätter aus seiner Friedensschäfferey gelesen, und ihm den Eingang versaget hätte. Der anmuthige Hagedorn behielte den Vorzug, der in seinen Schäfererzählungen so ungekünstelt, zärtlich und natürlich ist. Sleidan bewohnet seiner Geschichte Carls des fünften wegen den Tempel, den seine vier Monarchien vermuthlich für ihn verschlossen hätten. Weise und Riemer brachten eine Menge ihrer Bücher mit possirlichen Aufschriften. Allein in dem Bücherschranke des guten Geschmacks war kein Platz für sie, und sie mußten den Haufen des Unflaths verhöhen, davon zu Zeiten der Tempel gefeget ward. Und wie war es möglich, sie reden zu hören, wo ein Redner mit Kraft, Verstand und Nachdruck sprach, den die Hoheit der Gedanken, die Bündigkeit der Schlüsse, und die Majestät des Ausdruckes von allen unterscheiden? Ein Charackter, der keinen andern als den grossen Mosheim schildert! Der Neugier des Verfassers geschahe endlich ein völliges Genüge, da man ihn in das Innere des Heiligthums hineinführte, demselben die Geheimnisse dieses Gottes offenbarete, und seinen Augen vorstellete, was wenige gesehen zu haben, sich rühmen können, nehmlich eine kleine Anzahl grosser Männer, die das thaten, was sie in ihrem Leben nicht gethan hatten.

Sie

Sie erkannten die Fehler in ihren Werken, und verbesserten sie. Wir sind beynahe überzeuget, daß der Herr Verfasser durch die Entdeckung dieses Geheimnisses viel Vortheil stiften werde; und wenigstens denen, welche die Ehre, in den Tempel des Geschmacks aufgenommen zu werden, durch Schriften erzwingen wollen, einen Kunstgrif in die Hand gegeben habe, wider welchen niemand als Eigenliebe und Hochmuth etwas einzuwenden haben wird.

Es sind noch einige Puncte übrig, deren der Herr Verfasser Erwähnung zu thun nöthig befindet, ehe er seine Erzählung abbricht. Zuerst deucht ihm nicht unbillig, daß er Ursache habe zu vermuthen, daß viele der heutigen Scribenten sich verwundern werden, warum ihrer nicht gedacht worden. Er weiß solchem Vorwurf nicht besser zu begegnen, als mit der Versicherung, daß er ihrer, aller Mühe ohngeachtet, in dem Tempel des guten Geschmacks nicht gewahr geworden, oder sie auch vor dem Eingange in solchen Beschäftigungen und Stellungen angetroffen, daß sie ihm für sein bescheidenes Stillschweigen Dank zu wissen Ursache haben würden. Wer es nicht dahingestellet seyn lassen will, in wie ferne dieses gegründet sey, dem werden wir vielleicht kein besseres Entscheidungsmittel als die Untersuchung der Glaubwürdigkeit vorigen Berichtes fürschlagen können. Daß seine Wanderschaft nicht ohne allen Nutzen gewesen sey, davon hören wir ihn hienächst Rechenschaft ablegen. Er hat aus allem, was er gesehen, erkannt, daß man dem Gott des guten Geschmacks schwerlich ein Genüge thun könne, und daß die Werke, daran er einzelne Stücke tadelt, ihm im ganzen mehr gefallen. Es wäre endlich unverantwortlich gewesen, der Welt die Ermunterung vorzuent-

halten, die er von dem Gott des guten Geschmacks an alle Anwesende gehöret, und der ein jedweder ein kräftiges Gedeyen anzuwünschen sich verbunden halten wird:

Freunde, laßt mein Heiligthum
Nie durch falschen Witz entehren,
Helft in Deutschland, euch zum Ruhm,
Mein noch schwaches Reich vermehren.
Will den aufgeklärten Sinn
Thörichter Geschmack verdunkeln,
O so schaut und prüfet ihn.
Es wird alles an ihm funkeln.
Tolle Zier und falsche Pracht
Ist sein Merkmal. Drauf bedacht,
Er erlanget bald die Gunst
Geist- und witzvermeßner Thoren;
Ihn hat die verwegne Kunst
Und mich die Natur gebohren.

# V.

# In wie weit es erlaubt sey, Personen auf der Schaubühne mit sich selbst reden zu lassen.

Keine Gattung der Poesie sucht der Natur so nahe zu kommen, als die theatralische Dichtkunst. Der Poet ist zwar in allen Arten der Gedichte mit der Schilderung der Natur beschäftiget. Allein, wenn er gleich in einigen Stücken, z. E. in den Abwechselungen, in der würklichen Sprache der Leidenschaften

u. d. m. vor den Malern und Bildhauern einigen Vorzug gewinnen kann; so liefert er uns doch eben sowol, als jene, nur blosse Nachbildungen der Natur, und keine würkliche Urbilder. Auf der Bühne hingegen hat es ein ganz anders Ansehen. An statt daß uns der Dichter in einem Heldengedichte seinen Helden nur beschreibet; an statt daß er in den Satiren die Thorheiten nur abmalet und darüber spottet: so stellt er uns hingegen in den Trauerspielen den Helden würklich vor Augen; so läßt er uns hingegen in den Lustspielen die Thoren selbst würklich sehen und hören. Das sinnliche nimt uns dergestalt ein, daß wir kaum glauben, blosse Nachahmungen der Natur vor uns zu haben. Wir vergessen ganz und gar, daß das, was wir hören, die Sprache des Dichters sey. Wir denken nicht einmal an ihn, sondern wir lassen uns heimlich überreden, als wenn wir mit würklichen Urbildern der Natur zu thun hätten.

So leicht dieses den Zuschauern begegnen kann, so schwer fällt es im Gegentheil dem Dichter, sich selbst zu vergessen, und sich beständig zu erinnern, daß er nicht für sich, sondern in der Person anderer rede. Hieraus entstehen die meisten Fehler, die in den theatralischen Stücken wider die Wahrscheinlichkeit begangen werden. Nirgends aber wird dieselbe mit grösserer Strenge, als eben auf der Bühne gefordert. Und hiezu hat man Recht. Je näher diese oder jene Art unter den Gedichten der Natur kommen soll, je schärfer müssen die Regeln der Wahrscheinlichkeit darinn beobachtet seyn. Nun aber ist, wie ich vorhin bewiesen habe, der theatralische Dichter bemühet, gleichsam die Natur selbst auf der Bühne darzustellen; Er hat daher die richtigste Ursach von der Welt, für die Wahrscheinlichkeit seiner

Stückes, auch in den geringsten Kleinigkeiten, beständig zu sorgen.

Die meisten Stücke unserer heutigen Dichter haben hierinn vor den älterern einen merklichen Vorzug. Diese beobachteten auch nicht einmal diejenigen Regeln der Bühne, die ihnen die Natur fürschrieb, und darinnen dennoch alle Völker übereinstimmeten. Solches kann ihnen nimmer vergeben werden, wenn man ihnen auch gleich diejenigen schlechte Stellen zu gute halten will, deren Einrichtung auf den besondern Geschmack einer Nation ankömmt. Ich darf nicht alles Unnatürliche dieser alten Dichter unsers Vaterlandes anführen; Es ist uns bereits bekannt, und durch ihre grobe Fehler werden sich auch unsere heutige Dichter nicht mehr verführen lassen. Inzwischen hat sich doch auch in die neuen und so genannten regelmässigen Stücke der Schaubühne noch mancher unerkannter Fehler eingeschlichen. Ich rechne dahin auch dieses, wenn man ohne Einschränkung, und so wie es dem Dichter nur gefällt, eine Person ganz allein und mit sich selbst auf der Bühne reden läßt.

Der theatralische Dichter muß der Natur auf das allergenaueste folgen, und er ist nicht im geringsten, von derselben abzuweichen, berechtiget. Ein Satirenschreiber schweifet nicht nur bisweilen bis in das mögliche aus, sondern er hat auch in gewissen Fällen die Freyheit, so gar die Wahrscheinlichkeit zu verlassen. Auf der Bühne lassen die Zuschauer nichts anders gelten, als dasjenige, was sonsten in der Natur als würklich anzutreffen ist. Es wird demnach bey der Entscheidung dieser Frage darauf ankommen, ob es dem natürlichen gemäß sey, daß ein Mensch ohne Gesellschaft mit sich allein rede.

Hier

Hier müssen wir auf die Erfahrung acht geben. Ordentlicher Weise geschiehet es nimmer. Denn mit sich selbst reden ist ja eigentlich wider die Absicht, um derentwillen die Sprache erfunden ist. Führten wir nicht ein gesellschaftliches Leben, und hätten wirs nicht aus dem Grunde vonnöthen, andern unsere Gedanken mitzutheilen, so würden wir gar keine Sprache gebrauchen. Denn wir selbst sind uns unserer Gedanken bewußt, und bedürfen dahero nicht, uns dieselben durch äusserliche Zeichen allererst bekannt zu machen. Da wir aber des gesellschaftlichen Lebens, und folglich auch des Sprechens gewohnt sind, so geschiehet es, daß wir uns in gewissen Fällen der Sprache gebrauchen, da es nicht nöthig wäre'; und daß wir öfters mit uns selbst reden, um uns unsere eigene Gedanken desto deutlicher und lebhafter fürzustellen. Ich habe aus der Erfahrung nur zween Fälle bemerken können, darinn dieses geschiehet. Wir reden nämlich mit uns selbst, wenn wir uns entweder in einer starken Gemütsbewegung, oder auch in einem scharfen Nachdenken (*) befinden. In beyden Fällen sind wir



(*) Einige von meinen Freunden hätten mich beynahe überredet, noch die dritte Art der Selbstgespräche hinzu zu setzen. Sie beriefen sich auf ihre Erfahrung, und führten Exempel solcher Personen an, die bey ihren ordentlicheu Geschäften aus einer blossen Gewohnheit mit sich selbst sprächen, ohne daß sie weder in einer starken Gemütsbewegung, noch in einem scharfen Nachdenken stünden. Allein ich kan mich nicht entschlüssen, diese angeführte Selbstgespräche, als eine besondere Gattung zu betrachten. Zu der ersten Art, die aus einer starken Gemütsbewegung entstehet, können sie freylich wol nicht gerechnet werden, weil sie auch bey ganz stiller Verrichtung der ordentlichen Geschäfte geführet werden. Desto leichter aber lassen sie sich unter die andere Art bringen, die aus einem scharfen Nachdenken entspringet. Die blosse Gewohnheit kann

aus der ordentlichen, und sonst gewöhnlichen Verfassung unsers Gemüths gesetzt. Durch die Affecten können wir dergestalt aufgebracht werden, daß uns die Stärcke der Einbildungskraft ihren Gegenstand gleichsam vor Augen zu stellen scheinet. Wir glauben, das, was wir lieben, oder verlangen, oder hassen, oder verabscheuen, gleichsam vor uns zu sehen. Was ist alsdenn natürlicher, als daß wir in solcher Entzückung auch in würklichen Worten ausbrechen? Bey scharfen Nachdenken und langen Betrachtungen gehet es uns beynahe eben so. Wir durchforschen bey uns selbst alle Gründe; wir erinnern uns zugleich aller Einwürfe, die uns können gemacht werden. Der Eifer, unsern Satz zu behaupten, erhitzet abermal unsere Einbildungskraft. Wir sehen unsern Gegner vor uns; wir hören seine Einwürfe; wir widerlegen ihn.

Doch keiner wird sich bey diesem einsamen Sprechen, welches ich beschrieben habe, eine ordentliche zusammenhangende und ununterbrochene Rede fürstellen. So weit kann sich die Einbildungskraft wol nicht erstrecken, zum wenigsten habe ich in der Erfahrung keinen Fall von der Art bemerken können. Kurze Sätze, abgebrochene Worte, Reden ohne Zusammenhang, blosse Ausrufungen, und alles mit einem langen Stillschweigen untermischt; so habe ich die einsamen Reden gefunden, von denen

---

ohnmöglich, bey einer Person der Grund ihrer Selbstgespräche seyn. Man fragt sofort nach dem Grund, woher die Selbstgespräche bey ihr zur Gewohnheit geworden sind; Und da wird es allemal entweder auf eine starke Gemütsbewegung, oder auf ein scharfes Nachdenken ankommen. Die Gewohnheit kann bloß dieses dabey thun, daß wir, kraft derselben, durch ein schon nicht so scharfes Nachdenken, mit uns selbst zu reden, können aufgebracht werden.

denen ich geredet habe. Ich berufe mich auf meine Erfahrung, darinn mich der Beyfall vieler meiner Freunde bestärket hat.

Nunmehro müssen wir auf unsere theatralische Dichter kommen, und sehen, in wie weit sie in den einsamen Reden auf der Bühne die Natur entweder beobachtet, oder auch verlassen haben. Ihre Pflicht, der Natur aufs genaueste zu folgen, habe ich schon vorhin bewiesen. Nach derselben sind ihnen nur zwo Arten erlaubt, die Personen mit sich allein redend einzuführen. Allein sie haben es meistentheils alle in beyden Fällen zu hoch getrieben; ja sie sind gar zum Theil noch weiter gegangen.

Zuförderst können starke und heftige Gemütsbewegungen dem Dichter die Erlaubnis geben, eine Person einsam mit sich selbst reden zu lassen. Allein alle Stellen, die wir von dieser Art in den theatralischen Stücken finden, sind viel zu ordentlich, zusammenhangend und weitläuftig, als daß sie der Natur gemäß seyn sollten. Wenn mir noch irgend eine gefällt, so ist es des Herrn Quistorps Alcestes im vierten Aufzuge, da er über den Entschluß, ob Cimon oder Emir König seyn soll, irrig, unruhig und wütend wird. Es sind lauter abgebrochene Sätze; der Dichter läßt ihn bisweilen die Einwürfe oder die Gründe nur blos denken, und man höret nur, daß Alcestes sie beantwortet. Dieses alles stimmt mit der Natur ziemlich überein; und ich habe nichts darauf zu sagen, als daß die ganze einsame Rede gar zu lange dauret, und über etliche Seiten einnimmt. So viele Gewalt ich mir auch habe anthun wollen, so kann ich doch nicht von mir erhalten, daß mir der Verschwender und die Spielerinn des Herrn des Touches an den Stellen recht gefallen sollten, da der Dichter dieselben in ihrer

Verzweifelung einführet. Sie würden freylich so reden, wie der Herr des Touches sie hat reden lassen, wenn nur allererst bewiesen wäre, daß von solchen Leuten ganze Reden in der Einsamkeit gehalten würden. Ich bin noch nie so glücklich gewesen, solche vollständige Redner zu belauschen. Es ist wahr, die Zuschauer müssen wissen, mit was für Gedanken solche Leute, wenn sie in die größte Gemütsbewegungen gesetzet sind, umgehen. Und wie kann der Dichter ihnen solches auf einer andern Art bekannt machen, als daß er sie redend einführet. Allein warum müssen sie denn nothwendig einsam und mit sich selbst reden? Können sie nicht einen von ihren Vertrauten bey sich haben, dem sie sich ganz und gar entdecken? Und würde dieses nicht viel wahrscheinlicher seyn? Je weniger der Dichter die Personen reden läßt, wenn sie auf der Schaubühne alleine sind, und je sorgfältiger er überhaupt solche Einsamkeit zu vermeiden sucht; je mehrern Beyfall verdient er. Ich muß hier noch eine Stelle aus der Alziere des Herrn Voltäre anführen, die mir ziemlich gefällt. Alziere sagt dem Gusmann offenherzig, sie könne ihn nicht lieben, weil ihr Herz bereits vergeben wäre; er möchte sie daher nicht untreu nennen, sondern vielmehr nach einer gleichen Treue streben. Und hiermit gehet sie weg. Gusmann bleibt demnach allein auf der Bühne und spricht mit sich selbst;

In Wahrheit, dieser Stolz und diese Redlichkeit
Gefällt mir und bezwingt auch meine Grausamkeit.
Wolan, diß stolze Herz muß überwunden werden!
Es wird nicht schwerer seyn, als der Besitz der Erden!

Diese einsame Rede ist nicht im geringsten unnatürlich. Alzire ist sofort weggegangen; Gusmann hat ihr noch

noch gar nicht geantwortet; Er siehet ihr noch die Bühne hinter nach, und spricht dieses bey sich selbst, da er sie weggehen siehet. Dieses stimmt mit der Natur völlig überein, wenn Gusmann nur nicht seine Rede noch länger fortgesetzt hätte.

Hienächst hat der Poet auch Freyheit, Personen, die in einem scharffen Nachdenken stehen, mit sich selbst redend einzuführen. Allein wie diese Reden beschaffen seyn müssen, solches wird man bereits aus dem erkennen, was ich vorhin aus der Erfahrung angeführet habe. Hier fällt mir zu allererst die Rede des Cato ein, die ihn Addison kurz vor seiner Selbstermordung halten läßt, und die auch der Herr Gottsched beybehalten hat. Ich glaube gerne, und ich bin völlig überzeuget, daß Cato würklich so gedacht hat, als der Herr Addison ihn sich hatte ausdrucken lassen. Allein es kömmt mir in alle Ewigkeit nicht wahrscheinlich für, daß er eine würkliche und zwar so weitläuftige Rede sollte gehalten haben. Sie siehet einer ganzen Abhandlung weit ähnlicher, als den Worten eines Menschen, der mit sich selbst redet. Wer mich von der Wahrscheinlichkeit derselben überführen kann, dem werde ich Dank wissen.

Doch alles dieses ist noch lange nicht so arg, als wenn der Dichter eine Person auf die Bühne hintreten, und dieselbe eine lange und weitläuftige Erzählung hersagen läßt. Diesen Fehler kann ich unter unsern neuen thratralischen Dichtern keinen, als dem unter uns seit einiger Zeit berühmt gewordenen Dänischen Professor, dem Herrn Hollberg fürwerfen. Man hat diesen Mann seit einigen Jahren wegen seiner Lustspiele, ich weiß nicht wie, zu erheben gesucht, da in demselben doch sehr wenig von dem Regelmäßigen und von dem Feinen der franzö-

fischen Lustspiele zu finden ist. Ja er hat noch offenbare Thorheiten von den alten Comödienschreibern beybehalten. Es treten in seine Lustspiele Personen auf, die ganze Historien für sich allein, ohne daß sie wissen, wem, erzählen. Solche Erzählungen nehmen bisweilen ganze Seiten und Blätter ein. Eine jedes von seinen Stücken ist voll davon, und ich darf daher keine besondere Stelle anführen. Würden wir solche Erzählungen bey den alten deutschen Comödienschreibern antreffen, so würden wir gewiß die Worte: ad Spectatores! dabey finden. Dieser Worte schämet sich vielleicht der Herr Hollberg; in der That aber sind sie bey seinen Stellen eben so nöthig, wo er nicht ganz und gar ins Unnatürliche verfallen will. Denn wo trifft man jemals wol einen Menschen an, der in der Einsamkeit sich selbst eine weitläuftige Begebenheit, die ihn in gar keine Gemüthsbewegung setzt, erzählet? Es ist demnach nothwendig, daß solche Erzählungen an die Zuschauer gerichtet seyn müssen. Allein dieses ist wieder alle Regeln, und selbst wieder die Natur der Schaubühne. Die Personen, die auf derselben reden und handeln, reden und handeln für sich; und haben mit den Zuschauern gar keine Gemeinschaft. Würde man die Zuschauer mit ins Spiel mischen, so würde die ganze Begebenheit, die auf der Bühne fürgestellet wird, in die gröste Verwirrung gerathen. Die Zuschauer sitzen z. E. in Hamburg, und lassen sich von einem der würklich in Copenhagen ist, erzählen, was in seinem Hause vorgegangen sey! Kann man wol ärger wider die Wahrscheinlichkeit verstossen?

Endlich muß ich von den einsamen Reden der Personen auf der Bühne noch eine Probe anführen, die mir nicht gefällt. Man läßt, wenn würklich zwo Personen

auf

auf der Bühne stehen, und auch mit einander geredt haben, gleichwol mitten in solcher Unterredung, jede Person für sich selbst, und mit sich allein reden. Ich will eine Stelle aus einem sonst vortrefflichen Stücke, aus dem verheyrathenden Philosophen, des Herrn des Touches anführen. Der Marqvis von Lauret will gern die Ehre haben, daß ihn Celiante liebet; und sie suchet eben dies bey den Marqvis. Sie sind aber beyde willens, wenn nur einer von dem andern solches Bekenntniß allererst werde herausgelocket haben, sich einander den Korb zu geben. Nachdem nun hierauf diese beyde Personen sich untereinander betrogen haben, und eine jede, die andere zu lieben, versprochen hat; so reden sie eine ganze Zeit, eine jede mit sich selbst. Eine Person lacht die andere heimlich aus; keine höret, was die andere redet, ja nicht einmal, daß sie redet. Endlich beklaget sich der Marqvis über die Tiefsinnigkeit der Celiante; und Celiante thut eben das. Der Marqvis antwortet, er sey mit der Betrachtung ihrer Vollkommenheiten beschäftiget gewesen; Und eben das sagt auch Celiante. Die ganze Stelle, ist in dem 7ten Auftritt des 3ten Aufzuges. Ich weiß wol, daß der Herr des Touches diese Erfindung nöthig gehabt hat, um den Damon, welcher dem Gespräch heimlich, ohne daß er gesehen wird, zuhöret, zu unterrichten, was er von diesen beyden Leuten zu halten habe, als welcher sonsten wegen der Celiante, die seine versprochene Braut war, in die größte Eifersucht hätte gerathen können. Allein diese Nothwendigkeit an Seiten des Dichters macht die Sache selbst nicht wahrscheinlich. Ich glaube nicht, daß zwo Personen, wenn sie mit einander allein sind, dergestallt reden. Wenn die dritte Person dabey ist, so sagt man wol bisweilen derselben so et-

was heimlich zu, welches die andere nicht wissen soll. Ueberdem muß der Dichter auch mit den heimlichen Reden auf der Bühne sehr behutsam seyn, wenn er nicht die Wahrscheinlichkeit verletzen will. Es ist schwer zu begreiffen, wie man auf der Bühne heimlich reden könne, so daß es von der dabey stehenden Person nicht gehöret, hingegen von den weitentfernten Zuschauern verstanden werden könne. Einen theatralischen Dichter werden auch schon solche geringe Fehler angeschrieben.

# VI.

## Ob das Wesentliche eines epischen Gedichtes auf die Wichtigkeit und Vortrefflichkeit der Handlung, oder auf die Hoheit der Hauptperson ankomme;

## bey Gelegenheit des Trillerschen Gedichtes vom Sächsischen Kindermord.

### Meine Herren,

Ein berühmter Dichter unserer Zeiten ist in der nächst verflossenen Messe abermal mit einer poetischen Geburt niedergekommen. Er ist mit derselben bereits seit vielen Jahren schwanger gegangen; und da er sich aller Vermuthung nach dieser aus ihm selbst gebornen Frucht seines Witzes, seit eben so langer Zeit bewußt gewesen ist; so hätte man allerdings glauben sollen, er wäre schon längstens mit dem Namen fertig gewesen, womit diese Geburt am bequemsten könnte beleget werden.

Allein

Allein, was meynen Sie, meine Herren? Diese Frucht eines so witzigen und geistreichen Kopfes ist ohne Namen in die Welt erschienen. Es ist auch bereits alle Hoffnung verloren, daß sie einen Namen bekommen wird. Wie viel nachtheiliges liesse sich nicht hieraus für denjenigen Kopf schlüssen, aus welchem diese poetische Frucht so, wie ehemals die Minerva aus dem Gehirne des Jupiters, ist geboren worden. Ein gewisser Spötter hat bereits gesagt, der Dichter selbst habe sie für eine Mißgeburt erkannt, und daher vor Schrecken nicht schlüssig werden können, ihr einen Namen zu geben. Ich mache mich dieser Spötterey nicht theilhaftig. Dieses würde sich auch um so viel weniger für mich schicken, da meine Absicht ist, zu beweisen, der Dichter habe aus demjenigen Grunde, der ihn, seinener eigenen Bekäntniß nach, von der Benennung dieser poetischen Geburt abgeschrecket hat, sich abschrecken zu lassen, nicht nöthig gehabt.

Sie wissen ohne Zweifel schon, meine Herren, von wem ich rede. Es ist der Herr D. Triller, der uns nunmehro seinen längst versprochenen Sächsischen Prinzenraub auf saubern Papier mit schönen Kupfern geliefert hat. Fragen Sie mich nicht, unter was für eine Art von Gedichten derselbe gehöre! dieses ist eben, was der Herr Triller selbst nicht weiß. Er hat sich bey nahe entschlossen gehabt, uns derselben unter dem Namen eines Heldengedichts vorzulegen. Allein der schwarze Köler, die Hauptperson seines Gedichts, hat ihm solches wiederrathen. Ich tadle diese Entschlüssung an und für sich nicht. Der Herr Triller hat sehr wol gethan, daß er seinem Werke diese paar Buchstaben: ein episches Gedicht! nicht hat vordrucken lassen. Es ist überdem sehr spät, sich um den Namen eines Gedichtes allererst

bekün-

bekümmern, wenn es bereits geschlossen ist. Man kann alsdenn sehr leicht in der Benennung desselben unglücklich seyn; und ich zum wenigsten möchte mich nicht gerne den Namen eines solchen auf gut Glück geschriebenen Gedichtes zu bestimmen, gebrauchen lassen. Der Herr Triller, sage ich, hat demnach sehr wohl gethan, daß er seine Arbeit den Lesern nicht unter dem Namen eines Heldengedichts aufgedrungen hat. Er hat dazu sehr viele Gründe gehabt. Nur derjenige Grund, welchen er anführet, gefällt mir nicht. Er glaubt, die Person des Kölers sey nicht erhaben genug, die Hauptperson in einem epischen Gedichte abzugeben. Ich habe die Ehre, meine Herren, ihnen hierüber meine Gedanken zu eröffnen. Die Frage wird hierauf ankommen: Ob das Wesentliche eines epischen Gedichtes auf die Wichtigkeit und Vortrefflichkeit der Handlung, oder auf die Hoheit der Hauptperson ankomme.

Ich muß diejenige Hoheit allererst erklären, die der Herr Triller, von der Hauptperson eines epischen Gedichts verlanget. Die Hauptperson und die Haupthandlung eines solchen Gedichts sind eben mit einander in der genauesten Verbindung. Wenn demnach die Handlung diejenige wahre Grösse an sich hat, die zu einer Epopee erfordert wird, so muß aus derselben auch nothwendig derjenigen Person eine wahre Grösse zuwachsen, welche solche Handlung unternommen hat. Allein solche Hoheit scheinet diesem Dichter nicht zureichend zu seyn. Er fordert, so viel ich erkennen kan, von der Hauptperson eines epischen Gedichts eine solche Hoheit, die ihn entweder schon von seiner Geburt, oder doch von andern schon vorhin unternommenen wichtigen Handlungen eigen geworden ist. Und eben hiemit, meine Herren, kan ich nicht einig seyn.

Ich

Ich werde Ihnen nur sehr wenige Gründe, diese meine Meynung zu behaupten, erzählen; ich bin aber doch überzeuget, daß dieselben werden zureichend seyn.

Ich werde mit meinem Hauptbeweis den Anfang machen. Ich nehme denselben aus demjenigen Begriff her, welchen uns schon Aristoteles von einer Epopee gegeben hat, und in welchem alle bisherige Dichter und Kunstrichter mit demselben einig gewesen sind. Die Epopee ist die Nachahmung einer berühmten und wichtigen Handlung. Wo bleibt der Held, meine Herren? wo bleibt in dieser Erklärung der Held, auf den das Wesentliche eines epischen Gedichts ankommen soll? Mußte dieses Umstandes, wenn er so wichtig wäre, nicht in der Erklärung gedacht werden? Es ist wahr, Homer und Virgil, die beyden Meister in dieser Kunst, haben vielleicht manchen Dichter durch die Benennung ihrer Stücke verführet. Sie haben ihnen den Namen desjenigen Helden gegeben, welcher die Hauptperson ausmacht. Wie mancher wird sich dabey die Lebensbeschreibung eines solchen Helden, nicht aber nur bloß eine einzige wichtige Handlung desselben fürstellen? Eine richtige Prüfung dieser Meisterstücke wird uns lehren, wie genau sie sich an dem vorhin gegebenen Begriff des Aristoteles gebunden haben. Ich muß ihnen aber, meine Herren, noch einen andern Dichter vorstellen, der gleichfalls als ein Meister in dieser Art bekannt ist, und der durch seine Arbeit noch deutlicher die angeführte Erklärung rechtfertigen wird. Sie kennen Miltons verlornes Paradies. Wohin wollen wir dieses Gedicht bringen, wenn wir allein bey der Hoheit der Hauptperson wollen stehen bleiben? Wir können denselben ohnmöglich den Namen eines epischen Gedichtes versagen. Es

ist

ist die Nachahmung einer wichtigen Handlung; und diese Handlung ist so wichtig, daß sie sogar das ganze menschliche Geschlecht betrifft. Was wollen wir weiter von einem epischen Gedichte fordern? Nichtsdestoweniger fehlet in dem ganzen Gedichte ein Held nach dem Begriff des Herrn Trillers; ein Held, der sich durch grosse Thaten berühmt und unsterblich gemacht hat. Wollen wir mit dem Herrn von Voltaire den ersten Menschen zum Helden dieses Gedichtes annehmen; so müssen wir zugleich zugeben, daß kein elenderer Held in irgend einem epischen Gedichte gefunden werde. Er läßt sich vom Satan und von seiner eigenen Frau betrügen; er geräth in die betrübtesten Umstände. Oder soll der Satan die Hauptperson in diesem Gedichte ausmachen? Ich bin gar nicht dawider. Aber wo bleibt auch bey demselben, den Verworfensten unter allen Geschöpfen, die wahre Grösse und Hoheit eines epischen Helden? Sehen Sie demnach, meine Herren, in Miltons verlornen Paradise ein episches Gedicht, dessen Haupthandlung vor allen andern einer solchen Einkleidung würdig ist, und dem es gleichwol durchgehends an einen wahren und grossen Helden fehlet. Wie wäre dieses möglich, wenn das Wesentliche eines solchen Gedichtes auf die Hoheit der Hauptperson, und nicht auf die Wichtigkeit der Handlung ankäme?

Ich läugne gar nicht, daß es dem Wesen eines epischen Gedichtes gar sehr anständig sey, wenn die Hauptperson desselben von einem grossen und erhabenen Charakter ist. Ich behaupte nur dieses, daß dies letzte nicht schlechthin nothwendig zu dem Wesen einer Epopee gehöre. Es kömmt mehr auf die Handlung, als auf die Person an. Auf jene hat der Dichter zuerst zu denken,

ehe

ehe ihm dieser einmal einfällt. Dasjenige Heldengedicht geräth ohnstreitig am schlechtesten, dessen Verfasser sich schon einen Helden erwählet gehabt hat, noch ehe er einmal gewußt, was dieser Held für Thaten gethan. Die Sorge für so einen Helden führet den Dichter ganz und gar von der Ausführung derjenigen Handlung ab, davon er sich bereits einen Grundriß hätte machen müssen, nachdem er sich erinnert, daß eben dieser Held vor andern geschickt sey, dabey eine Hauptperson abzugeben. Aus so einem epischen Dichter wird ein blosser Historienschreiber; und anstatt wir bey ihm eine Nachahmung einer gewissen grossen Handlung lesen wollen, so finden wir bey ihm ohnvermuthet eine leere Lebensbeschreibung eines Helden, den wir schon aus andern historischen Schriften kennen. Mich deucht noch immer, daß Virgil selbst von diesen Fehler nicht ganz und gar frey sey. Sein Aeneas ist gar zu sorgfältig, uns bisweilen ganz kleine Umstände zu erzählen, darinn er sich vorhin befunden. Von dem Leben eines Helden in einer Epopee verlanget man weiter nichts zu wissen, als was unmittelbar zu derjenigen Handlung gehöret, die sich der Dichter recht prächtig auszumahlen fürgenommen hat. Sie sehen demnach, meine Herren, wo ein epischer Dichter von einen Historienschreiber unterschieden bleiben soll, so muß er nicht so sehr auf die Hauptperson seines Stuls, als auf die Hoheit und das Wunderbare derjenigen Handlnng sehe, die er uns beschreiben will.

Einen einzigen Einwurf muß ich noch anführen, der mir könnte gemacht werden. Er ist von gar keiner Wichtigkeit, ich muß ihn aber gleichwol hier beantworten. Mancher möchte sich an dem deutschen Namen stossen, den wir einer Epopee gegeben haben. Ein Heldengedicht, möchte

man denken, muß doch wol nothwendig von einen Helden handeln; von einem Mann, der sich durch grosse Thaten unsterblich gemacht hat. Ich weiß nicht, meine Herren, wie alt dieser Name sey, den wir auch im Deutschen gebrauchen, damit ein episches Gedicht zu benennen. Dieses weiß ich, daß das griechische Wort Epopee weit älter sey. Aristoteles gebraucht bereits dasselbe; und aus dessen eigentlicher Bedeutung läßt sich gar nichts folgern, was die Hoheit einer Hauptperson in der Epopee nothwendig machen sollte. Eine jede Erzählung könnte, Kraft der Abstammung dieses Wortes, den Namen der Epopee führen, wenn dieses Wort nicht bereits durch den Gebrauch einer gewissen Art von Gedichten eigen geworden wäre. Die griechische Benennung ist demnach weder für mich, noch wieder mich. Was aber den deutschen Namen eines Heldengedichts betrifft, so könnte ich freylich am leichtesten fertig werden, wenn ich sagte er wäre einer Epopee unbedachtsamer Weise gegeben worden, man hätte sich durch Homers und Virgils Ueberschriften verführen lassen, indem man geglaubt, eine Epopee sey ein zum Ruhm eines Helden verfertigtes Gedicht. Allein ich will so strenge nicht verfahren. Ich will vielmehr glauben, daß die Epopee mit zureichendem Grunde ein Heldengedicht sey genennet worden. Der erste, der diesen Namen gebraucht, hat ohne Zweifel seine Absicht nicht auf die Hauptperson des Gedichtes, sondern auf die Hoheit, auf das Vortreffliche, auf das Wunderbare derjenigen Handlung gesehen, die nach Aristoteles Ausspruch in einer Epopee muß ausgemahlet werden. Man erinnere sich hiebey des Begriffes, den die alten Griechen mit dem Namen eines Helden verknüpfet haben, so wird man leicht zugeben, daß eine

erhabene

erhabene, wichtige und wunderbare Handlung, auch ohne Absicht auf denjenigen, der sie verrichtet, gar wol den Namen einer heroischen Handlung führen könne.

Ich glaube, meine Herren, daß ich dasjenige bewiesen habe, was ich vorhin versprochen. Sie sind ohne Zweifel mit mir überzeugt, daß die Person des Kölers in der Historie vom Sächsischen Prinzenraub nicht zureichend sey, die ganze Handlung einer epischen Einkleidung unwürdig oder unfähig zu machen. Inzwischen muß ich dieses nochmal zum Ruhm des Herrn Trillers sagen, er verdiene demohngeachtet vielen Ruhm, daß er seine Arbeit für kein episches Gedicht ausgegeben. Werden Sie sich die Mühe geben, meine Herren, das Werk dieses Dichters selbst durchzulesen, so werden sie auch hierinn mit mir einerley Meynung seyn.

# VII.

# Eine Fortsetzung der Historie von den gleichgültigen Wörtern in der deutschen Sprache.

## S. das 8te Stück. S. 196.

### §. XII.

Die Ordnung unserer Erzehlung erfordert: daß wir nunmehro den berühmten und um die deutsche Sprache gar sehr verdienten und sehr gelehrten Schweizer, den Herrn J. J. Breitinger mit seiner Fortsetzung der critischen Dichtkunst anführen. Dieser gelehrte Professor hat in dem dritten Abschnitte dieses Buchs

seinen Lesern eine ziemlich weitläuftige und schöne Abhandlung von den gleichgültigen Wörtern und Redensarten mitgetheilet; worinn er theils den Ungrund und das ungereimte der gleichgültigen Wörter überhaupt zeiget, theils auch an einigen gleichgültig gebrauchten Wörtern die Probe giebet, wie selbige nach ihren wahren Unterscheid bestimmet werden können, und also unsere deutsche Sprache davon befreyet werden kann. Wir wollen den Innhalt dieses Abschnittes anführen, jedoch so, daß wir das erwegende nur ganz kurz berühren, bey den angeführten Proben uns aber etwas weitläuftiger aufhalten, und zugleich unser Urtheil anhangen.

## §. XIII.

Nach einer gegebenen Erklärung von den gleichgültigen Wörtern und auch geschehener Erinnerung, daß einige, besonders der Herr Heinecken in seiner Untersuchung vom Erhabenen Bl. 331. den Reichthum einer Sprache überhaupt, besonders der deutschen in der Vielheit solcher Wörter setzen, führet der Herr Breitinger an: daß der Grund dieses falschen Wahnes mehr auf die Gewohnheit und Verjährung als auf eine reife Ueberlegung beruhe. Bey einem so seichten Grunde wundert er sich nicht unbillig, daß diese Einbildung so lange unangetastet geblieben, bis der zürchische Zuschauer zuerst und hienächst der geschickte Verfasser in dem fünften Stück der Leipziger Beyträge diesen Irrthum angegriffen haben. Diesem Beyspiel zufolge zeiget nun der Herr Breitinger, wie dieser Irrthum theils ungereimt und wiedersinnig, theils höchst verdrüßlich ist. Das ungereimte setzet er darinn: daß es eben so verkehrt sey, wenn zwey Wörter einerley Bedeutung

haben,

haben, als wenn eine Seele in zweyen Leibern wohnen sollte. Es sind dergleichen Wörter nicht mal verschiedene Wörter, sondern nur verschiedene Töne und Zeichen einer Sache, welcher unnütze Vorrath nur das Gedächtniß beschweret. Der Satz der nicht zu unterscheidenden Dinge wiederstreite ebenfalls dem Begriff der gleichgültigen Wörter. Man eifert mit Grund wieder den Gebrauch fremder Wörter in einer Sprache, und will doch die gleichgültigen zugeben; Da doch alle die Gründe auch wieder diese streiten. Den Reichthum einer Sprache in einer Menge nichts unterschiedenes bedeutender Zeichen suchen wollen, hält der gelehrte Herr Verfasser eben so thöricht, als wenn man die wahre Vortrefflichkeit einer Bibliothec nach der Zahl der Bände schätzen wollte. Er setzet ihn vielmehr weit gründlicher in einer grössern Menge der Zeichen, wodurch mehrere absonderliche Begriffe ausgedrücket werden können. Das verderbliche aber setzet er darinn: daß man dadurch zu vielen unbestimmten und verwirrten Begriffen Gelegenheit bekommen, und in ein schädliches Wortgezänke gar leicht gerathen könne, da doch die vornehmste Vollkommenheit einer Sprache die Deutlichkeit sey. Es werden also rechte philosophische Köpfe erfordert, welche die Bedeutungen der Wörter bestimmen, und zur wahren Vollkommenheit eine Sprache bringen müssen. Die grossen Philosophen unserer Zeit, Leibniz und Wolf, wie auch die gelehrten Gesellschaften haben allerdings schon ein vieles dazu beygetragen; so hat auch der Wertheimischeller setzer eine Menge Begriffe und Wörter bestimmet und ausgemachet. Es mangelt iedoch auch in diesem Punkt noch vieles; weswegen denn der Herr Breitinger

auch einen kleinen Versuch einiger von der Gleichgültigkeit geretteter Wörter anführet.

§. XIV.

**Witzig** und **verständig** sind die beyden ersten Wörter, welche ihren Unterscheid nach bestimmet werden. Der **Witz** wird beschrieben als ein Vermögen des Geistes die sinnlichen Fürstellungen mit einander zu vergleichen, und die Uebereinstimmung in denjenigen, worinn sie von einander unterschieden werden, leicht wahrzunehmen. Der **Verstand** wird erkläret durch ein Vermögen, sich die Sachen deutlich fürzustellen und gründlich davon zu urtheilen. Denjenigen nun nennet er **witzig**, der dazu aufgeleget ist, daß er die Aehnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen kann; denjenigen aber **verständig**, der eine Fertigkeit besitzet von den Sachen gründlich zu urtheilen. Uns hat diese Bestimmung des Worts **Verstand** und **verständig** noch niemal gefallen wollen. Wie wollen wir das Vermögen überhaupt zu gedenken, ohne darauf zu sehen, ob es deutlich oder undeutlich geschehe, nennen? Und wie soll ein solches Ding heissen, welches ein solches Vermögen besitzet? Auf was Art will man nach der angeführten Erklärung den Verstand von der Vernunft und einen verständigen von einem vernünftigen mit Grunde unterscheiden? Wie will man doch die Kraft sich etwas fürzustellen, bey den unvernünftigen Thieren heissen? Und welches Prädicat will man selbigen deswegen beylegen? Unsere Meynung gehet vielmehr dahin. Die Kraft sich etwas fürzustellen überhaupt, wollen wir den Verstand heissen; und ein Ding, so diese Kraft überhaupt besitzet, wollen wir **verständig** nennen. Gehet dieser Verstand nur auf klare Begriffe, so soll er den allgemeinen

meinen Namen behalten, oder weil wir selbigen bey den unvernünftigen Thieren antreffen; so können wir ihn den thierischen Verstand heissen. Gehet er aber auf deutliche Begriffe, dadurch man die Verbindung der Merkmale mit den Dingen einsehen muß: so wollen wir selbigen die Vernunft und das Ding, welches selbige besitzet, vernünftig nennen. Wir gedenken und reden auf diese Art ordentlicher als sonsten, und werden auch von beiden gar leicht den Witz unterscheiden können, wovon wir die gegebene Erklärung überhaupt annehmen. Dieses sind unsere Gedanken in Ansehung der Sache selbst. Wir hoffen, daß es uns auch erlaubt seyn wird, annoch einige Erinnerungen wieder den Hrn. Breitinger anzuführen. Er nennet den Verstand ein Vermögen, verständig aber heisset er nur den, welcher eine Fertigkeit besitzet von den Sachen gründlich zu urtheilen. Das Vermögen und die Fertigkeit sind noch sehr weit von einander unterschieden. Warum springet der sonst gründliche Herr Verfasser von dem einem auf den andern? Derjenige, der einen Verstand, das ist ein Vermögen gründlich zu urtheilen hat, muß ja wol verständig heissen. Der Herr Breitinger sage mir doch, wie er einen solchen nennen will, wenn er den Namen eines verständigen nur demjenigen beyleget, der eine Fertigkeit besitzet. Wir können noch anführen, wie wir keinen Grund sehen, warum der Witz die Aehnlichkeit der Dinge allein wahrnehmen oder vergleichen und unterscheiden solle. Warum soll selbiger auch nicht die Dinge nach der bemerkten Aehnlichkeit und Unähnlichkeit gedenken, das ist verknüpfen und trennen? Eben so, wie die Vernunft den Zusammenhang der Dinge nicht allein einsiehet, sondern auch gedenket, so muß auch

der Witz die Dinge nach der Aehnlichkeit nicht allein wahrnehmen, sondern auch gedenken. Und warum soll ferner der Witz die Aehnlichkeit der sinnlichen Vorstellungen allein wahrnehmen? Auch die abgesonderten Begriffe haben eine Aehnlichkeit, welche wahrgenommen werden kann, und unsere Seele besitzet eine Kraft, solche zu gedenken. Warum wollen wir selbige nicht mit unter den Namen des Witzes begreiffen?

§. XV.

Es folgen die Wörter **Weisheit** und **Klugheit**, ein **weiser** und ein **kluger**. Die Bestimmung dieser Wörter ist nach dem Herrn Breitinger diese: Die **Weisheit** suchet und brauchet diejenigen Mittel, die uns am besten zu unsern Zweck bringen können; da hergegen die **Klugheit** nur dasjenige ausfindet und vermeidet, was uns von dem Zweck entfernen kann. Dieses ist das allgemeine. Hienechst eignet er dem Weisen und Klugen, wie auch der Weisheit und Klugheit gewisse Eigenschaften zu, wonach sie unterschieden seyn sollen. Der Weise, saget er, suchet den nächsten Weg, der kluge aber den sichersten, wenn selbiger gleich nicht der nächste ist. Die Weisheit sey erleuchtet, und die Klugheit mistrauisch. Die Weisheit redet von dem, was sie gründlich verstehet, und die Klugheit lehret, was man reden soll. Die Weisheit zeiget sich durch die Reden und Handlungen; aber die Klugheit findet auch im Schweigen und Unterlassen statt. So gedenket unser gelehrter Schweizer. Wir sind versichert, daß der Herr Breitinger nach der ihm beywohnenden Liebe zur Wahrheit nicht übel empfinden werde, wenn wir über seine Meynung frey unsere Gedanken eröffnen. Die angeführte Bestimmung gefällt

uns

uns ganz und gar nicht. Die Gedanken selbst sind nicht gründlich, und der Sprachgebrauch wird im geringsten nicht beobachtet. Wir wollen beydes beweisen. In dem allgemeinen Begriff von der Weisheit gestehet man, daß die Weisheit die besten Mittel zu einem Zweck zu gelangen gebrauche. Kurz aber darauf behauptet man, daß der weise den nächsten Weg, oder welches einerley, die nächsten Mittel zu seinen Zweck suche. Wo bleibet hie die Gründlichkeit der Gedanken? Sind denn die nächsten Mittel immer die besten? und ist der nächste Weg allezeit der beste? Brauchet also die Weisheit immer die besten Mittel, so muß auch ein Weiser immer den besten Weg suchen, er mag der kürzeste oder ein weiterer Weg seyn. Wir sind überzeuget, daß man die Güte eines Weges und eines Mittels nicht nach der Entfernung von dem wozu er führen und dienen soll, beurtheilen müsse. Man muß allerdings auch auf die Sicherheit sehen, und auf noch andere Umstände, wenn man den besten Weg dem schlechtern und das beste Mittel dem schlechtern vorziehen will. Ein Weiser muß also auch nothwendig den sichersten Weg und das sicherste Mittel suchen. Es setzet sich also auch der weise nicht leicht, das ist ohne Ursach, eben wie der Kluge, in Gefahr. Der angeführte Unterscheid eines Weisen und Klugen ist also in der Sache selbst gar nicht gegründet. Wir sehen auch gar keinen Grund, warum man von der Weisheit trennen will, daß sie dasjenige ausfinde, was uns von dem Zweck entfernen könne. Alles dieses gehöret mit zu den Umständen eines Mittels in diesem oder jenem Falle, worauf man nothwendig mit sehen muß, wenn man das beste Mittel suchen

will. Der weise folget der Leitung seiner Vernunft. Der kluge setzet sich nicht leicht in Gefahr. Stehet nicht das letztere als ein besonderer Fall unter dem ersten? Man trennet folglich solches ohne Grund. Wollte man die weisen und klugen als zwey entgegengesetzte Arten so gar ansehen von denen Leuten, welche durch ihren Verstand ihren Zweck sehen und erreichen, so bedenke man nur was folgen würde: nämlich daß ein Weiser sich leicht in Gefahr setzen, und daß ein kluger nicht der Leitung seiner Vernunft folgen müßte. Wir haben dieses nur erinnern wollen. Die Einsicht des Herrn Breitingers ist zu groß, als daß wir ihn diese an sich ungegründete Gedanken, welche jedoch aus seiner Meynung können gefolgert werden, beylegen sollten. Daß aber der Sprachgebrauch in der angeführten Bestimmung gar nicht beobachtet sey, solches wird ebenfalls nicht schwer fallen zu beweisen. Was ist bekannter, als daß man denjenigen klug heisset, der die besten Mittel gebrauchet, und ihn dem Narren entgegen setzet, der die schlechten Mittel dem besten vorziehet? Was höret man öfterer als dieses, daß ein Narr von allem mitreden wolle, ein kluger aber nur von dem rede, was er verstehet, welches aber der Herr Breitinger der Weisheit nur zuschreiben, und der Klugheit absprechen will.

## §. XVI.

Damit aber keiner uns mit Recht fürwerfen möge, daß es leicht sey, die Fehler anderer zu zeigen, selbige aber nicht verbessern, so wollen wir versuchen, ob wir nicht diese beiden Wörter **Weisheit** und **Klugheit** mit besserm Grunde bestimmen können. Unserer Meynung nach siehet die **Weisheit** auf die Erkenntniß und Erfindung, die **Klugheit** aber auf die Anwendung und

Ausübung. Die Weisheit ist eine Geschicklichkeit des Verstandes, zu einer wahrhaftig guten Absicht die geschicktesten und besten Mittel zu erfinden und auszumachen. Die Fertigkeit aber der Seele die besten Mittel zu einer guten Absicht ordentlich und gehörig anzuwenden und zu gebrauchen, ist die Klugheit. Ein Weiser bestimmet und erfindet die besten Absichten und die geschicktesten Mittel, ein Kluger aber suchet jene, und brauchet dazu diese Mittel. Ein Weiser erdenket und entdecket den besten und sichersten Weg zu einen wahrhaften Gute zu kommen; ein Kluger aber gehet denselben, weil er dazu führet. Die Weisheit bestehet in der Erwägung, und ist das theoretische; die Klugheit aber bestehet in der Ausübung, und ist das practische. Die Weisheit überhaupt kann also wol ohne die Klugheit seyn und angetroffen werden; niemal aber wird man die Klugheit wo finden können, wo nicht auf einige Art und Weise die Weisheit vorher gegangen ist. Wir sagen auf einige Art und Weise; weil man zuweilen auch denen eine Klugheit zuschreibet, welche die von andern ersonnene und nicht mal gründlich eingesehene Mittel anwenden, und zu ihrer Absicht gebrauchen. Wir gestehen gerne, daß diese Klugheit nicht rechter Art ist, und sie wird auch solchen Leuten nur deswegen beygeleget, weil man nicht wissen kann, ob sie nicht die Mittel zum wenigsten als die besten eingesehen haben. Sobald man aber erkennet, daß ein solcher ohne vorhergegangene Einsicht nur andern nacharbeitet; so bald gestehet man auch, daß seine Klugheit nicht weit her sey. Eine wahre und gegründete Klugheit setzet deswegen jederzeit eine Weisheit voraus. Bey einem Weisen kann man sich eines guten Raths erholen;

einen

einen **Klugen** aber kann man am besten etwas auszurichten gebrauchen. Untersuchet man dieses nur unpartheyisch, so wird man finden, daß die Sache selbst unsere Bestimmung billige. Auch der Sprachgebrauch ist auf unser Seite. Die Gelehrten sind von langen Zeiten her weise genannt worden, und dieses nicht ihrer Handlungen und ihres Lebens, sondern ihrer Erkenntniß wegen. Wir erkennen daraus, daß die Weisheit auf das erwägende nur sehen muß. Man nennet im Gegentheil den letzten Theil in der practischen Philosophie die Klugheit, weil sie zeiget, wie man es anzufangen habe, daß man seine wahre Glückseligkeit erreiche. Sie siehet also auf die Ausübung und auf das practische. Man saget daher beständig, daß die Weisheit zwar aus Büchern erlernet werden könne, allein die Klugheit müsse man sich durch die Erfahrung und eine öftere Uebung erwerben.

§. XVII.

Von den Wörtern **Schön** und **Artig** merket der Herr Breitinger an, daß schon der Aristoteles den Unterscheid derselben bemerket habe. Die Bestimmung davon ist folgende. Die Schönheit soll bestehen in einer Uebereinstimmung, Ordnung und Ebenmasse des Mannigfaltigen oder der Theile in dem Ganzen; dessen Einsicht ein wundervolles Ergetzen mit sich bringet. Dasjenige also, was schön heissen soll, muß weder zu groß noch zu klein seyn, damit wir es mit unsern Sinnen fassen können. Können wir es aber nicht vollkommen fassen, vermeynen aber doch darinn eine Vollkommenheit wahrzunehmen; so soll selbiges artig heissen; weil uns dünket, wie der Herr Verfasser redet, daß es die Art der gehörigen Vollkommenheit habe.

Die

Die Artigkeit ist demnach ein geringerer Grad und gleichsam ein Schatten der ergetzenden Vollkommenheit oder Schönheit. Die Schönheit soll sich vornehmlich beziehen auf die Vermischung der Farben, die Symmetrie der Glieder und Theile, der Lineamente und Züge; die Artigkeit aber auf die Lebhaftigkeit der Augen, ein angenehmes und zärtliches Wesen in der Stellung, den Gebehrden und der Bewegung. Derowegen kann die Schönheit ohne Artigkeit, und eine häßliche Person kann zuweilen artig seyn und artig thun. Wir wollen unsere Gedanken hinzu setzen. Ist die Artigkeit ein geringerer Grad der Schönheit; so ist dieser geringere Grad ganz unbestimmt, und wir werden auch keinen Maßstab angeben können, wonach wir den geringern und grössern Grad bestimmen können. Wir haben also auch keine Ursach, warum wir einen zu bezeichnen ein unterschiedenes Wort gebrauchen sollten; da der Begriff von der Sache selbst nur verwirrt ist. Weil auch ferner ein jeder grösserer Grad den kleinern in sich begreiffet; so muß ja nothwendig alles Schöne auch zugleich artig seyn. Wir können also gar nicht sehen, wie eine Schönheit ohne Artigkeit seyn könne. Wenn aber der Herr Verfasser die Artigkeit auf die Lebhaftigkeit der Augen ziehet, wie auch auf ein angenehmes und zärtliches Wesen in der Stellung, den Gebehrden und der Bewegung; so ist dieses erst etwas ganz besonders, so nur auf die Menschen gehet, dabey der allgemeine Begriff schon voraus gesetzet wird, und genau bestimmet seyn muß. Hienächst so möchten wir wissen, worinn dieses angenehme und zärtliche Wesen bestehen sollte; denn was dem einem angenehm und zärtlich fürkommt, das nennet der

andere

andere noch lange nicht so. Das Wort Artigkeit ist also gar nicht bestimmet. Unsere Meynung aber von diesen Wörtern ist folgende: Eine Vollkommenheit, in so ferne selbige empfunden wird und sinnlich ist, nennet man eine **Schönheit.** Dieser Begriff ist von allen Weltweisen schon festgesetzet. Er hat auch seinen Grund in der Sache selbst. Und der Name Schönheit ist ihm schon eigen geworden. Den Grad der Schönheit giebet man durch einige Nebenwörter **sehr** oder **wenig** zu erkennen: als, **diese Person, dieses Haus besitzet eine grosse und eine geringe Schönheit.** Alle Schönheit setzet eine Vollkommenheit zum Grunde, und erfordert daneben, daß selbige sinnlich sey. Je grösser und geringer also die Vollkommenheit eines Dinges ist, je mehr oder weniger sie empfunden werden kann, desto grösser und geringer ist also die Schönheit des Dinges. Wir können aber auch den sittlichen Handlungen der Menschen unmöglich ihre innere Vollkommenheit absprechen. Wir können auch nicht leugnen, daß selbige von den Menschen empfunden werden könne. Wir müssen also auch zugeben, daß den sittlichen Handlungen ebenfalls eine Schönheit beygeleget werden müsse. Da wir aber nicht sehr gewohnet sind, selbige schön zu nennen, jedennoch aber ein Wort gebrauchen, diesen Gedanken anzuzeigen, so werden wir uns hiezu am füglichsten der Worter **artig** und **Artigkeit** bedienen können. Die **Artigkeit** und das **artige** ist also nichts anders als die innere Vollkommenheit sittlicher Handlungen, so weit selbige sinnlich ist. Was man also bey den natürlichen Dingen die Schönheit heisset, das nennet man an den sittlichen Handlungen die Artigkeit; und das schöne an den natürlichen Dingen ist an den sittlichen

chen das artige. Und so ist alles genau bestimmet. Man wird auch nunmehro begreiffen können, wie die Schönheit ohne Artigkeit und die Artigkeit ohne die Schönheit auch bey denen Dingen, wo beide statt haben können, seyn könne. Eine häßliche Person kann artig, und eine schöne Person kann gar wol unartig seyn.

§. XVIII.

Es folgen die Wörter, **Liebe, Güte, Gnade und Barmherzigkeit,** wie selbige der Seel. Reinbeck in seinen gründlichen Betrachtungen über die Augspurgische Confession Th. III. C. 38. Bl. 33. bestimmet hat. Die **Liebe** ist eine Zuneigung des Willens zu einen Dinge selbigem Gutes zu gönnen und wiederfahren zu lassen. Sie ist eine **Güte,** wenn sie in der That bemühet ist, dem Dinge nach Möglichkeit gutes zu erzeigen. Findet sich diese Liebe und Güte bey einem höhern, und äussert sich selbige ohne Verdienst gegen den geringern, so heisset selbige eine **Gnade.** Beziehet sich aber selbige auf einen Elenden, so machet sie die **Barmherzigkeit** aus. Wieder diese Bestimmung haben wir nichts zu erinnern. Sie ist deutlich, und gründet sich auf die Natur der Dinge selbst. Nur dieses einzige wollen wir anführen, daß man von der **Barmherzigkeit** annoch das **Mitleiden** unterscheiden könne. Das **Mitleiden** ist die Liebe und eine Neigung einen Elenden zu helfen; Die **Barmherzigkeit** aber ist ein sich in der That nach Möglichkeit äusserndes Mitleiden, oder die Güte gegen die Elenden.

§. XIX.

Hierauf bestimmet der Herr Breitinger die Wörter, **allezeit, immer, beständig.** Allezeit siehet auf die

Verschie

Verschiedenheit der Zeiten und Gelegenheiten, Immer auf die Unterlassung, und Beständig auf den anhaltenden Fortgang. Wir sind mit diesem festgesetztem Unterscheide völlig einig. Nur möchte man sagen, daß der letztere zwischen Immer und Beständig gar zu gering sey, und daß der eine ohne dem andern nicht gedacht werden könne. Es scheinet dahero fast, daß das Wort beständig nicht als ein Beywort gebraucht werden solle; sondern, daß man an dessen statt das Immer eben angenommen hat. Will man aber diese drey Wörter als Beywörter gebrauchen, so wird man allerdings mit diesem kleinen Unterscheide zufrieden seyn müssen. Die angeführte Proben zu reden werden vielleicht dieses noch deutlicher machen können. Es ist allezeit gut arbeiten, aber es ist schwer immer über die Arbeit zu seyn, und beständige Arbeit schlägt den Menschen gar zu Boden. Niemand ist allezeit aufgeräumt, man kann sich nicht immer verstellen, beständig auf seine Glückseligkeit sehen ist nothwendig.

## §. XX.

Es folgen hierauf die Wörter, **wünschen, begehren, verlangen, gelüsten.** Es ist wahr, diese Wörter kommen in dem allgemeinen Begriff überein, da sie eine Neigung des Willens zu einen Gegenstand zu erkennen geben, welchen wir uns als gut fürstellen. Es ist aber auch wahr, daß man in dem gemeinen Leben fast immer bey diesem allgemeinen Begriff bestehen bleibet, und daher diese Wörter als gleichgültige in allen besondern Fällen gebrauchet. Es war also nöthig, daß man das besondere bestimmen möchte, wodurch diese Wörter von einander füglich können unterschieden

schieden, von ihrer Gleichgültigkeit gerettet, und wonach sie in besondern Fällen müssen gebrauchet werden. Unsers gelehrten Schweizers Bestimmung dieser Wörter bestehet in folgenden: "Gelüsten beziehet sich mehr„ auf sinnliche Gegenstände, welche uns durch ihre leb-„ hafte Vorstellung in der Phantasie Lust bringen, da-„ durch denn eben unser Wille gelenket wird, solche zu„ suchen. Begehren erstrecket sich auf allerley Gegen-„ stände, und zeiget eine Begierde an, einer Sache hab-„ haft zu werden, sie entspringet aus der Eigenliebe.„ Verlangen ist eine Ausstreckung des Willens gegen„ Dingen, die noch einigermassen von uns entfernet„ scheinen, dieselben zu erlangen. Und Wünschen„ gehet auf das Zukünftige, es bestehet in einer ruhigen„ Zufriedenheit, wenn man sich dasselbe als möglich vor-„ stellet, und entspringet aus einer günstigen Liebe zu sich„ selbst oder gegen andere.„ Dieses sind die Gedanken des Herrn Breitingers. Das übrige, was er annoch anführet, muß allerdings hienach beurtheilet werden. Wir müssen allerdings die Bemühungen dieses gelehrten Mannes loben; wir vermeynen aber keines Tadels würdig zu seyn, wenn wir frey bekennen, daß uns diese Bestimmung der angeführten Wörter nicht in allem gefalle. Wir wollen unsere Gründe davon anführen. Alle und jede Neigungen des Willens zu einen gewissen Gegenstand setzen voraus, daß selbiger noch entfernet sey, und unter die zukünftigen Dinge gehöre. Wir können also nicht einsehen, wie die Wörter Verlangen und Wünschen durch das entfernet seyn des Gegenstandes bestimmet, und von den übrigen unterschieden werden können. Der Besitz des guten oder des Gegenstandes, worauf die Neigung des Willens gehet, ist ja allezeit

etwas zukünftiges in Ansehung dessen, welcher sich solchen als gut fürgestellet hat. Wir sehen auch keinen zureichenden Grund, warum der Herr Breitinger das **Begehren** insbesondere aus der Eigenliebe, und so auch das **Wünschen** aus einer günstigen Liebe zu sich selbst herleitet? Die Liebe zu sich selbst oder die Eigenliebe ist ja ein allgemeiner Grund, woraus eine jede Neigung des Willens entstehet. Alle Neigung gehet auf etwas Gutes, welches unsern Zustand vollkommener machen kann; Folglich muß auch alle Neigung unsers Willens eine Eigenliebe zum Grunde haben. Es kann also selbige keinen Grund in sich enthalten, die eine Neigung von der andern zu unterscheiden, und als eine besondere zu bestimmen. Ueberdem ist das **Begehren** auch deswegen sehr schlecht erkläret und deutlich gemachet, weil wir finden, daß eben dasjenige Wort als ein Kennzeichen zur Deutlichkeit ist gebrauchet worden, welches doch erst bestimmet, und in Deutlichkeit gesetzet werden soll. Wir wissen ja noch nicht, welcher ordentliche Begriff mit dem Worte **Begierde** soll verbunden werden. Wie können wir also dieses Wort gebrauchen, wenn wir durch gewisse Merkmaale das **Begehren** anderen deutlich zu machen suchen? Begierden finden nur alsdenn statt, wenn wir etwas begehren. Wer von dem einem einen bestimmten Begriff hat, der muß ihn auch von dem andern haben: und wer noch nicht weiß, wie das eine Wort zu gebrauchen ist, der kann auch nicht wissen, wie er das andere recht gebrauchen soll. Es ist also unrecht, wenn man sich des einen bedienet, das andere dadurch klärer zu machen, und gewiß zu bestimmen. Dieses ist es, was wir mit Grunde an den Gedanken des Hrn. Breitingers vermeynen aussetzen zu können.

§. XXI.

## §. XXI.

Wir wollen nun auch unsere Gedanken von diesen Wörtern anführen, welche in der Hauptsache eben nicht gar sehr von den vorigen werden unterschieden seyn. Die Fürstellungen des Guten neigen unsern Willen, den Gegenstand zu suchen. Uns dünket, daß wir am füglichsten das **Begehren** so bestimmen können, daß dadurch überhaupt alle und jede Neigungen zu den Dingen bezeichnet würden. Die Neigung mag gegründet seyn oder nicht, sie mag eine deutliche oder undeutliche Fürstellung des Guten zum Grunde haben, sie mag auf sinnliche oder verständliche Dinge gehen, sie mag stark oder schwach seyn; wir verstehen alles unter dem Worte **Begehren**, und unter dem Namen einer **Begierde**. **Gelüsten** gehet nur auf das sinnliche, und zeiget nichts anders als dasjenige Begehren an, welches durch ein sinnlich fürgestelltes Gute erreget worden. Die Begierden werden also durch alles Gute; die Lüste aber nur durch ein sinnliches Gute rege gemachet. Die Begierden kommen also allen und jeden Menschen zu, sie mögen in Ansehung ihres Verstandes beschaffen seyn, wie sie wollen. Die Gelüstungen aber müssen nur denen beygeleget werden, deren Verstand keine deutliche Fürstellungen von dem, was gut oder böse ist, besitzet. Daher werden sie auch der Jugend als eigen beygeleget, daher heissen sie Lüste der Jugend, weil bey selbiger der Verstand noch nicht zu einer solchen Reife gelanget ist. Das **Verlangen** gehet eben so weit in Ansehung des fürgestellten Guten als das Begehren. Man verlanget sowol ein sinnlich als auch ein deutlich fürgestelltes Gute; man verlanget sowol entfernte als gegenwärtige Dinge, eben so, als man selbige begehret. Der Unterscheid aber

bestehet darinn, daß das Verlangen einen sehr grossen Grad der Begierde anzeiget, welcher mit einem Verabscheuen der Verzögerung das verlangte zu erlangen, verknüpfet ist. Das Verlangen zeiget also eine besondere Art des Begehrens an. Alles was wir verlangen, das begehren wir gleichfalls; wir verlangen aber nicht alles, was wir begehren. Nur ungestüme, heftige und ungeduldige Begierden geben ein Verlangen zu erkennen (*). Wir sehen also nicht, aus was Ursachen der Herr Breitinger das ungestüme als eine eigene Eigenschaft der Begierden habe anführen und setzen können. Nun müssen wir auch noch anführen, was wir durch Wünschen verstehen. Wenn wir eine Neigung zu etwas gutes bey uns finden, welches wir weder mit einer Gewißheit uns versprechen, noch mit einer Wahrscheinlichkeit

(*) Es ist uns nicht zu unbekannt, daß man im reden das Wort etwas verlangen, ganz allgemein gebrauchet, und eine jede Neigung des Willens dadurch zu erkennen geben will, als wenn man Z. B. den Willen durch eine Kraft das gute zu verlangen und das Böse zu verabscheuen erkläret. Wir können aber diesen Gebrauch gar nicht billigen, indem wir im Gegentheil einen andern anführen können, welcher immer etwas heftiges anzeiget, wenn man von einem Verlangen redet, als Z. B. mich verlanget meine Freunde bey mir zu sehen, es ist mir recht empfindlich, daß ich so lange warten soll. Dieses letztere ist gewöhnlicher, und weil wir kein anderes Wort haben, diese heftige Begierde anzuzeigen, so vermeynen wir einen zureichenden Grund zu haben, das Verlangen durch diesen Begriff zu bestimmen und einzuschränken. Dieses Verlangen zeiget also an eben dasjenige, was die Lateiner durch die Wörter desiderium, desiderari, zu erkennen geben. Wollen wir aber die Neigung des Willens überhaupt, oder was man im Lateinischen appetitum, appetere heisset, anzeigen, so können wir dazu am besten und bequemsten die Wörter Begehren und Begierde gebrauchen.

lichkeit vermuthen können, und selbige zu erkennen geben, so haben wir alles, was zu einem Wunsche erfordert wird. Ein Wunsch hat nichts gewisses, nichts warscheinliches, sondern nur bloß etwas mögliches zum Gegenstande. Das Gute, welches wir wünschen, ist so beschaffen, daß es nicht in unserer Gewalt ist, und so wird es auch von demjenigen fürgestellet, der da wünschet. Wir finden keine Ursach hievon Beyspiele zur Erläuterung anzuführen; sie sind unserer Meynung nach gar zu bekannt. Hiebey müssen wir noch anmerken, wie wir dasjenige, was der Hr. Breitinger davon anführet, keinesweges zusammen reimen können. Einmal saget er: Das Wünschen bestehe in einer ruhigen Zufriedenheit; Hiernächst aber führet er an, daß die Wünsche voll Furcht sind. Wir meynen immer, daß eines das andere aufhebe. Wir müssen noch eines anführen. Uns dünket, daß der Herr Breitinger noch ein Wort ausgelassen habe, welches man als ein gleichgültiges von denen schon erklärten ansehen muß, und welches auch fast ganz gleichgültig mit den meisten derselben in unserer Sprache gebrauchet wird. Wir meynen die Wörter, **wollen** und der **Wille**. Wir finden aber nicht Ursach uns hiebey weitläuftig aufzuhalten. Wir können ihre bestimmte und eigene Bedeutung so annehmen, wie schon längst unsere berühmteste Philosophen selbige eingeschränket haben. Der **Wille** ist eine Neigung des Willens, welche aus einer deutlichen Fürstellung des Guten entstehet, und **wollen** heisset nichts anders, als dasjenige Gute begehren, welches wir uns deutlich als gut fürgestellet haben. Diese Begriffe sind deutlich. Wir finden nicht nöthig, etwas hinzuzusetzen. Sollte es vielleicht einigen gefallen, die Wörter, **Wille** und **wollen** in einem ganz allge-

allgemeinen Verstande zu nehmen, wie es andere Philosophen lieber haben wollen; so würden alsdenn die Wörter, begehren, Begierde, gelüsten und Gelüstungen anders bestimmet werden müssen. Der blosse Sprachgebrauch kann uns in diesem Falle schwerlich zur Regel dienen. Wir finden selbigen ziemlich ungewiß. Da aber auch der gelehrte Sprachgebrauch nicht völlig einig ist in Ansehung dieser Wörter, so wird es uns keiner verdenken können, wenn wir sagen, daß die von uns angeführte Bestimmung der vorhabenden Wörter uns am besten gefalle. Sehen wir auf die Begriffe, so müssen wir allerdings gestehen, daß der Unterscheid derselben sich auf die Sache selbst gründe. Wir haben also auch einen zureichenden Grund, diese unterschiedene Begriffe mit unterschiedenen Worten auszudrücken und zu erkennen zu geben.

§. XXII.

Der tiefsinnige Herr Breitinger handelt hierauf von den Wörtern, **Nutzen, Gewinn, Vortheil.** Seine Gedanken gehen dahin, daß der **Nutzen** aus dem Gebrauch und Genuß der Dinge erwachse, der **Gewinn** sich auf den Reichthum und dessen Vermehrung beziehe, der **Vortheil** aber in einer Beforderung der Ehre und Beqvemlichkeit bestehe. Sowol die Sache selbst als auch einiger massen der Sprachgebrauch bekräftigen diese Gedanken unsers gelehrten Schweizers, und wir würden ohne Grund handeln, wenn wir uns selbigen wiedersetzen wollten. Es ist was bekanntes, daß man die Absicht eines Dinges, wenn selbige durch die würkliche Anwendung und den Gebrauch desselben in der That erhalten wird, den Nutzen nennet, welchen uns das Ding verschaffet. Dieser Begriff ist allgemein,

und

und schlüsset nichts besonders in sich. Der Nutzen siehet also auf alles, was wir durch den Gebrauch eines Dinges erhalten, und wodurch wir vermeynen, daß unsere Vollkommenheit befördert werden kann; es mag seyn Geld, Ehre, Lust, Beqvemlichkeit, oder was es nur will. Daß das Wort Gewinn nur einzig auf Geld und Geldeswehrt sehe, solches ist was bekanntes, und darf von uns nicht weitläuftig bewiesen werden. Alle Spiele geschehen um Geld, oder so etwas, was Geld werth ist, und der Gewinn, das Geld, ist eben das, was ein Spieler durch das Spiel zu erhalten suchet. Siehet man bey einen Spiel nicht auf das Geld, so will man auch nicht mal das Wort gewinnen gebrauchen. Daher ist die Redensart entstanden: Ich spiele gar nicht, daß ich gewinne, sondern nur daß ich die Zeit vertreibe. Das Wort **Vortheil** ist zwar ziemlich unbestimmt, indem wir aber in Absicht auf den Reichthum das Wort Gewinn schon durch den Gebrauch bestimmet finden, und keine deutsche Wörter mehr bekannt sind, wodurch wir die besondern Nutzen und Absichten der Dinge auf anderer Vollkommenheit anzeigen können; so haben wir allerdings Grund, alle diese Absichten der Dinge auf die besonderen Vollkommenheiten anderer Dinge, welche dem Reichthum und dem Gelde entgegen gesetzet werden, unter dem Wort **Vortheil** zu begreiffen, und also solches dadurch einzuschränken. Man erkennet hieraus unsere Gedanken von diesen Wörtern, und wir sind der festen Meynung, daß auch die Worte des Hrn. Breitingers nicht anders ausgeleget und verstanden werden müssen.

(Der Schluß folget künftig.)

) ◎ (

# Innhalt
## des neunten Stücks:


I. Die Wochenstube, ein Lustspiel des Herrn Prof. Hollbergs. pag. 227

II. Brief an den Herrn G ... s. 241

III. Gedanken von dem Numero in der Rede. 259

IV. Tempel des guten Geschmacks. 278

V. In wie weit es erlaubt sey, Personen auf der Bühne mit sich selbst reden zu lassen. 290

VI. Ob das Wesentliche eines epischen Gedichtes auf die Wichtigkeit und Vortrefflichkeit der Handlung, oder auf die Hoheit der Hauptperson ankomme; bey Gelegenheit des Trillerschen Gedichtes vom Sächsischen Prinzenraube. 300

VII. Fortsetzung der Historie von den gleichgültigen Wörtern. 307

# Critischer Versuch

## zur Aufnahme der Deutschen Sprache.

Zehntes Stück.

Greifswald
bey Johann Jacob Weitbrecht. 1744.

# I.

# Die Glückseligkeit der Hochzeitdichter.

## So bündig, daß eine Demonstration daraus könnte gemacht werden, erwiesen

von

## Marx Wünschler. (*)

---

**Hochedles und hochvergnügtes Brautpaar!**

Mein günstiges Schicksal hat mich in die angenehmen Umstände gesetzet, daß schon seit vielen Jahren nicht leicht eine nur etwas ansehnliche Hochzeit allhie vollzogen worden, an welche ich nicht durch meine Geschicklichkeit und Feder Theil genommen hätte. Es würde daher unverantwortlich seyn, wenn dieß ihr gegenwärtiges Hochzeitfest ohne mich sollte gefeiert werden. Und ich würde gewiß diesen Tag für verlohren schätzen, wenn mein Kiel nicht an demselben eine neue Probe seiner Fruchtbarkeit darlegen dürfte. Nur



---

(*) Ein Freund unserer Bemühungen erbittet für diese Gedanken, die als ein Schreiben an ein Brautpaar bekannt geworden, eine Stelle in unseren Versuchen, und wir schätzen sie derselben würdig.

ein wenig habe ich solches bey mir überleget; als der Schluß gleich fertig war, ich müste ihnen wenigstens einen gedruckten Bogen zur Hochzeit schicken: Und daß ich solchen würklich vollzogen habe, daran werden sie nun wol nicht mehr zweifeln. Denn eben diese Blätter selbst sollen meine Zeugen seyn. Es ist wahr, wir Hochzeitdichter entlehnen die Gelegenheiten zu unsern Arbeiten gemeiniglich gerne von der Freundschaft und Verwandschaft mit dem Brautpaare, deren wir uns zu rühmen haben, oder auch von der Dankbarkeit, die wir demselben für Liebe, Gewogenheit und Wolthaten schuldig sind. Allein ich will von dieser unserer Mode für dießmal etwas abgehen, und mich dieses Vorwandes nicht bedienen. Sie wissen selbst am besten, was für eine Art der Verbindung sich unter uns findet, und wie weit solche gehet. Genug! ich will mich gegenwärtig einzig und allein auf das Recht berufen, welches ich auf alle vornehme Hochzeiten habe, und welches ich nunmehr schon seit langer Zeit geruhig besitze. Noch niemalen habe ich demselben nur das geringste vergeben: Und damit ich es auch jetzt behaupten möchte, so haben diese Blätter unter die Presse gemust. Mißfällig werden ihnen solche auch unmöglich seyn können. Man hat sich noch allemal gegen mich für jeden Bogen bedanket, den ich auf eine Hochzeit geliefert habe. Nun will ich zwar nicht sagen, daß auch sie sich dafür bedanken sollen: Allein, die Wahrheit zu gestehen, so hoffe ich es doch. Und daraus schliesse ich zum voraus, daß ihnen meine Arbeit werde angenehm seyn. Auf solche Art wäre es zwar nicht nöthig, um eine geneigte Aufnahme derselben zu bitten. Jedoch, um den Wolstand zu beobachten, und mich ein wenig kleiner auszugeben, als ich würklich bin: so ersuche ich sie hiemit gehorsamst,

meine

meine wenigen Bemühungen mit geneigten Augen, und als ein Zeichen meiner aufrichtigen Ergebenheit anzusehen; den zahlreichen Fehlern aber eine liebreiche Verzeihung wiederfahren zu lassen.

In so weit wäre der Eingang also gemacht: Hochvergnügtes Brautpaar! aber damit noch nicht geschlossen. Denn ehe ich mich anschicke, den Erweis zu führen, welchen ich ihnen auf dem Titel versprochen habe, so werde ich mich noch vorher erst über einige Stücke zu erklären haben. Vermuthlich wird ihnen sowol als den sämtlichen vornehmen Hochzeitgästen ein Hochzeitdichter in Prosa, und ich mit einer Schrift ohne Reimen, ziemlich zweydeutig anscheinen. Vermuthlich werden sie sich wundern, daß ich von der Glückseligkeit der Hochzeitdichter, und nicht vielmehr von den Vortheilen des Ehestandes handle. Meine Schuldigkeit erfordert also, ihnen aus aller Verwirrung herauszuleuchten, und die Ursachen zu entdecken, warum ich mich entschlossen, in ungebundener Rede bey einer Hochzeit zu schreiben; da ich mich doch sonst mein Lebtage nicht so weit heruntergelassen: Und dann, warum ich mir eben den Hauptsatz gewählet, welchen sie in dem folgenden werden ausgeführet finden. Von dem letztern will ich den Anfang machen.

Schon wieder eine Hochzeit vor der Thür! und noch dazu eine vornehme Hochzeit! So gedachte ich, wie ich hörete, daß ihr Hochzeitfest auf den 15. November angesetzet sey; Und darauf folgten meine Gedanken in der zierlichsten Ordnung auf einander. Schon wieder eine vornehme Hochzeit! Schon wieder ein offenes Feld für deine Muse! Warlich! es wird doch kein Handwerk häufiger und eifriger getrieben als das Hochzeitmachen. Und welch ein Glück für die deutsche Poesie! Eben da-

durch wird sie auf dem Gipfel erhalten, den sie bisher rühmlichst behauptet hat. Eben dadurch bekommst du und so viele Dichter reichliche Arbeit. Gleich verfiel ich in eine tiefsinnige Betrachtung über die Verdienste der Hochzeiten um die Dichtkunst der Deutschen: Und diese schien mir so erbaulich zu seyn, daß ich mich beinahe entschlossrn hätte, alle diese Verdienste der Hochzeiten mit lauter Reimen zu erzählen. Jedoch als ich denselben ein wenig weiter nachdachte: so befand ich, daß wir Hochzeitdichter davon den grösten Ruhm und die wichtigsten Vortheile hätten, und daß solche mit unserer Glückseligkeit nur gar zu genau verknüpft wären. Und also kam ich mit meinen Gedanken von den Verdiensten der Hochzeiten auf die Glückseligkeit der Hochzeitdichter. Zweene allerliebste Hauptsätze! von welchen einer nothwendig muste ausgeführet werden. Und welchen solte ich wählen? Ich entschloß mich gar bald, dem letztern den Vorzug zu geben, und solchen abzuhandeln. Und diesen Entschluß beförderte eine kleine Eitelkeit, die mir niemand verdenken kann; oder damit ich dem Kinde einen Namen gebe, ein recht edler Ehrgeitz. Jedermann muß aus eigener Empfindung wissen, daß nichts das Vergnügen übertrift, welches man daraus schöpfet, wenn man sich in Gedanken mit der Abbildung seiner eigenen Glückseligkeit beschäftiget, weñ man sich mit andern darüber besprechen, u. wenn man Leuten, die solche entweder nicht wahrnehmen, oder doch nicht einsehen wollen, davon einen klaren Begriff und eine zulängliche Ueberzeugung beybringen kann. Mit mir ist es nicht anders beschaffen. Kein Mensch kan sich so grosse und süsse Vorstellungen, als ich, von der Glückseligkeit machen, deren ich und alle Hochzeitdichter geniessen. Ich hange denselben begierigst nach, und freue

mich herzlich darüber, und sehe es als eine besondre Gunst des Himmels an, daß er mich zum Hochzeitdichter hat lassen gebohren werden. Allein ich wünschte auch dabey, daß auch Sie, daß alle, daß insonderheit einige Sauertöpfe, die den Hochzeitdichtern nicht gut sind, und wieder solche beständig murren, eben so überzeugt, als ich, von unsrer Glückseeligkeit seyn möchten. Was würde mir das nicht für ein Ruhm seyn, wenn mich die ganze Welt für einen glückseeligen Menschen erkennen müste? Wie könte ich aber diese Absichten besser erhalten, als durch eine eigne Abhandlung von dieser meiner und aller Hochzeitdichter gepriesenen Glückseeligkeit? Es blieb also dabey, daß ich solche gleich bey der ersten Gelegenheit dieses ihres Hochzeitfestes vornehmen wolte. Dennoch aber bin ich nicht gesonnen, Ihnen, Hochvergnügtes Brautpaar! die Ausführung des andern Hauptsatzes zu entziehen. Sie haben zu dessen Erfindung durch ihre heutige Verbindung Anlaß gegeben: daher bleibt Ihnen billig auch die Abhandlung desselben von mir vorbehalten. Heute über funfzig Jahre, an dem Jubeltage Ihrer Hochzeit werden Sie unfehlbar von mir die Verdienste der Hochzeiten um die Dichtkunst der Deutschen von mir zu lesen bekommen.

Sie wissen nunmehr, **Vergnügt-verliebtes Paar!** warum ich von der Glückseligkeit der Hochzeitdichter handle. Nichts ist mehr übrig, als daß ich ihnen auch entdecke, warum ich solche nicht nach meiner alten Gewohnheit besinge, sondern in ungebungener Rede erweise. Ich leugne nicht, daß es mir sehr schwer gefallen, mich selbst und die Reime so weit zu verleugnen; allein ich ward beynahe dazu gezwungen. Der Schluß stand einmal bey mir feste, die Glückseligkeit der Hochzeitdichter so vorzutragen, daß ich zugleich sie alle davon überzeugen, und

unsere Feinde zu Schanden machen mögte. So etwas bin ich aber nicht im Stande auszurichten; so bald meine Arbeiten Reime und Füsse bekommen. Da pflege ich mich in der Wahl und Anordnung meiner Gedanken gänzlich den Reimen zu überlassen. Alsdenn aber folgen solche auch in solch einer allerliebsten Ordnung auf einander, daß der beste Logicus aus dem ganzen Gedichte nicht einen einzigen förmlichen Schluß herausbringen solte; ohngeachtet zuweilen wol zehn und mehrmal mit ausdrücklichen Worten **Denn** und **Weil** darin steht. Ich sahe also schon zum voraus, daß ein gereimter Erweis von der Glückseligkeit der Hochzeitdichter wenig Erbauung und gar keine Ueberzeugung stiften; den Spöttern der Hochzeitdichter aber, anstatt solche zu bekehren, nur neue Gelegenheit zur Satyre geben würde. Füsse, Sylbenmaaß und Reime musten daher, so sauer mir solches auch einging, nur zurück stehen, und mein Erweis ganz frey und ungebunden einher treten.

Jetzt ist es hohe Zeit, daß ich dazu den Anfang mache. Ohne Zweifel wird ihnen die Vorrede schon gar zu lang zu seyn dünken, und vielleicht haben Sie Recht, mir solches vorzuwerfen. Allein bedenken Sie nur, daß ich ein Hochzeitdichter bin; daß wir Hochzeitdichter insgesamt gerne lange Vorreden lieben; und daß es mir also nicht möglich gewesen, von einer Methode abzugehen, dazu ich mich schon von langen Jahren her gewöhnet habe. Die Herzbrechenden Seufzer an den **Phöbus**, die Zänkereyen mit den neun Schwestern, die Ermunterung des **Pegasus** die Beschreibung meiner poetischen Armuth, womit ich gemeiniglich in meinen Hochzeitgedichten die Scene eröfne, füllen mir allezeit drey bis vier Strophen: Der übrige Theil des Gedichtes aber wird nicht leicht über

eine

eine Strophe länger. Sie sehen hieraus, daß bey den Kindern unsers Geistes ordentlich der Kopf beynahe so groß, wie der Körper selbsten ist. Und warum solte ich denn iezt verbunden seyn, eine Mißgeburt mit einem kleinern Kopfe zur Welt zu bringen? Nach unsrer alten hergebrachten Gewohnheit solte derselbe billig noch grösser seyn, wie er würklich ist. Allein ich will mich für dißmal bezwingen, und ihnen die Glückseligkeit der Hochzeitdichter nunmehr in ihrem hellen Glanze sehen lassen. Ich will Ihnen die Hochzeitdichter als heldenmüthige Verfechter des Deutschen Ruhmes, als Leute, die bey einer Arbeit ohne Ende der Bequemlichkeit zu geniessen wissen, als Stützen wieder den gänzlichen Verfall des Policeywesens schildern. Und wer weiß, was ich sonst noch hinzusetze, dadurch sie sich werden genöthiget finden, mit einer ehrerbietigen Verwunderung auszurufen: Glückselige Hochzeitdichter!

Ich verspreche Ihnen vieles; aber ich gedenke auch vieles zu halten: Und vielleicht leiste ich noch mehr, als ich verspreche. Lassen Sie mich nur vorher eine vollständige Abbildung von einem Hochzeitdichter machen. Denn ob ich gleich gerne glaube, daß Sie bey dem zahlreichen Schwarm von Hochzeitdichtern, der um Ihnen her wimmelt, schon einen ziemlich klaren Begriff von uns haben werden: So ist mir doch bange, Sie möchten das eigentliche Wesen eines Hochzeitdichters nicht deutlich genug einsehen; und darauf beruhet doch die Stärke meines Beweises. Ich will Ihnen solches daher sorgfältig aufdecken, und zu dem Ende von meiner eigenen Person eine kleine Beschreibung geben. Ich kenne mich selbst, ohne Ruhm zu melden, vollkommen gut; ich kenne auch meine Collegen und Mitarbeiter bey Hochzeiten. Ich weiß, daß diese mir, was die Hochzeitgedichte betrifft,

vollkommen ähnlich sind, und sich einerley Methode mit mir bedienen. Wenn ich mich also charakterisire: Wenn ich Ihnen erzähle, wie ich es mit meinen Hochzeitgedichten mache: so ist es eben so gut, als wenn ich sagte: Das ist der Charakter der Hochzeitdichter überhaupt, und so machen sie es alle. Diß ist aber mein Charakter.

Ich bin ein Mensch von sehr liebreichem und gutem Gemüthe, der einen jeden, insonderheit aber junge Eheleute vom Stande, gerne glücklich sähe, und den die Vorsicht ausdrücklich dazu in die Welt gesetzet hat, daß er mit unzähligen Wünschen, die von lauter Glück schwanger sind, vornehme Bräute und Bräutigams zu Bette singen soll. Es fehlet mir auch weder an Muth, noch Fleiß, noch Geschicklichkeit, diese Absichten des Himmels und meine Pflichten zu erfüllen. So bald nahet sich nicht der Tag einer nur etwas ansehnlichen Hochzeit heran: So singe ich schon mit heller Kehle; und wenn mich gleich die Reihe nicht trifft zu singen: so laß ich mich doch von andern dazu bestellen, und singe im fremden Namen. Das Hauptwerk aber und der wesentliche Theil meines Gesanges ist der Wunsch: und dieser kan unmöglich wegbleiben: und dafür sorge ich vor allen Dingen. Doch ohngeachtet die Hochzeitwünsche eine ganz besondere Art der Wünsche ausmachen; so kostet es doch keine grosse Künste, sie zu finden. Auf den Hochzeittag folget die Brautnacht; auf diese die beständige Vereinigung beider Personen und ihrer Schicksale; und alsdenn bleibt nach dem ordentlichen Lauf der Natur die Vermehrung des Geschlechtes auch nicht aus. Ich weiß also den Augenblick, was mein Wunsch für Objecte hat. Ich wünsche dem Brautpaar eine süsse Nacht, und in derselben ein volles Maaß von Wollust. Ich wünsche einen friedfertigen

fertigen und vergnügten Ehestand; und über dem noch wenigstens so viel Glückseligkeit, daß der dritte Theil des menschlichen Geschlechts sich zur Noth damit begnügen könte. Ich wünsche endlich auch eine Anzahl glaubwürdiger Zeugen ihrer Fruchtbarkeit, volle Wiegen, Kinder und Kindeskinder; und diesen dabey zum voraus, daß sie wol gerathen, und ihrer Eltern mögen würdig werden. Dieß ist meine Hauptarbeit bey einem Hochzeitgedichte: dennoch aber findet sich neben her noch sehr vieles zu beobachten. So trocken und gerade zu kan ich mit meinem Wunsch nicht hervorrücken; ich würde sonst gar zu bald zu Ende kommen, und das Carmen ziemlich kurz werden. In einem Paar Strophen, oder auch in zehn bis zwölf Reihen von sechs Füssen, lässet sich schon sehr vieles wünschen: und ein Hochzeitgedicht von zwey Strophen oder zwölf sechsfüssigen Zeilen, würde doch nur gar zu mager und unansehnlich aussehen, und eben keine bessere Parade machen, als Don Quixottens Rossinante; zu geschweigen, daß auf solche Art die Hochzeitgedichte ziemlich einförmig und allesamt auf einen Schlag gerathen würden. Daher muß ich denn mit meiner Hauptabsicht noch andere Nebenabsichten, die hauptsächlich auf die Belustigung des Brautpaares und der Gäste hinaus laufen, verbinden, um meine Gedichte etwas weitläuftiger und prächtiger zu machen: Und dazu fehlet es mir nimmer an Kunstgriffen. Entweder ich halte mich an das Lob des Brautpaares und ihrer beyderseitigen Wahl, und ergreiffe die Gelegenheit, ihnen unvermerkt einen Haufen von angenehmen Schmeicheleyen vorzuleyern; oder ich bringe einige Nachrichten aus dem Reich der Liebe bey, und erzähle, was sich Venus und ihr Sohn für Mühe gegeben, bis sie den Bräutigam verliebt

liebt gemacht, und die Sprödigkeit der Braut bezwungen haben: oder ich mache ein schematisch Hochzeitgedicht, und stelle das Hochzeitmachen unter irgend einem Bilde vor; oder ich ruffe auch eine gelehrte Untersuchung einer Frage, die sich etwa einiger massen auf eine Hochzeit ziehen läsłet, zu Hülfe. Bald verwandle ich die Braut in eine Schäferin, und den Bräutigam in einen Schäfer: mich selbst aber in ein Paar Hirtenleute, die über die Verbindung des Schäfers und der Schäferin ihre Glossen machen. Bald verkleide ich mich in einen Waldteufel, u. mache entweder so feine Satyren, daß sich niemand darunter getroffen findet, oder gar Pasquille. Bald krahme ich mit Quodlibeten, die desto ehe belustigen, u. ein Gelächter nach sich ziehen, je mehr ich mich hüte, nur einen Satz dahinein zu bringen, der nicht im höchsten Grad abgeschmackt ist. Bald raset mein Gedicht wie eine Ode; bald ist es so bunt wie eine Cantate; bald jammert es, wie eine Elegie; bald siehet es so gelassen und natürlich aus, wie eine Epistola ad Familiares. Auf allen Seiten aber ist es mit Reimen und Füssen gezieret, und den Schluß macht allezeit der Wunsch das Wesen eines Hochzeitgedichtes.

Nach diesen Begrif wird man uns Hochzeitdichter beurtheilen müssen: wenn man ein gegründetes Urtheil von uns zu fällen gedenket. Es ist wahr, meine Beschreibung ist prächtig genug abgefasset: allein ich habe die Wahrheit dabey auf meiner Seiten. Ich bin viel zu aufrichtig, als daß ich mir selbst, oder meinen Mitbrüdern, auch nur in dem geringsten Stücke schmeicheln könte. Daher habe ich mich, und in meiner Person zugleich alle Hochzeitdichter ohne alle Vergrösserung so abgeschildert, wie wir würklich beschaffen sind. Wenn ich also diese Abbildung von uns zum Grunde meines Erweises lege:

so

so werde ich nun ja wohl aus unleugbaren Gründen die Glückseeligkeit der Hochzeitdichter erweisen.

Zuerst berufe ich mich auf die Ehre, welche die Hochzeitdichter der gantzen Deutschen Nation, wo nicht erwerben, doch wenigstens erhalten. Wer weiß nicht? wie weit der Engelländer seinen Hochmuth, und der Franzose seine leichtsinnigen Spöttereyen in Verachtung unserer Landesleute treibt. Wer weiß nicht? daß, wenn der Ausspruch derselben gelten solte, die Deutschen das dummeste Volck unter der Sonnen seyn müsten. Und worauf gründen sie solchen? Auf nichts, als auf die Armuth der Deutschen an Werken des Geistes und der Scharfsinnigkeit; insonderheit auf den Mangel tüchtiger Dichter unter ihnen. Die Lästerung ist hart und unverantwortlich; Und unsere Deutschen thun recht, daß sie solches nicht an sich kommen lassen. Das beßte ist, daß wir eine recht grosse Menge von poetischen Schriften, und die noch dazu grösstentheils recht starke Bände ausfüllen, aufweisen können. Denn darauf kommt es eben an, und dadurch können wir am besten dem Verdacht der Armuth an Werken des Geistes von uns ablehnen. Wir häufen aus den Schriften unsrer Dichter einen Wall zusammen, den die stolzen Britten nicht übersehen können, und der uns bedecken muß, daß uns die Französischen Verleumdungen nicht treffen können: Auf solche Art wird der Ruhm der Deutschen auch von der Seite in völlige Sicherheit gesetzet. Wem wird man solches aber mehr zu verdanken haben, als uns Hochzeitdichtern. Wodurch sind die Schriften unsrer Dichter, diese einzigen Retter der Deutschen Ehre, so zahlreich und so vollständig geworden? Man nehme die Sammlungen

solcher Dichter zur Hand, die sich entweder an die Hochzeitgedichte nicht gewaget, oder solche doch nicht ihren übrigen Gedichten haben beydrucken lassen. Was ist Canitz? was ist Haller? was ist Hagedorn? kleine unansehnliche Bänder sind es, die kaum eines Fingers Dicke haben. Man sondere in Gedanken von denen andern die Hochzeitgedichte ab: Was übrig bleibt, wird eben so ansehnlich, wie die vorigen seyn. Und wer weiß, ob nicht alsdann eine ziemliche Anzahl unsrer handfesten Dichter beynahe gänzlich werde unsichtbar werden. Wir! wir Hochzeitdichter sind die Leute, die poetische Schriften erst recht ausfüllen und starke Bänder verschaffen. Und das ist ganz natürlich zu begreifen. Ein Dichter erwähle eine Art von Gedichten, welche er wolle: So wird er doch allemal erst auf Fälle warten müssen die seine Muse aufwecken, und seinen Pegasus anspornen! und das gehet bisweilen nur langsam zu. Uns Hochzeitdichtern hingegen fehlet es nie an Gelegenheit. Die Helden, die löblichen Regenten, die Weisen, die Tugendhaften, die Eroberungen, die Siege, die Friedensschlüsse, und alles, was sonst noch Dichtern Stof zum Singen geben muß, wenn man es gleich zusammen rechnete: würde doch lange noch nicht an die Zahl der Hochzeiten reichen, die alle Jahr vollzogen werden; gesetzt auch, daß die Rede bloß von Vornehmen Hochzeiten sey. Was Wunder denn? da wir Hochzeitdichter uns einzig und allein an Hochzeiten halten; und dennoch aller Orten um uns her eine Menge von Hochzeiten vorfindent Was Wunder? daß unsre Muse in beständiger Arbeit, und unser Feuer in voller Gluth bleibt. Was Wunder daß wir allein der Deutschen Nation dreymahl mehr

Gedichte

Gedichte, als alle übrige Dichter zusammen genommen, liefern, und die Sammlungen Deutscher Poeten erst recht ausstopfen. Was Wunder? wenn wir Hochzeitdichter mehr, als sonst jemand die Stärke der Deutschen in der Poesie handgreiflich darthun, und durch die Menge unsrer Gedichte das großsprechende Engelland stumm, und das leichtsinnige Frankreich schaamroth machen.

Doch vielleicht ist es nicht genug, daß Deutschland seine Poeten in ganzen Ballen Papier aufweisen kann. Frankreich und Engelland fordern auch Geist, und Witz, und Feuer. Ich weiß dieß alles, aber ich weiß auch, daß die Deutschen glauben, es fehle ihren Dichtern an nichts weniger, als Witz und Feuer. Indessen bin ich doch versichert, wenn sie solches behaupten wollen: daß sie für allen andern zu uns Hochzeitdichtern ihre Zuflucht nehmen müssen. In diesen Gedanken bestärket mich nichts so sehr als meine eigene Empfindung. So oft ich Hochzeitgedichte lese: so ist mir allezeit, als wenn ich etwas aufgewecktes und munters darinn anträffe. Sind sie aber gar schematisch: so wolte ich schwören, daß ich den Witz des Dichters mit leiblichen Augen sähe. Andere Gedichte sind hingegen nach meinem Geschmack gröstentheils kalt, wässericht und schläfferig. Will jemand meiner Empfindung nicht trauen: so lese er nur Günthern, die Krone der Deutschen Dichter: und sage mir alsdann ob nicht seine Hochzeitgedichte die Geistlichen an Witz und Feuer bey weiten übertreffen. Und muß man denn dieses gestehen: so wird man ja auch wol einräumen, daß wir Hochzeitdichter eben die deutschen Dichter sind, die Geist und Feuer zeigen, und Deutschlands Ruhm, wieder die Franzen und Britten schützen.

Was

Was man wieder dieß Argument einwenden könte, und was die Verächter und Feinde der Hochzeitdichter würklich dagegen einwenden, das wird von keiner Wichtigkeit seyn. Indessen will ich mir doch die Mühe nicht verdriessen lassen, solche Gegner kurz abzufertigen. Man wirft mir vor, daß unter Europens aufgeklärten Völkern die Hochzeitdichter gänzlich unbekannt sind, und daß solche durch ganz andere Arten von Gedichten Proben ihres Geistes und Witzes ablegen. Ja selbst was mich am meisten verdreust, selbst unter den Deutschen Dichtern hat sich einer gefunden, der ohne roth zu werden, die Frage aufgeworfen:

Wer singt zur Hochzeit bey den Britten?

Wo ich nicht irre; so schliesset man hier weil die Franzen und Britten keine Hochzeitdichter haben; so solten auch wir Deutsche billig nichts von Hochzeitgedichten wissen. Wahrlich! ein treflicher Schluß! Gerade, als wenn diese hochmühtigen Völker uns wären zum Muster gegeben. Gerade, als wenn wir nichts thun dürften, was solche unterlassen. Entweder ich muß mich sehr betriegen, oder die Engelländer glauben nicht, daß Leibnitz eine gewisse Rechnung, die ich bey Hochzeitgedichten nicht brauchen kann, erfunden habe; und die Franzosen wollen nicht zugeben, daß ihr Cartesius schlechter sey, als unser Wolff. Woferne wir uns so genau nach diesen Völkern richten müssen, daß wir nichts thun dürfen, was sie nicht thun: so werden wir uns auch wol nicht einbilden dürfen, das Leibnitz der Erfinder seiner Rechnung, und Wolf besser als Cartesius sey. Und ehe ich mich dazu bequemte, möchte ich lieber kein Deutscher seyn. Sind die Engelländer und Franzosen bloß auf Heldengedichte, auf Gedichte

die für die Schaubühne gehören, und dergleichen mehr, erpicht, und suchen sie darin ihren Ruhm: was fragen wir darnach? Man lasse ihnen denselben, und wenn sie ihn auch ganz alleine behielten. Denn gesetzt, daß wir in der Art von Gedichten nicht das geringste aufweisen könten: so können sie uns doch auch kein einzig Hochzeitgedicht von ihrer Arbeit vorlegen, und wir bleiben also Meister in Hochzeitgedichten.

Jedoch das ist eine Kleinigkeit. Der Einwurf hat mehrern Schein: wenn man vorgiebt, daß die Hochzeitgedichte den Ruhm der Deutschen mehr beflecken, als zieren; und wann man sie zu dem Ende beschuldigt, daß sie nichts als Gedankenlose Reime sind. Ich kan mich dieses Einwurfs nie anders, als mit Aergerniß erinnern; Und ich glaube auch, daß nie ein Einwurf unverschämter und verläumderischer seyn könne, als dieser ist. Der Wunsch, der das Wesen des Hochzeitgedichts ausmacht, kan ja nimmer ohne Gedanken seyn. Gedanken von der Brautnacht, vom Ehestande, von Glückseeligkeit, von Kindern, sind ja Gedanken; Und ich will mich selbst zu Pfande setzen, daß man solche in jedem Hochzeitgedicht antrift. Allein ich sehe schon, worauf man zielet. Man sticht die Ausführung des Gedichtes an, die vor dem Wunsch hergehet. Und da gestehe ich gerne, daß solche mehrentheils leer von Gedanken ist. Ich selbst mache zehnmahl ein Gedicht, da ich nicht weiß, was ich haben will, als biß ich auf den Wunsch komme. Allein ich zweifle sehr, ob daran eben was gelegen sey. Das übrige, was ausser dem Wunsch in einem Hochzeitgedichte vorkommt, soll nur dazu dienen, den Wunsch einzukleiden, und geschickt an den Mann zu bringen. Gesetzt

also, daß das ganze Gedicht, bis auf den Wunsch, noch keinen einzigen Gedanken in sich fasse: wird das eine Ursache seyn? das Hochzeitgedicht selbst zu verwerfen. Gewiß so müßte unsre artige Braut auch mit dem Schneider zanken, daß er ihr das Brautkleid nicht aus eben dem Stoff gemacht, woraus sie selbst bestehet; und mit dem Koch, daß er die Pastete nicht in einer andern Pastete aufgesetzt. Nein! es ist grundfalsch! daß die Hochzeitgedichte gedankenlos sind: Noch falscher aber, daß sie dadurch dem Ruhm der Deutschen einen Schandfleck anhängen. Sie geben vielmehr durch ihre Menge einen unleugbaren Beweis, daß Deuschland noch überflüssigen Vorrath von Dichtern habe, und Köpfe, voll Witz und Geist, zeuge. Und das ist ein Vorzug für die Hochzeitdichter, der nicht hoch genug kann geschätzet werden, und der alleine schon eine ziemliche Glückseeligkeit derselben ausmacht.

Eben dieß wird man auch von der Bequemlichkeit urtheilen müssen, deren sie mitten unter ihren häufigen Arbeiten geniessen. Alle Vortheile, sie mögen Namen haben wie sie wollen, Ehre, Ruhm, Ansehen, Schätze, Gönner und Gönnerinnen, Freunde und Freundinnen, heissen nichts: Wenn Sorgen und Nachsinnen, und die mühsamsten und beschwerlichsten Arbeiten, und ein saurer Schweiß, der unaufhörlich über Hände und Gesicht fliesset, den Genuß derselben versalzen. Ein stilles, und ruhiges, und bequemes Leben geht über alles; und danach strebt ein jeder; Und denjenigen preiset man erst glückseelig, der seine Tage zurücklegen kan, ohne daß er an sich erfahren dürfe, was die saure Mühe der Arbeit, und der Schweiß im Angesicht zu bedeuten habe. Man ziehe dieses auf uns Hochzeit-

dichter. Frey von Arbeiten können wir freylich unser Leben nicht nennen. Unsere Hochzeitgedichte sind eben unsere Arbeiten, und soche gehen ohne Aufhören immer in einem fort. Denn alle Augenblick, da eine vornehme Hochzeit vollzogen wird, rüstet auch schon ein vornehmes Paar wieder zu einer neuen zu; Und so können auch wir nicht sobald ein Hochzeitgedicht unter die Presse schicken: als wir schon wieder zur Verfertigung eines frischen die Feder spitzen müssen. Daher finden sich unsere Arbeiten eben so häufig ein als die Hochzeiten; und was ist wohl häufiger, als diese? Aber das macht unsere Tage glückseelig, daß wir die unschätzbare Kunst verstehen, uns die Arbeit leicht zu machen, und daß uns kein einziges Hochzeitgedicht die geringste Mühe verursachet. Ein wenig Witz und wenig Feuer Alltagsgedancken, die man nicht weit suchen darf, selbst eine abgedroschene Erfindung des grauen Alterthums, wenn sie nur ein neues Kleid bekommt, eine kleine Nachricht von den Geheimnissen der Brautnacht, ein wenig Belesenheit in dem Albertus Magnus, einige Betrachtungen über die Erzeugung des Menschen und die Wiege, nebst etlichen Zweydeutigkeiten, die Leuten vom Sperlingsnaturell nimmer dunckel, nimmer unangenehm klingen, sind schon genug, ein ziemlich Hochzeitgedicht zu machen, das seine Leser vergnügen kann. Wie leicht gelangt man zu diesem allen? Und dennoch ist es alles, womit unsere Hochzeitdichter stutzen. Daraus wird man denn leichtlich einsehen, daß wir bey unsern Arbeiten aller nur ersinnlichen Bequemlichkeit geniessen; und daher wird man aufhören, sich zu wundern, daß wir so hurtig mit unsern Gedichten fertig werden, und daß wir deren so eine Anzahl liefern können.

Sobald wir zur Arbeit schreiten: so sprechen wir unsern Geist von aller mühsamen Ueberlegung frey; wir entschlagen uns aller Tiefsinnigkeit; wir hüten uns gar sehr, in das innere Wesen der Dinge hinein zu dringen, und solches zu durchgrübeln; Es fällt uns nicht einmal ein, daß wir zu einem Gedicht Gelehrsamkeit brauchten, und lange darauf studieren solten; Wir sind nicht so eigensinnig, daß wir weitläuftige Vergleichungen der Gedanken anstellen, und sodann erst mit Sorgfalt unter denselben wählen, und solche ordnen solten. Die Reime, die allerliebsten Reime, sind alles, was wir suchen dürfen. Und sobald wir solche gefunden haben; so ist es nicht anders, als wenn wir zu einer Quelle gelanget wären, aus welcher sich ein Strom ergiesset, der einen Reichthum und Ueberfluß von Gedanken und Erfindungen gerade auf uns zu treibt, wobey alle unsre Arbeit im Einsamlen bestehet. Mit einem Worte; woferne unsere Hochzeitgedichte noch einige Mühe verursachen: so trift solche doch nur unsern Kiel und Hand, welche ihn führet: dahingegen der Kopf in seiner stolzen Ruhe bleibt.

Ich leugne indessen nicht, daß ich zuweilen, wiewol sehr selten, Hochzeitgedichte antreffe, die ganz anders aussehen, und die ihren Verfassern vermuthlich nicht so leicht, wie mir die meinigen, ankommen. Ich bemerke weit mehr Geist, weit mehr Feuer, weit neuere Erfindungen, weit reichern Putz in denselben. Ich finde darinn die regeste Zärtlichkeit, und die feurigste Liebe, nach allen ihren Zügen, nach ihren verborgensten Reitzungen abgeschildert: Allein es ist nicht anders, als wenn die Tugend selbst das Bild entworfen hätte; und als wenn ich die Sprache der schamhaften Keusch-

heit aus allen Zeilen läse. Der Dichter denkt beständig so scharf und tiefsinnig, wie ein Philosoph, und ist in allen seinen Sätzen so strenge wie ein Moralist. Und da möchte vielleicht mancher behaupten, daß billig alle Hochzeitgedichte also solten beschaffen seyn. Allein man wird mir erlauben, in diesem Stück ganz andrer Meynung zu seyn. Ich sehe leicht ein, wie ein Gedicht von der Beschaffenheit die Kräfte des Dichters angreifen müste. Wie viel Wissenschaft, und Kenntniß des Menschen, und Uberlegung, und Witz, und Nachsinnen wird solches nicht erfordern? So sauer habe ich es mir bey meiner vieljährigen Praxi nimmer werden lassen. O nein! ich weiß die denkenden Kräfte meines Geistes besser zu schonen, als daß ich solche bey Hochzeitgedichten vor der Zeit verzehren solte; und bin dennoch auch kein ungeschickter Hochzeitdichter; und verdiene mit meinen Hochzeitgedichten Dank. Wer mehr Fleiß und Mühe, als ich, auf Hochzeitgedichte verwendet, von dem muß ich mir nothwendig nur sehr schlechte Gedanken machen. Denn entweder er stürmet mit Gewalt auf seine Seele ein, und wird ein poetischer Selbstmörder; oder er versteht nicht, wie er sich der Vortheile und Freyheiten eines Hochzeitdichters bedienen, und mit Bequemlichkeit arbeiten kann; oder endlich auch, er hat noch nicht gelernet, was für einem Schicksale Hochzeitgedichte unterworfen sind. In wenig Tagen werden sie von den Hochzeitgästen in der Haushaltung verbraucht: und vielleicht würde nicht eine Zeile davon übrig bleiben, noch jemalen wieder zum Vorschein kommen, wenn nicht Braut und Bräutigam etwa noch ein Exemplar zur Nachricht für ihre Kinder und Kindeskinder, und als ein Document, daß ihre Hochzeit

nicht im Winkel gefeyert, sondern öffentlich besungen worden, beylegten; oder wenn nicht der Poet selbst die preiswürdige Sorge trüge, daß er jedes Hochzeitgedicht, welches er gemacht, alsobald ins Reine in seine Sammlung einschriebe, und daselbst so lange im Manuscript, bis zum Druck seiner poetischen Werke, aufbehielte. Zu viel Mühe auf Gedichte verwenden, denen es nicht besser ergehet, und die sich nur eine so kurze Zeit unter ehrlichen Leuten können sehen lassen, das kann nichts anders, als eine schändliche Unbesonnenheit und eine ausschweifende Uebereilung heissen. Ich bleibe also dabey, daß niemand weniger, als ein Hochzeitdichter verbunden sey, seine Gedichte mit besondern Fleiß und nach den beschwerlichen Regeln der Kunst auszuarbeiten. Vielmehr ist klar und offenbar, daß die Hochzeitdichter insgesamt, bis auf wenige Eigensinnige nach, eben dadurch einer recht grossen Glückseligkeit fähig werden, daß sie von ihren Arbeiten Mühe und Beschwerden zu trennen wissen.

Und was wird man denn von den Hochzeitdichtern gedenken müssen? wenn ich zu jenen beiden nun auch noch den dritten Grund hinzusetze, und mich auf ihre Verdienste um das Polizeywesen berufe. Wer weiß nicht? wie viel in woleingerichteten Republiken an einer guten Polizey gelegen ist. Wer weiß aber auch nicht? daß diß die eigentliche Absicht sey, daß die verschiedenen Stände eines Staats auch durch äusserliche Zeichen von einander sollen unterschieden werden, und der Unterschied unter denselben gleich bey dem ersten Anblick in die Augen fallen. Dahin haben denn auch die ersten Stifter der Staaten gleich Anfangs ihre Sorge gerichtet, und die Kleiderordnungen insonderheit haben ihnen lange Zeit dabey zum Mittel dienen müssen. In der That ist auch

wol

wol nichts geschickter, einen Stand von dem andern zu unterscheiden, als eben ein Unterscheid in den Kleidungen. Allein, was ist seit dem Verfall des Polizeywesens davon übrig geblieben? Da es einem jeden nunmehr freysteht, sich nach seinem Dünkel zu kleiden; und da unsere Dienstmädgen eben sowol, als das vornehmste Frauenzimmer in Reifröcken und Englischen Mänteln einhertreten: Wer wird jetzt von dem Stande eines Menschen sicher nach seiner Kleidung urtheilen können? Mit einem Worte: Von dem Unterscheide der Stände ist fast gar keine Spur mehr übrig; und darüber seufzen alle rechtschaffene Patrioten; und keiner ist doch im Stande, denselben wieder herzustellen. Die Hochzeitdichter sind die einzigen, die durch die That selbst das ihrige redlich dazu beytragen, und der eingerissenen Unordnung doch in so weit steuren, daß man noch bey Hochzeiten einigen Unterscheid der Stände wahrnimmt. Denn da ihre Muse nur bey den fetten Hochzeitschmäusen vornehmer Brautleute schwermet: so sind und bleiben Hochzeitgedichte ein untriegliches Kennzeichen, daß allerdings das eine vornehme Hochzeit sey, bey welcher Carmina ausgetheilet werden. Daraus kann man gleich sehen, daß die jungen Verliebten in Ansehen und Würden stehen, zu weitläuftigen und grossen Geschlechtern gehören, und viele gehorsame Diener haben, die ihrer Gunst und Gewogenheit bedürfen. Denn wer würde wol Leute, die ihm nichts angehen, von denen er nichts zu hoffen hat, und die ihm so wenig schaden als helfen können, mit Hochzeitgedichten beehren? Indem aber die Hochzeitdichter also durch ihren Eifer den Vorzug vornehmer Hochzeiten vor geringen kenntlich machen, und in diesem Stücke noch den Unterscheid der Stände

aufrecht erhalten: stiften sie denn nicht in Republicken einen Nutzen? den ihnen der Staat nicht genug verdanken kann, und wofür ihnen das ganze Geschlecht der Brautleute muß verpflichtet bleiben.

Ich würde diß Argument für bündig und unüberwindlich ausgeben; ich würde darauf wider jeden pochen, der mir streitig machte, daß die Hochzeitdichter nützliche und brauchbare Glieder des Staats, und bey jetzigen Umständen in Republicken unentbehrlich sind: wenn mir nicht noch ein Einwurf im Wege stünde, der so scheinbar und blendend ist, daß er mir leicht allen Beyfall verderben könnte. Ich habe angenommen, daß Hochzeitgedichte ein Kennzeichen vornehmer Hochzeiten sind: allein mich dünkt, ich höre schon die spöttische Stimme unsrer Feinde dagegen kreischen: Wie? rufen sie, sind Schneider und Schuster Hochzeiten denn auch vornehme Hochzeiten? oder hat man kein Exempel? daß auch solche mit Hochzeitgedichten gepranget haben.

Der Gratulanten Schwarm kommt stets vermehrter wieder.
Wenn wo ein Schneider freiht, ein Schuster Hochzeit macht,
Erscheint das Heldenrohr. von Welle.

So schreibt ein junger Dichter, den ich für meinen Freund halten würde, wenn er sich nicht selbst für einen Feind aller Hochzeitdichter erklärte. Der Einwurf ist mir indeß gefährlich; daher muß ich suchen, ihn hinweg zu räumen, und meinen Beweiß in Sicherheit zu setzen. Und ich zweifle nicht, daß es mir darinn gelingen solle. Das getraue ich mir nicht, zu leugnen, daß jemalen auf Schneider und Schuster Hochzeiten Gedichte gemacht worden: aber das leugne ich, daß Hochzeitgedichte zur Unter-

Unterscheidung der Stände keine Kraft haben, und keine vornehme Hochzeit vor einer geringern solten kenntlich machen. Leisten sie solches gleich nicht selbst: so leisten sie es doch durch ihre Menge. Wenn auf Schneider und Schuster Hochzeiten zwey Gedichte gemacht werden: so ist es schon sehr vieles. Aber was heissen zwey Gedichte bey einer vornehmen Hochzeit? Da finden sie sich in weit grösserer Anzahl ein, und ie vornehmer die Hochzeit ist, desto zahlreicher sind auch immer die Hochzeitgedichte. Bis auf zwanzig und dreissig vermehren sie sich nicht selten bey einer einzigen Hochzeit; wenigstens in unsern glückseligen Gegenden. Eben darauf, eben auf ihre Menge ziele ich; und darauf zielet auch jedermann, der Hochzeitgedichte als ein Kennzeichen vornehmer Hochzeiten annimmt. Wie solte es sonst zugehen? daß man beständig forschet, nicht ob wohlgesetzte, ob regelmässige, ob schöne; sondern nur, ob viele, und wie viele Carmina denn auf dieser oder jener Hochzeit gewesen. Und würde das Brautpaar mit seinen Angehörigen wol mit Recht auf einen Menschen zürnen, der ihnen ein Hochzeitgedicht schuldig geblieben: wenn nur andere ihrer Schuldigkeit besser nachgekommen sind? Wahrlich nicht: woferne diesen nicht an der Menge gelegen wäre; und woferne jene nicht einzig und allein nach der Vielheit der Gedichte die Würde des Hochzeitfestes abwögen. Es hindert also nichts, daß auch Schneider und Schuster Hochzeiten mit Gedichten gekrönet werden. Vornehme Hochzeiten werden dem ohngeachtet von jenen genugsam unterschieden, und über dieselbe durch eine reiche Anzahl von Hochzeitgegichten erhaben.

Ich muß hier mitten in meinen Beweisen abbrechen, Hochvergnügtes Brautpaar! Ich habe noch weit

mehr Gründe für die Glückseligkeit der Hochzeitdichter zurücke, als ich bisher angeführet habe. Es sind liebreiche und versöhnliche Leute: denn sie sehen nicht auf Freundschaft oder Feindschaft; sondern bloß auf den Rang und Stand des Brautpaares: und tragen kein Bedenken auch auf ihre ärgsten Feinde Carmina zu machen, und solchen alles Gutes zu wünschen. Es sind nothwendige und unentbehrliche Leute. Eine Menge von Unwissenden in der Hochzeitdichterey muß zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, und sie suchen, und ihnen die besten Worte geben. Es sind die untrieglichsten Propheten unter allen, die wir zu unsern Zeiten noch haben. Denn was ihr Wunsch weissaget, das sind gröstentheils Dinge, die nach den ordentlichen Lauf der Natur nicht leicht ausbleiben. Es sind Dichter, die sich mit ihrer Leier redlich nähren, und bey denen es wenigstens falsch wird, daß die Poesie eine Brodlose Kunst sey. Ich kenne an andern Orten Hochzeitdichter, denen jeder Bogen mit klarem Golde bezahlet wird. So gülden sind nun zwar unsere Zeiten allhie noch nicht: aber deswegen arbeiten wir doch nicht umsonst. Denn wer ein Hochzeitgedicht von uns erhalten hat, der bittet uns doch wenigstens auf Coffee, Butterbrod und Wein zu sich. Wie vieles liesse sich noch von diesem allen, und noch unzählig mehrerern, das ich noch auf dem Herzen habe, sagen und zur Bestätigung unsrer Glückseligkeit beybringen? Wie geschickt könnte ich meinen Erweiß anwenden, um bey Ihnen und den vornehmen Hochzeitgästen Hochachtung und Bewunderung, und Liebe gegen die Hochzeitdichter zu erwecken; alle übrige Dichter auf uns neidisch zu machen, und auf unsere Fußstapfen zu lenken, und endlich unsern Feinden und Verächtern eine Schaamröthe

röthe über die andere abzujagen. Allein ich muß besorgen, daß wenn ich allen diesen Stücken genug thun, und zu dem Ende nur das nöthigste recht auseinander setzen setzen wolte: daß ich erst in neun Monathen, und so spät zu Ende kommen möchte; daß ich vielleicht gar mit einer Schrift, die auf die Hochzeittafel gehöret, vor dem Kindbette erscheinen müste. Daher will ich lieber alhie stille stehen, und indem ich mit einer innerlichen Zufriedenheit glaube, daß die Gründe, welche ich würklich beygebracht, Ihnen schon das Bekenntniß abdringen, daß wir Hochzeitdichter wahrhaftig glückselige Leute sind; nunmehr mit diesem aufrichtigen Wunsch den Schluß machen:

Die Liebe kröne Ihnen, Hochvergnügtes Paar! den letzten Ihrer Brautabende heute mit eigener Hand; und in dem Anfange ihres würklichen Ehestandes müsse sich alles Vergnügen vereinbaren, wovon Hochzeitdichter nur jemals geleiert haben! Unruhe und Mißvergnügen müsse künftighin so wenig zu der Schwelle des Hauses nahen, in welchem Sie von nun an vereinigt leben werden: als Hochzeitdichter sich mit einer Muse der Homere und Virgilen gemein machen. Kein wolgerathenes Carmen müsse seinem Meister eine so grosse Selbstzufriedenheit schenken: Die Zufriedenheit über Ihre Verbindung müsse dennoch ungleich grösser bleiben! Ihr Geschlecht wachse und blühe! und die Anzahl Ihrer würdigen Nachkommen steige so hoch, daß die Ehrentage derselben allen Hochzeitdichtern auf dem ganzen Erdkraise zu schaffen geben. Sie selbst aber müssen bis auf späte Jahre unverrückt einer Glückseligkeit geniessen, und, damit ich Ihnen was rechtes wünsche, die selbst alle Glückseligkeit der Hochzeitdichter unendlich weit übersteiget!

# II.

# Gedanken von den reichen Reimen in der deutschen Dichtkunst.

Da ich meine Gedanken über eine besondere Art der Reime entdecken will, so begehre ich mich in den Streit nicht zu mischen, der gegen dieselben überhaupt anjetzo in voller Bewegung ist. Sie haben eben so eifrige Verfechter als Feinde gefunden. Die Gründe sind auf beiden Seiten so wichtig, daß ich wenigstens bis hieher nicht weiß, wer den Sieg erhalten wird. Ich werde also vor der Hand bey dem alten bleiben. Ich werde in dieser Abhandlung zum Grunde setzen, daß die Reime in der deutschen Poesie, wo nicht unentbehrlich und nothwendig, (denn dieses wäre verwegen) dennoch lieblich und dem Gehöre angenehm sind.

Wenn sich zwey Wörter mit gleichlautenden Sylben endigen, so sagen wir, daß sie sich reimen, und einen Vers, dessen Zeilen sich mit solchen Wörtern beschliessen, heissen wir einen gereimten Vers. Weil zwey Wörter einen Reim ausmachen, so siehet man schon ohne mein Erinnern, daß dasselbige Wort mit sich selbst nicht reimen kann. Da die Sylben in einem Reime gleichlautend sind, so sollte billig denjenigen, deren Buchstaben nicht dieselbigen sind, sondern die zu einem öbern Geschlecht gehören, und in der Aussprache nur einige Aehnlichkeit haben, dieser Name versaget werden. Alleine die reimenden Dichter seufzen ohne das schon so sehr unter dem Joche der Reime, daß es unchristlich seyn würde, ihnen diesen Vortheil zu benehmen. Indessen ist es gewiß, und alle Poeten geben es zu, daß der Reim desto

vollkom-

vollkommener sey, je reiner er ist. Er heißt aber rein, wenn die Sylben vollkommen gleichlautend sind.

Die Sylben bestehen nicht aus lauter Selbstlautern, sondern es werden auch Mitlauter dazu erfodert. Der Reim muß also vollkommener seyn, wo die Selbstlauter sowol als die Mitlauter übereintreffen, als wo es nur jene allein thun. Meinem Bedünken nach reimen sich also diese Wörter: **Wasserwogen** und **gewogen**, besser, als: **gewogen** und **betrogen**. Reime von der ersten Art nennen die Franzosen des rimes riches, und ich sehe nicht, warum man sie im deutschen nicht reiche Reime betiteln könnte.

Mich deucht, daß sich schon alle kleine reimende Dichter Deutschlandes gegen mich auflehnen. Sie stehen in den Gedanken, daß ich ihnen die Verskunst noch schwerer machen wolle, als sie schon ist. Aber dahin gehet meine Absicht nicht. Ich hoffe, wenn ich ihnen dieselbe werde erkläret haben, daß sie mich noch danken werden. Ich habe mich bemühet, darzuthun, daß man sich einer Gattung von Reimen, die man vorhero verworfen, mit gutem Gewissen bedienen könne. Meines Erachtens habe ich dadurch das Reich der Reime, wo ich so reden darf, erweitert, nicht aber eingeschränkt. Ich weiß wol, daß es unmöglich ist, lauter oder auch nur viele reiche Reime in einem Gedichte anzubringen, und begehre so was unbilliges nicht. Ich verlange nur, daß man dieselben nicht verbannen soll. Woferne man nicht den Franzosen nachahmen, und sie für die besten halten will, so fordere ich wenigstens die Gerechtigkeit, sie nicht gänzlich aus den Reimregistern auszustreichen. Soll ich aber auch mein Vorgeben wegen der Franzosen rechtfertigen? Es würde bey einer so bekannten Sache sehr

über-

überflüssig seyn. Man darf nur die Anweisungen zur französischen Dichtkunst, man darf nur ihre Poeten aufschlagen. Man wird Regeln und Exempel genug finden.

Ich gestehe es, die Einwürfe, die man mir machen kann, sind wichtig. Man wird mir eine undenkliche Verjährung und eine allgemeine Gewohnheit entgegen setzen. Ich will sehen, was ich darauf antworten kann. Meine Leser mögen urtheilen, ob ich sie zulänglich wiederleget habe?

Das Alterthum der deutschen Poesie wird sich wol nicht sehr weit erstrecken, woferne man nicht in die Zeiten Willerams, Ottfriedes, oder noch höher, und gar bis zu den Barden hinaufsteigen will. Ich läugne es nicht, ich bin in den Versen, welche die erstern hinterlassen haben, nicht so bewandert, daß ich anzeigen könnte, ob sie durchaus von allen reichen Reimen sich enthalten hätten. Seit Opitzens Zeiten hat man sie freylich nicht leiden wollen, allein dieses gehöret eigentlich zu dem zweyten Einwurf. Aber gesetzt, daß Ottfried keine reiche Reime hat; wer ist uns Bürge, ob sie nicht bey den Barden gegolten? Man ist der Meynung, und der Verfasser der Ode, die den Titul führet: Die Unnützlichkeit der Reime: und in dem Christmonate von 1741. der Belustigungen des Verstandes und des Witzes zu finden ist, hat es angemerket, daß das Echo die Mutter der Reime sey. Daß aber das Echo in Versen dem natürlichen Wiederschall seinen Ursprung zu danken habe, ist unleugbar. Ist nun nicht ein Echo, wenn es viele Sylben und dieselben ganz genau wiederholet, besser und vollkommener, als ein anderes, das nur etwa den letzten Schall undeutlich hören läßt. Ist überdem ein Reim nicht eine Sache, die auf unsern freyen Willen beruhet? eine res

merae

merae facultatis, wie die Juristen reden? Wer weiß aber nicht, daß in denselben keine Verjährung Statt habe?

Ich habe bey dieser Gelegenheit alle Anleitungen zur deutschen Dichtkunst, die ich habe auffragen können, nachgeschlagen, aber keine gefunden, die meiner Meynung wäre. Morhof, Reimmann, Grüwel, Neukirch, Fischbeck, Omeis, Uhse, Hübner, Menantes und wozu dient es, sie alle zu nennen? behaupten, daß ein Reim nicht zuzulassen sey, vor dessen Selbstlauter nicht ein unterschiedener Mitlauter wäre. Zu allem Glücke ist kein einziger, der seinen Ausspruch mit Gründen unterstützet. Ich sehe also nicht, was uns verbinden sollte, uns unter dem Joch einer ungegründeten u. unrechtmässigen Tyranney zu bücken. Eine Gewohnheit, die keinen Grund hat, kan eben so gut umgestossen werden, als man sie eingeführet hat. Menantes scheinet durch ein Exempel darzuthun, daß die reichen Reime nichts taugen. Es ist wahr, wenn sie alle so läppisch wären, als sein Exempel, so hätte er vollkommen Recht. Hier ist es:

Du erbst ein Ritter-Guth,
Das ist vortreflich gut.
Auf dieses kanst du freyen,
Und dich von Herzen freuen,
Doch wenn du nun viel Kinder hast,
Die machen alle Lust verhaßt.

Ich zweifle, ob jemand so blind sey, der nicht sehen könne, daß die Thorheit dieser Verse in den Gedanken nnd nicht in den Reimen liege. Man versuche es nur, und übersetze sie in reimlose Zeilen, ohne den Verstand zu ändern, und sehe zu, ob was kluges herauskommen werde. Mich deucht, es lautet eben so närrisch, wenn ich spreche:

Du erbst ein Rittergut,
Das ist fürtreflich schön.
Auf diesem kanst du freyen,
Und dich recht sehr ergetzen.
Doch, wenn du nun viel Kinder kriegst,
Die machen alle Lust verhaßt.

Was soll man endlich viele Worte darüber verlieren? Man kann eine grosse Menge von Beyspielen beybringen, welche überflüßig zeigen, daß dergleichen Reime dem poetischen Gehöre nicht zuwieder sind, und daß man bisweilen das Herz gehabt, der allgemeinen Gewohnheit, worauf man sich beruft, Trotz zu bieten, und ihre Drohungen zu verachten. Unsere besten Dichter bezeugen solches. Man darf sie nur hin und wieder durchblättern, um davon überführet zu werden. Ich will es bey einem Versuche aus einem Poeten, dem es an Beobachtung des Wolklanges, worauf es hier fürnehmlich ankömmt, nicht leicht jemand zuvorthut, bewenden lassen. Es ist Günther, und die Stellen worauf ich mich berufe, sind nach der Breslauer Auflage von 1742. angezeiget. Ich bin gut dafür, daß man bey genauer Durchsicht noch weit mehr Exempel finden wird.

Nimm, was du dir selbst erlesen,
Nimm, und heb mein Schuldbuch auf,
Will es ja die Rache lesen,
O so blute vor darauf. S. 117

Der Pöbel kann es zwar nicht reimen,
Daß Nachruhm auch ein Leben sey:
Er nennt es nur ein süsses Träumen,
Und kluger Thoren Phantasey. S. 155.

Ach, Schweidnitz! könnt ich dich vergessen!
O was entbehrt ich jetzt vor Gram!
Ich habe deine Milch gegessen. S. 192.

Es mag sich mir der Heuchlet Heer,
Ja selbst der Tod entgegen setzen,
Es komme Schmach und Unrecht her! S. 204.

Ich beschwere selbst die Hirten
Bey den Herden, bey den Mirten,
Die vielleicht der Liebe Pflicht
Um die bunten Stöcke flicht. S. 282.

Gewicht und Strich zeigt Gold und Phöbus seinen Sohn,
In deiner Wissenschaft; dich lernt ich von Person
Jüngsthin das erste mal bey offnem Körper kennen.
S. 397.

Die Wehmut sah ihr aus den Augen, doch blieb die Bildung hold und nett,
Ach! Göttin, fing sie an zu klagen, ach könnt ich doch im Cabinet
Und in der stillen Einsamkeit mein Elend scharf genug beweinen. S. 433.

Mir wirft er oft die Armuth vor, und hütet mich durch böse Leute,
Damit nur Hunger, Blöß und Noth nicht etwan Fleisch und Blut verleite. S. 435.

Die Bosheit und der Fluch verletzter Majestät,
Die Ehrsucht, welche sonst nach Unschulds Blute steht. S. 483.

Die Namen, so sich jetzt in meinem Vers nicht schicken,
Bekommen ebenfalls den Gruß von meiner Hand,
Erinnre, daß sie nur den Sinn zu Grabe schicken,
Mit dem ꝛc. S. 590.

Die Sünd ist zwar nicht klein, doch wird sie leicht verziehn,
Wenn Buß und Besserung die Arbeit heilig machen:
Du must dein Seitenchor nach Davids Harfe ziehn.
S. 591.

Der, sag ich, hält dein Haupt vor vielen lieb und werth.
Und da er deine Treu so oft und stark bewährt ꝛc. S. 729.

# III.
# Regeln zur Satyre.

## §. 1.

Mir ist unter den Deutschen keiner ausser Herr Liskow bekannt, der von den Stachelschriften weitläuftig gehandelt hätte. Aber auch dieser hat sich in der Untersuchung der Frage: Ob die Satyre Briontes der jüngere ꝛc. nicht sowol bemühet, Regeln zu einer guten Satyre feste zu setzen, als vielmehr sich und andere Satyrenschreiber wieder die Beschuldigung des Mangels der Menschenliebe zu vertheidigen. Man wird es daher nicht für eine vergebliche Arbeit halten, wenn ich die Eigenschaften und Regeln von dieser Art Schriften aus der Erklärung derselben herleite, und dasjenige, was einige witzige Ausländer hievon geschrieben haben, in einer philosophischen Ordnung fürtrage. Die deutschen Stachelschriften sind von den in andern Sprachen abgefasseten nicht merklich unterschieden, wenn man die Sprache ausnimmt; deswegen werde ich Erläuterungen der fest zu setzenden Regeln bald aus ausländischen bald aber aus deutschen Satyren hernehmen; aber ich werde mich hüten, diese Abhandlung durch Häufung der Exempel weitläuftig zu machen, denn ich will nur jetzo die Theorie der Satyrenschreiben, die Anwendung meiner Regeln aber andern überlassen. Dieser fürgesetzte Endzweck erlaubet mir auch nicht, die Etymologie des Wortes Satyre, und den verschiedenen Gebrauch desselben bey den Griechen, Römern und bey den neueren anzuführen, denn ich würde dadurch von meinem Hauptfürsatze zu weit abgeführet

werden. Ehe ich aber das Wesen der Satyre erklären kann, muß ich vorher zeigen, was lächerlich sey, und worüber man vernünftig lachen könne. Denn ein Satyrenschreiber stellet das lächerliche bey den menschlichen Handlungen für. Wie kann man nun wol desselben Pflichten bestimmen, wenn man nicht die Natur eines wahren und erlaubten Lachen weiß? Aber diese Abhandlung würde zu weitläuftig werden, wenn ich von diesem vorläufigen Punkte alles anführen wollte, was sich davon sagen lässet. Ich werde mich jetzo hiebey der Kürze befleissigen; verspreche aber, von dieser schweren und dunkeln Materie bey einer andern Gelegenheit weitläuftiger zu handeln.

§. 2.

Eine öftere Erfahrung lehret uns, daß wir ein überwiegendes Vergnügen empfinden, wenn wir von den Abweichungen von den Regeln eine anschauende Erkenntniß bekommen. Diese Empfindung aber zu erlangen, ist nicht nothwendig, daß die Regeln moralische sind, sondern wenn sie auch von anderer Art sind, so werden wir uns doch über die Abweichungen von denselben vergnügen. Es würde überflüssig seyn, wenn ich eine so bekannte Erfahrung durch Exempel beweisen und erläutern wollte. Wenn diese Lust so stark ist, daß sie ein Affect wird, so bekommt sie den Namen des **Lachens, in soferne dasselbe eine Beschaffenheit der Seele ist.** Man muß dieses wol von den Bewegungen des Mundes unterscheiden, welche mit demselben oft verbunden sind. Dieselbe sind keine unstreitige Zeugen, daß die Seele lachet. Denn zuweilen lachet sie, ohne daß sie es durch die geringste merkliche Veränderung ihres Körpers anzeiget, und einige Menschen

haben sich im Gegentheil an den Bewegungen, welche wir das Lachen unsers Körpers nennen, so sehr gewohnet, daß ihr Mund lachet, wenn gleich ihre Seele ein überwiegendes Mißvergnügen empfindet. Ich werde wegen dieser Ursachen diese zweydeutigen Zeichen des Lachens der Seele in keine Betrachtung ziehen, sondern dieses Wort jetzo beständig also gebrauchen, daß es eine Beschaffenheit eines Geistes anzeiget.

§. 3.

Aus dieser Erklärung von dem Lachen fliessen die Eigenschaften von dem Lächerlichen, und die Regeln, die man beobachten muß, wenn man sich für das unvernünftige Lachen hüten will. Ich werde diejenigen Eigenschaften, die zu meinem jetzigen Fürhaben dienen, ohne Beweis und als Lehnsätze hersetzen; verspreche aber, sie in einer besondern Abhandlung zu beweisen. **Ein psychologisch wahres Lachen** entstehet nur, wenn wir geringe oder versteckte Abweichungen von den Regeln anschauend erkennen. **Das lächerliche oder ungereimte** ist dasjenige, worüber man ein psychologisch wahres Lachen anstellen kann. Es bestehet demnach in einem geringen, oder in einem nicht leicht zu bemerkenden Fehler. Hieraus folget, daß wir über Verbrechen, dadurch jemand entweder Gott oder das gemeine Wesen unmittelbar beleidiget hat, nicht lachen dürfen, und daß solche Sünden nicht lächerliche oder ungereimte sind.

§. 4.

Diese Sätze sind zureichend, die Erklärung und Pflichten eines Satyrenschreibers zu verstehen, die ich in dieser Abhandlung fest setzen werde. Ich will in derselben folgende Ordnung beobachten: Nachdem das

Wesen

Wesen einer Satyre von mir erkläret worden, so werde ich zeigen, daß dieselbe eine erlaubte und nützliche Schrift sey; hernach werde ich die allgemeinen Regeln fest setzen, nach welchen eine gute Stachelschrift muß verfertiget werden, und endlich zuletzt die verschiedenen Arten von dieser Schrift anführen, und einer jeden ihre besonderen Regeln fürschreiben.

§. 5.

Eine Satyre ist die Rede, (sie mag mündlich oder schriftlich fürgetragen werden,) darinnen die lächerlichen freyen Handlungen der Menschen als solche abgeschildert, d. i. verspottet werden. Der Verfasser heisset ein Satyrenschreiber.

§. 6.

Beleidiget aber nicht ein Scribent die Menschenliebe, wenn er die Fehler der Menschen aufdecket, und sie zur Verspottung darstellet? Diese Frage muß ich vornehmlich und zuerst untersuchen, damit ich mich von dem Verdacht befreye, als wenn ich zu einer unerlaubten Art der Schriften Regeln festzusetzen mich bemühete. Ein jeder, der nur ehrliebend ist, hütet sich, seine Fehler andern sehen zu lassen, weil er weiß, daß auf die Erkenntniß derselben die Verachtung folgen pflege. Daher bemühet sich ein ehrliebender, sich seinem Nächsten von der besten Seite zu zeigen. Wenn er demnach in den in satyrischen Schriften aufgestelleten Bildern der menschlichen Ungereimtheiten seine eigene Beschaffenheiten erkennet, so schämet er sich, und befürchtet, daß andere diesen Schluß eben sowol machen möchten. Er bemühet sich diesen Schimpf dadurch einiger massen von sich abzuwenden, daß er in der Folge seines Lebens die abgeschilderten lächerlichen

Handlungen vermeidet; denn man mird alsdenn an ihm nicht mehr das Original des von dem Satyrenschreiber fürgestellten Charakters finden. Eine Stachelschrift lehret also viele Leser sich selbst erkennen, und saget ihnen Wahrheiten, die ihnen sonsten noch lange möchten verborgen geblieben seyn. Dieser ist der erste Vortheil, den die Satyren dem menschlichen Geschlechte leisten. Der zweyte bestehet darinnen: Die meisten Menschen hüten sich für offenbare und grobe Verbrechen. Denn derselben Abweichung von den moralischen Gesetzen ist so klar, daß sie fast von allen erkannt werden kann. Aber geringe und versteckte Fehler oder lächerliche Handlungen, (§. 3.) sind uns am schädlichsten, weil sie nicht leicht bemerket werden. Wir haben keine Bewegungsgründe, sie zu vermeiden, weil sie die Sinne nicht stark rühren, und das Ungereimte derselben in vielem scheinbaren Guten gleichsam eingewickelt ist, und nicht ohne Mühe erkannt werden kann. Dieses nimt ein mitleidiger Scribent zu Herzen. Er entblösset die lächerlichen Handlungen von ihrem blendenden und verführerischen Glanze, und stellet sie in ihrer Blösse dar. Er machet sie so kennbar, daß sich auch ein Einfältiger, der nur das von dem Satyrenschreiber verfertigte Bild aufmerksam betrachtet hat, mit der Unwissenheit nicht entschuldigen kann. Er erwählet zur Fürstellung der Ungereimtheiten einen Fürtrag, der den meisten Menschen angenehm ist. Denn ich werde im folgenden zeigen, daß ein Satyrenschreiber auf eine sinnliche Art, und zuweilen in Geschichten und Fabeln die Fehler der Menschen fürstellen müsse. Dieser Fürtrag wird von mehrern geliebet als ein gelehrter und tiefsinniger. Die Lehren eines Satyrenschreibers breiten sich also weiter aus,

aus, als die Lehren eines Philosophen. Die Begierde zu lachen beweget viele, eine Satyre zu lesen, sie lachen auch zwar darüber; aber sie werden roth und schämen sich, wenn sie sich als das Urbild des aufgeführten Charakters erkennen, und die ehrliebenden fassen den Entschluß sich zu bessern. Wer wird nun noch wol behaupten, ein Satyrenschreiber sündige wieder die Menschenliebe, wenn er die Fehler der Menschen aufdecket? Ist wol ein Lehrer zu schelten, weil er aufrichtig anzeiget, welches recht und unrecht, löblich und zu tadeln ist?

§. 7.

Ein Satyrenschreiber soll die lächerlichen Handlungen als solche fürstellen; (§. 5.) auf welche Art aber kann er dieselben als solche den Lesern oder Zuhörern kennbar machen? Dieses soll der erste Unterricht seyn, den ich einem Satyrenschreiber geben will. Er kann seine Zuhörer oder Leser durch verschiedene Gründe überzeugen, daß die von ihm fürgestellten Handlungen lächerlich sind. Der erste Weg zur Ueberzeugung ist dieser: Ein jedes Ding hat Merkmale, dadurch es von allen andern unterschieden wird. Diese innerliche Beschaffenheiten sind oft unter vielen äusserlichen und fremden versteckt, und man erkennet das Ding nicht für dasjenige, welches es würklich ist. Wer daher ein Ding sich und andern kennbar machen will, der muß an demselben die Beschaffenheiten, die ihm eigen sind, aufsuchen, und sich und andern fürstellen. Diese logikalische Methode, von Dingen Begriffe zu bekommen, reichet zu, eine lächerliche Handlung als eine solche abzuschildern. Man muß nämlich diejenigen Beschaffenheiten von derselben anführen, welche anzeigen, daß sie von den moralischen Gesetzen abweiche. Man muß auch darthun, daß die

Abweichung entweder geringe oder unter vielem scheinbaren Guten verstecket sey. Alsdenn hat man zur Genüge erwiesen, daß die fürgestellte Handlung lächerlich sey. (§. 3.) Dieses Weges bedienen sich diejenigen, die satyrische Charakters machen. Ihre Abschilderungen oder sinnlich klare Beschreibungen sind nichts anders als Beweise, daß die Gegenstände derselben lächerlich sind.

§. 8.

Die Würkung ist ihrer Ursache ähnlich; wenn deswegen die Würkung von einer menschlichen Handlung unstreitig lächerlich ist, so muß auch die Handlung selbst unter die ungereimten zu zählen seyn. Dieses ist die andere Art, wodurch man das lächerliche der menschlichen Handlungen darthun kann. Die Satyren, welche die Thorheiten der Menschen nach ihren Würkungen fürstellen, greifen das Gemüth am stärksten an, und beschämen diejenigen ungemein, die sich getroffen finden. Denn die fürgestellten Würkungen müssen so offenbar lächerlich seyn, daß man die Quelle davon ohne Wiederrede einer Verspottung würdig achten muß. Was kann dieses wol anders, als eine Scham in dem Gemüthe desjenigen würken, der in sich den Grund zu einer so sehr ungereimten Würkung findet? Aber eine solche Würkung muß nicht unmöglich seyn, sondern entweder ihren zureichenden Grund oder doch zum wenigsten einigen Grund in der zu verspottenden Handlung haben. Im ersten Falle ist dieselbe nothwendig, und folget allezeit aus der Handlung; im andern Falle ist sie wahrscheinlich, und wird mit der Zeit würklich werden, wenn man nicht ihre Ursache vermeidet. Diese beiden Arten von Würkungen schicken sich in den Satyren. Hinge-

gen aber solche Thaten, die so sehr unvernünftig sind, daß sie keiner verrichten wird, der nur noch einiger massen den Gebrauch seiner Vernunft hat, streiten mit der Natur eines vernünftigen Menschen, und sind daher nicht geschickt, als Beweise des Lächerlichen in den Satyren gebrauchet zu werden. Man kann dieses auch aus folgendem Grunde erkennen: Die Abweichungen solcher Handlungen, und folglich auch die Abweichungen ihrer Ursachen von den moralischen Gesetzen sind so groß und offenbar, daß sie nicht können lächerlich genannt, und als Vorwürfe der Satyren gebrauchet werden. (§. 3. 5.). Ferner eine zwar unbedingt mögliche, aber gar nicht wahrscheinliche, Würkung einer lächerlichen Handlung darf auch nicht in Satyren als ein Beweis von der Ungereimtheit ihrer Ursache angenommen werden. Denn durch eine solche Satyre wird man nicht seinen Endzweck nämlich die Besserung anderer erhalten. Der Grund, weswegen ein Satyrenschreiber eine so weit von der Würklichkeit entfernete Würkung annimmt, ist, weil er unter gewiß oder wahrscheinlich existirenden keine hat finden können, die ihm lächerlich genug geschienen hat. Damit er nun eine ungemein lächerliche Würkung antreffen könne, so begiebet er sich in das weite Reich der bloß möglichen Dinge. Aber wird nicht ein jeder gedenken, er sey nicht durch die Satyre getroffen, weil er niemal eine so offenbar thörichte Handlung verrichtet hat? Wird man nicht gar den Vorwurf einer solchen Stachelschrift für eine Chimäre halten, weil ihm solche Würkungen zugeschrieben werden, die nach aller Wahrscheinlichkeit niemal gewesen sind, noch in Zukunft seyn werden? Ein Satyrenschreiber muß demnach vorher, ehe

er seine Schrift verfertiget, wol untersuchen, ob nicht die Würkung, die er zur Verspottung ihrer Ursache anwenden will, einen ziemlichen Grund in der Natur der menschlichen Seele habe, oder ob ihm eine andere Würkung bekannt sey, die derselben einiger massen ähnlich, und fast im gleichen Grade lächerlich ist? Es stehet ihm zwar frey, erdichtete Würkungen anzunehmen; aber sie müssen doch die kurz vorher angeführten Eigenschaften besitzen. Eben diese Regeln müssen auch beobachtet werden, wenn man das Lächerliche eines Satzes durch die daraus gezogenen Schlüsse zu zeigen suchet. Denn diese haben eben die Verhältniß gegen einander, welche eine Ursache und ihre Würkung unter sich haben. Ich werde im folgenden, wenn ich die besondern Arten der Satyre erklären werde, Gelegenheit nehmen, diese Regeln mit Exempel zu erläutern.

§. 9.

Noch ist eine Methode übrig, wodurch man das Lächerliche der Handlungen darthun kann. Denn man kann von einem Dinge den Schluß auf ein anderes ihm ähnliches machen, und in so ferne sie sich ähnlich sind, diesem die Eigenschaften beylegen, die jenem zukommen. Hieraus ist leicht zu erkennen, daß, wenn eines von ihnen unstreitig lächerlich ist, und der Grund davon ist in so etwas zu suchen, das ihre Aehnlichkeit mit ausmachet, so kann man richtig schlüssen, das andere sey auch unter die ungereimten Dinge zu zählen. Diese Art das Lächerliche zu beweisen, wird von denjenigen erwählet, die ihre Satyren in Gleichnisse, Nachahmungen, Comödien, Fabeln und Romanen einkleiden. Die Einschränkung, die kurz vorher ist angeführet worden, nämlich daß diese Art des Beweises nur alsdenn

richtig sey, wenn das Lächerliche des einen Dinges aus einem dem andern auch zukommenden Grunde entspringet, ist die wichtigste Regel, die hiebey muß beobachtet werden. Wenn dieselbe dürfte übertreten werden, so stünde den Satyrenschreibern frey, alles, auch das heiligste und erlaubteste, zu verspotten. Denn alle Dinge sind sich in einigen Stücken ähnlich; derowegen ist auch unter einer offenbar lächerlichen und allen erlaubten Handlungen eine Aehnlichkeit. Hieraus folget, daß ein Satyrenschreiber zeigen müsse, der Vorwurf seiner Schrift sey wegen eines den beiden verglichenen Dingen gemeinen Grundes lächerlich. Er ist nur in dem Falle von dieser Pflicht befreyet, wenn dieser gemeine Grund so offenbar ist, daß er einem aufmerksamen Leser oder Zuhörer nicht verborgen seyn kann. Die übrigen Regeln die bey dieser Methode müssen beobachtet werden, will ich hernach erklären, wenn ich zeigen werde, wie satyrische und zugleich erdichtete Geschichte zu verfertigen sind.

§. 10.

Das Lachen ist ein Affect, (§. 2.); es entstehet also aus einer undeutlichen oder sinnlichen Fürstellung. Da aber ein Satyrenschreiber die lächerlichen Handlungen der Menschen als solche fürstellen muß, (§. 5.) so ist seine Schuldigkeit sie also abzuschildern, daß man darüber ein psychologisch wahres Lachen anstellen kann, (§. 3.). Hieraus folget daß der Fürtrag eines Satyrenschreibers sinnlich seyn müsse. Seine Absicht ist daher nur die untere Fürstellungskraft der Leser oder Zuhörer zu beschäfftigen. Wer aber diese Absicht hat, und sie auch ins Werk setzet, der ist ein Dichter; wenn demnach ein Satyrenschreiber seine Pflicht beobachten will,

so

so muß er ein Poet seyn. Ich will aber dadurch nicht behaupten, daß er nothwendig seine Gedanken in Füsse und Reime zwingen müsse; Denn dieses ist nur nach meiner Meynung eine Zufälligkeit bey einem Poeten. Wenn dieser in seiner Schrift alles dahin einrichtet, daß die darinnen fürgetragene Gedanken sinnlich klar können erkannt werden, so hat er schon seine Pflicht erfüllet, sie mögen in Verse abgefasset seyn oder nicht.

§. 11.

Aus der im vorgehenden § erwiesenen Pflicht eines Satyrenschreibers können verschiedene neue von ihm zu beobachtende Regeln geschlossen werden. Die erste ist, daß ein Satyrenschreiber sich der philosophischen Ordnung in dem Fürtrage seiner Gedanken nicht bedienen müsse. Denn ein Philosoph bemühet sich, so viel möglich ist, seine Gedanken deutlich fürzutragen, überzeugend zu beweisen, und die obere Fürstellungskraft oder die Vernunft zubeschäfftigen. Ein Satyrenschreiber aber hat eine dieser entgegengesetzte Absicht. (§. 10.). Hieraus ist leicht zu schlüssen, daß eine Satyre, darinnen nach der strenge oder mathematischen Lehrart bewiesen würde, daß ihr zu verspottender Vorwurf lächerlich sey, selbst ungereimt seyn müßte. Dieser Satz muß aber nicht irrig verstanden werden. Ich behaupte dadurch gar nicht, daß niemal in einer Satyre diese Lehrart müsse gebraucht werden; sondern ich verbiethe nur, daß nach derselben der Beweis geführet werde, daß eine Handlung lächerlich sey. Gesetzt jemand wollte die lächerlichen Fehler, die einige so genannte Philosophen bey der Anwendung dieser Methode begehen, durch eine Nachahmung satyrisch verspotten, so müßte allerdings die Nachahmung in der strengen Lehrart geschehen.

Aber

Aber deswegen kann doch der Hauptfürtrag in der Satyre sinnlich seyn. Denn es darf nur die Aehnlichkeit des zu verspottenden Fehlers mit seiner Nachahmung nicht deutlich gezeiget, und der Schluß von dieser auf jenen nicht völlig aus einander gewickelt seyn. Wer eine solche Satyre lesen will, der lese den Mathematischen Schustergesellen, in welcher Schrifft die Thorheit einiger sich selbst so nennenden strengen Philosophen, da sie keinen Satz unstreitig beweisen, wo sie nicht vorher die Ontologie ausplündern, mit impossibile est idem simul esse & non esse, und mit nihil est sine ratione sufficiente ihren Beweis anfangen, verspottet wird.

## §. 12.

Der Fürtrag in einer Satyre muß sinnlich, und von dem philosophischen unterschieden seyn, (§. 10. 11.); Derowegen müssen die Beschreibungen oder Charakters in derselben keine Philophische Erklärungen seyn. Ein Philosoph wieget gleichsam die Gedanken und Wörter ab, daraus er seine Erklärung zusammen setzet, damit er weder mehrere noch wenigere Beschaffenheiten von der zu erklärenden Sache anführen möge, als zureichen, dieselbe von allen andern zu unterscheiden. Hingegen die Beschreibung oder der Charakter in einer Satyre muß zwar vollständig seyn, und dem abgeschilderten Dinge allein zukommen; aber weil dieselbe sinnlich seyn soll, so ist nothwendig, daß das zu beschreibende Ding in verschiedenen Gesichtspuncten fürgestellet und gezeiget werde, wie es in denselben beschaffen ist. Denn hierinnen bestehet das Wesen eines sinnlichen Charakters. Aber dasselbe verlanget auch von einem Satyrenschreiber, daß er die Beschaffenheiten, daraus er seine Be-

schreibung zusammensetzet, nicht unordentlich unter einander werfe, sondern keine ehe anführe, bis er den Zustand des Dinges beschreibet, in welchem sie demselben zukommt. Ein vortrefliches Exempel von satyrischen Charaktern ist des Herrn von Canitz Gedicht von einem Geitzhalse. Ein Philosoph würde seine Erklärung von demselben in wenigen Worten abgefasset haben; da hingegen unsers Satyrenschreibers Beschreibung viele Seiten einnimt. Aber er wirft die Eigenschaften, daraus dieselbe bestehet, nicht unordentlich unter einander, sondern er setzet seinen Geitzigen in verschiedene Umstände, und beschreibet, wie er sich in einem jedem derselben aufgeführet hat. Muster von fehlerhaften Charaktern kann man finden, wenn man sich die Mühe geben, und das Dutzend von Charaktern lesen will, die in der andern Probe von satyrischen und moralischen Meisterstücken stehen. Jedoch sind sie nicht alle 12. gleich schlecht. Der Character eines Stutzers ist unvergleichlich. Ueberhaupt haben verständige von den 3 Proben der satyrischen und moralischen Meisterstücke das Urtheil gefället, daß fast keines von denselben ein Meisterstück sey, die meisten aber kaum einen von den untersten Stellen verdienen.

§. 13.

Ein Fürtrag ist lustig, der geschickt ist diejenigen, um welcher willen er geschiehet, zum Lachen bewegen zu können. Ich habe mit Ueberlegung in dieser Erklärung gesetzet, daß ein lustiger Fürtrag vermöge seiner Einrichtung nur könne zum Lachen bewegen, denn es sind zuweilen bey dem Zuhörer oder Leser starke Hindernisse, weswegen in ihren Seelen kein würkliches Lachen entstehet; obgleich die Rede, die sie gehöret

oder

oder gelesen haben, lustig genug ist. Worinnen besteht aber das Vermögen bey einem Fürtrage, jemand zu einem wahren Lachen reitzen zu können? dieses will ich jetzo zeigen: Ein psychologisch wahres Lachen entstehet in uns, wenn wir geringe oder nicht leicht zu bemerkende Fehler auf eine sinnliche Art erkennen. (§. 2. 10.). Folglich ist ein Fürtrag geschickt in uns ein psychologisch wahres Lachen zu erwecken, und ist demnach lustig, wenn er uns geringe oder versteckte Fehler, das ist Ungereimtheiten, (§. 5.) sinnlich zuerkennen giebet. Da aber eine gute Satyre die ungereimten Handlungen der Menschen sinnlich abschildert, (§. 5. 10.); so muß sie in einem lustigen Fürtrage abgefasset werden.

§. 14.

Eine jede Abweichung von den moralischen Gesetzen ist eine Uebertretung der göttlichen Gebote, und also eine Sünde wieder Gott. Ferner ein geringer Fehler ist sehr oft eine Ursache zu schweren Verbrechen, und stürzet uns daher durch seine Folgen in eine grosse Unglückseeligkeit. Wenn man daher über die menschlichen Fehler eine von diesen angeführten Betrachtungen anstellet, so muß man gestehen, daß kein Versehen geringe zu nennen sey, weil es wieder uns den Zorn des Höchsten reitzet, und uns gemeiniglich, wenn wir es oft begangen haben, zu schweren Verbrechen verleitet. Diese beyden fast aus einem jeden Fehler entspringenden unglücklichen Folgen sind auch leicht zu erkennen. Hieraus folget, daß, wenn man die Abweichung von den sittlichen Gesetzen in einem von diesen beiden Gesichtspuncten betrachtet, sie weder einer Materie zu einem wahren Lachen geben, noch lächerliche Handlungen zu nennen sind (§. 3.). Eine Schrift also, die uns eine von diesen

beiden

beiden Betrachtungen zu Gemüthe führet, ist ungeschickt, in uns ein psychologisch wahres Lachen zu erwecken; und der in derselben gebrauchte Fürtrag ist nicht wahrhaftig lustig, (§. 13.); Die Satyren aber müssen in einem wahrhaftig lustigen Fürtrage abgefasset seyn, (§. 33.); folglich dürfen die menschliche Fehler in denselben nicht fürgestellet werden, in so ferne sie Gott beleidigen, oder uns zu schweren Verbrechen verleiten. Man kann diese Regel auch daraus beweisen, daß die menschlichen Versehen, wenn sie in diesen Gesichtspuncten betrachtet werden, nicht Ungereimtheiten sind, und deswegen keine Vorwürfe zu Satyren seyn können, (§. 5.).

§. 15.

Viele Satyrenschreiber meynen, sie hätten ihre Pflicht vollkommen erfüllet, und ihr Misfallen über die Fehler der Menschen deutlich zu erkennen gegeben, wenn sie sich in die größte Wuth setzen, sich von den heftigsten Leidenschaften bey Verfertigung ihrer Strafschriften regieren gelassen, und ihrem irrenden Mitbruder mit den heftigsten Fürwürfen und gröbsten Scheltworten sein Versehen gezeiget haben. Aber diese Aufführung streitet wieder die Natur einer guten Satyre. Denn, wenn man jemanden mit Scheltworten beleget, so beschuldiget man ihn im Zorne oder aus Haß grober Fehler, um ihn dadurch die Verachtung zu erkennen zu geben, die man gegen ihn hat. Wenn nun ein Satyrenschreiber denjenigen, dessen Fehler er verspotten will, schilt, hat alsdenn nicht ein Leser oder Zuhörer Ursache zu glauben, entweder, daß der Satyrenschreiber überzeuget sey, daß diese Fehler wichtig sind, oder, daß er denselben ohne Ursache gescholten habe? Geben aber ihnen beide nicht Recht, seine Satyre als fehlerhaft zu verwerfen (§. 3. 5.)?

Ferner

Ferner, wer schilt der ist zornig oder in einen Haß gesetzet. Der Zorn und Haß aber streiten mit einer lustigen und aufgeräumten Gemüthsverfassung; wer also zornig ist, der wird seine Schrift alsdenn nicht in einem lustigen Fürtrage abfassen können. Hieraus folget, daß eine Schrift die mit Scheltworten angefüllet ist, nicht lustig seyn könne. Dieses ist auch ein Grund, weswegen die Scheltworte aus den Satyren zu verbannen sind (§. 13.). Hierinnen haben es die beiden Römischen Satyrenschreiber Juvenal und Persius versehen. Sie lachen nur selten über die Laster; aber sie zanken sich gemeiniglich mit den Lasterhaften. Des Barclai Stachelschrift Euphormion wird auch von einigen getadelt, daß sie diesen und den im vorhergehenden §. angeführten Fehler hat.

## §. 16.

Eine Satyre ist nur in so ferne erlaubt, als sie die geringen und versteckten Fehler der Menschen kennbar machet, und diesen Mittel und Bewegungsgründe darreichet sie zu vermeiden (§. 6.); die Stachelschriften müssen daher die Besserung der Menschen zur Absicht haben. Hieraus folget, daß alles, welches mehr zu den Lastern reitzet, als davon abmahnet, aus diesen Schriften müsse verbannet seyn. Deswegen ist Juvenal zu tadeln, welcher in seinen Satyren, wenn er das Laster der Unkeuschheit verspottet, solche Worte gebrauchet, die seine Absicht mehr hindern als befordern. Daher haben viele Tugendliebende abgerathen, jungen Leuten diesen lateinischen Schriftsteller lesen zu lassen. Wer nicht gelernet hat, von unkeuschen Handlungen keusch zu reden, der erwähle zur Materie seiner Strafschriften nicht dergleichen Fehler, damit er nicht wieder seine Absicht an statt

ein Sittenprediger zu seyn, ein Lehrer der Laster werde. Der berühmte Arnauld hat in dem Briefe, darinnen er des Despraux Satyre contre la femme vertheidiget, gezeiget, wie man solche Fehler verspotten könne, ohne die Euphemie zu verletzen. Dieser Brief ist in dem 4ten Tom. der Werke des Despraux befindlich.

§. 17.

Eine Schrift, die mit der Höflichkeit und dem Wolstand streitet, und Unflätereyen fürbringet, bessert gar nicht, sondern sie hindert vielmehr die guten Sitten, daß sie unter den Menschen nicht allgemein werden. Eine solche Schreibart kann also nicht mit der Absicht der Satyre bestehen, (§. 16.). Diese darf demnach nicht also abgefasset werden, daß sie den Wolstand beleidiget, und unflätige Redensarten in sich fasset. Aus diesem Grunde sind die in den schon vorher erwähnten Satyrischen Meisterstücken stehende Abhandlungen zu verwerfen, darinnen die Wolthat und der Nutzen eines F = = s, und die Geburth und Lebensgeschichte des A= = = beschrieben sind. Wenn auch die übrigen Stücke in diesem Buche gute Muster der Satyren wären, so hätte der Samler derselben doch schon von seinem pöbelhaften Geschmack dadurch einen überzeugenden Beweis gegeben, daß er diese unflätige Abhandlungen unter die Meisterstücke der Satyren gesetzet hätte.

§. 18.

Die §. 16. erinnerte Regel, daß ein Satyrenschreiber die Besserung seiner Mitbürger zum Augenmerk haben müsse, verbeut auch, daß derselbe ein Possenreisser sey. Denn dessen vornehmste Absicht ist andere zum

Lachen

lachen zu bewegen; deswegen ergreifet er alle Mittel, die hiezu dienen. Er bekümmert sich aber nicht ob sie geschickt sind ein psychologisch wahres, oder ein unvernünftiges Lachen zu erwecken. Wenn er ja sucher, andere zu bessern, so ist doch dieses nur eine Nebenabsicht, die er alsobald wird fahren lassen, so bald er befürchtet, daß andere über seine Einfälle nicht aus vollem Halse lachen würden. In diesem Fehler ist der Herr Prof. Hollberg gefallen, der in seiner untererdischen Reisebeschreibung, die er unter Klims Namen herausgegeben hat, einige Länder beschreibet, die er selbst terras paradoxas nennet. Wenn diese Beschreibung fehlete, so würde diese sonst so vortrefliche Satyre noch vollkommener seyn. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er nur diese Länder beschrieben habe, um die Leser zu belustigen. Denn er lässet seinen Held nur eine kurze Zeit in einem jeden dieser Länder: Daher hat er nur Gelegenheit die Leibesgestallt der Einwohner zu beschreiben, daraus man aber wenig Nutzanwendungen wird ziehen können. Einige Exempel werden dieses schon zureichend beweisen. Von dem musicalischen Lande saget er nur, daß die Einwohner wie Baßviolen gestaltet wären: von Pyglossien machet er die Anmerkung, daß die Leute in demselben durch den hintern gesprochen, und endlich berichtet er uns, daß die Körper der Einwohner des Eislandes von Eis wären.

§. 19.

Ein Satyrenschreiber darf nur das lächerliche an den menschlichen Handlungen abschildern (§. 5.), dieses bestehet aber aus geringen oder versteckten Unvollkommenheiten (§. 3.); derowegen sind lobenswürdige Thaten, wahre Vollkommenheiten, heilige und ehrwür-

dige Dinge keine Vorwürfe der Satyren, in so ferne sie also beschaffen sind, als jetzo ist angeführet worden. Wer daher aus Haß oder Neid angetrieben wolverdienten Männern in Schriften Fehler aufzubürden, und seine Bosheit mit der satyrischen Freyheit zu entschuldigen suchet, der wird deswegen dennoch für ein Verläumder gehalten. Imgleichen diejenige, welche meynen ihren Witz und Verstand am deutlichsten zu erkennen zu geben, wenn sie unsere geheiligte Religion und die göttlichen Geheimnisse zu verspotten suchen, betrügen sich sehr; Denn diese Aufführung ist ein unverwerflicher Zeuge, daß sie in einem hohen Grade unvernünftig sind, da sie ausser der begangenen Gotteslästerung auch zugleich die Gesetze zu einem erlaubten Scherz und Spott übertreten. Gemeiniglich ist eine faule Unwissenheit die Quelle von den Spöttereyen über erlaubte und lobenswürdige Dinge. Man will sich, wegen Faulheit, von denselben keine zureichende Erkenntniß anschaffen. Damit man aber deswegen nicht möge getadelt werden, so suchet man alle Scheingründe zu ihrer Verspottung zusammen, und verachtet dasjenige, was man nicht verstehet, bey allen Gelegenheiten, die sehr oft gleichsam bey den Haaren herbey gezogen werden. Aber ob man gleich erlaubte und heilige Dinge in den Satyren nicht verlachen darf, so erstrecket sich doch dieses Verboth nur so weit, als jene die erwähnten Eigenschaften besitzen. Handlungen, die ehrwürdig und heilig seyn würden, wenn sie der Absicht des Gesetzgebers, der sie befohlen hat, gemäß verrichtet würden, werden oft durch einen schändlichen Misbrauch so sehr verkehrt, daß nichts mehr als ein äusserlicher Schein und der Name von der fürgeschriebenen guten Handlung übrig bleibet. Dieser leere Schatten und

die

die darunter verborgene scheinheilige und unerlaubte Thaten, kan ein Satyrenschreiber zum Vorwurf seiner Stachelschriften nehmen, ohne die Vernunft zu beleidigen. Er verschaffet mehrern Nutzen, und eröffnet durch seine Verspottungen und Fürstellung der lächerlichen Handlungen in einer Religion mehrern Menschen die Augen, daß sie die Ungereimtheit ihrer Religionsübung erkennen und verwerfen, als ein Lehrer, der die Thorheit solcher Handlungen ernsthaft durch Gründe zeiget. Man muß aber diesen Satz nicht allgemeiner verstehen, als ich ihn jetzo gesetzet habe. Ich meyne nämlich, daß ein Satyrenschreiber die Menschen ehe als ein Lehrer von der Ungereimtheit thörichter äusserlicher Religionsübungen überreden werde; hingegen aber, daß dieser mehr Nutzen schaffen könne, als jener, wenn wichtige und versteckte irrige Lehren sollen wiederleget werden. Aus diesem Grunde halte ich des Herrn Swifts Märchen von der Tonne sehr hoch, weil er darinnen verschiedene thörigte Religionsübungen lächerlich fürgestellet hat. Imgleichen kann kein vernünftiger misbilligen, daß eben dieser Satyrenschreiber in der Reisebeschreibung von Lilliput, die er unter Gullivers Namen herausgegeben hat, die Religionsstreitigkeiten, die wegen gar nicht wichtiger Sätze entstehen, dadurch verspottet hat, daß er erzählet, es hätten sich die Einwohner in Lilliput mit ihren Nachbarn über folgenden Glaubenspunct: man solle die gekochten Eyer nicht auf der Spitze, sondern auf der breiten Seite aufmachen, ungemein gezanket, und sich deswegen als die ärgsten Ketzer mit Feuer und Schwerdt verfolget. Aber damit der Satyrenschreiber nicht in den Verdacht komme, als wenn er das Gute mit dem Schlimmen verwürfe und verspottete, so muß

er genau bestimmen, von welcher Seite er den Vorwurf seiner Stachelschrift betrachte, damit keiner im Zweifel gelassen wird, ob er auch vielleicht den rechten Gebrauch mit dem Misbrauche zugleich verworfen habe. Es stehet ihm niemal frey, ohne entweder ausdrücklich angeführte, oder doch aus dem Zusammenhange leicht zu schlüssende Einschränkung, eine an sich zwar löbliche, aber durch den Misbrauch lächerlich gemachte Handlung als eine solche fürzustellen. Ich weiß daher nicht, wie sich Herr Prof. Holberg wieder die Beschuldigung vertheidigen könne, daß er, wie man zu reden pfleget, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet habe, da er die Philosophen, und ihre Bemühungen ohne alle Einschränkung in des Klims unterirrdischer Reisebeschreibung verspottet hat. Denn er beschreibet das Land der Philosophen als ein solches, in welchem fast gar keine Policey beobachtet, und welches von unhöflichen, unflätigen und zänkischen Einwohnern bewohnet würde. Ich gestehe zwar, daß seine Abschilderungen vielen sogenannten Philosophen ähnlich sind, aber deswegen darf doch nicht die unvernünftige Aufführung dieser Leute dem ganzen Orden der Philosophen beygemessen werden. Man würde den Herrn Holberg für einen unpartheyischen Maler halten, der sich weder durch Liebe noch Haß einnehmen lässet, wenn er entweder das Land der Philosophen nicht allein mit falschen Weltweisen bevölkert, sondern einigen Einwohnern desselben die Eigenschaften beygeleget hätte, die wahre Philosophen besitzen, oder wenn er zum wenigsten seine Beschreibung also eingerichtet hätte, daß aus dem Zusammenhange geschlossen werden könnte, er wolte uns nur die Aufführung falscher Philosophen beschreiben. Ich glaube, daß ich nicht irren werde, wenn

ich

ich diesen von dem Herrn Professor wieder die Regeln einer guten Satyre begangenen Fehler aus seinem Haß gegen die Weltweisheit herleite, den er sowol in dieser Reisebeschreibung als auch in den Briefen, darinnen er sein Leben beschrieben hat, an mehr als einem Ort zu erkennen gegeben hat.

## §. 20.

Weil eine Satyre freye Menschliche Handlungen zum Vorwurf haben muß (§. 5.); so ist es unerlaubt, in derselben uns angebohrne Fehler der Seele, und Unvollkommenheiten des Körpers, die man ohne seine Schuld bekommen hat, zu verspotten. Aus dem Grunde würde ich die Stachelschrift nicht loben, welche die uns angeerbte Neigung zur Sünde lächerlich fürstellet. Eine solche Schrift würde noch mehrere Regeln zu einer guten Satyre ausser die jetzo angeführte beleidigen, und daher eine sehr schlechte Satyre seyn. Denn 1) würde nicht der Endzweck, nämlich die Besserung der Menschen (§. 6.), durch dieselbe erhalten werden. Durch welche Bemühungen können wir wol machen, daß uns die Erbsünde nicht angebohren sey? oder, durch welches Mittel können wir in diesem Leben von derselben befreyet werden? 2) Ist dieselbe einer der größten Unglücke, die uns betroffen haben, und aus der Ursache keine bequeme Materie zu einer guten Satyre, (§. 3. 5.). Die im Anfange dieses §. angeführte Regel verbietet auch, wesentliche oder aus der menschlichen Natur fliessende Unvollkommenheiten zu Vorwürfen der Satyren zu erwählen, weil sie nicht unter die freyen Handlungen zu zählen sind. Aber ich begehre aus dem Grunde den Satyrenschreiber nicht also einzuschränken, daß er

niemal solche Thorheiten bestrafen solle, die fast von allen Menschen oder von einem ganzen Geschlechte derselben begangen werden. Wenn sie freye Handlungen sind, und nur noch die geringste Hoffnung zur Besserung ist, so ist ein Satyrenschreiber verbunden, sie vor vielen andern Fehlern zu bestrafen, weil er dadurch einer grossen Anzahl seiner Mitbürger Nutzen schaffet. Daher dünket mich, daß die Critik des Zuschauers über die Satyren des Despraux contre la femme und l' homme ungegründet sey, da er sie deswegen tadelt, daß er in der ersten alles Frauenzimmer, und in der andern das ganze menschliche Geschlecht gescholten habe. Er ist deswegen mehr zu loben als zu tadeln, weil man diese beide Satyren als Spiegel ansehen kann, dadurch einjeder an sich solche Thorheit entdecken kann, die sonsten sehr versteckt sind, und welche man für Schönheiten hält, weil sie fast von allen Menschen, auch von denjenigen, die *wir* uns zu Muster erwählet haben, begangen werden.

Das folgende künftig.

## IV.

# Gesammlete Nachrichten von den Barden. (*)

### §. 1.

Wenn von den Barden so viele Spuren anzutreffen wären, als von den Druiden; und wenn jemand aus den ältesten Zeiten einen so wolgetroffenen Abriß von denselben, als Cäsar von den Druiden, gemacht hätte: So würde die Nachricht von jenen so ordentlich ans Licht gestellet werden können, als

von

(*) Dieses Stück ist eingesandt.

von diesen geschehen ist. Allein wie wenig umständliches und an einander hangendes findet sich von diesen Barden? Es liessen sich beynahe mehr Blätter anfüllen von denen, welche der Barden Erwähnung gethan, und zu denen, welche Schedius de Diis Germ. anführet, hinzufügen, als von demjenigen, was man würklich in einem ordentl. Zusammenhang von denselben aufweisen kann, hersetzen. In Heisens Rede von der Beredsamkeit der Deutschen wird zwar Hoffnung gemacht, von den Barden ausführlich zu handeln, ob es aber geschehen sey, weiß ich nicht. Crit. Beytr. P. 8. p. 627. Der belesene Morhof hat auch unterschiedliches gesammlet, was hieher gehöret, er hat aber andern eine gute Nachlese übrig gelassen. Daher wird es den Liebhabern der deutschen Alterthümer nicht unangenehm seyn, wenn das, was von dieser Sache hin und wieder zerstreuet angetroffen wird, aufmerksam gesammlet, und so viel möglich genau mit einander verbunden wird. Der Barden Name, Auffenthalt, Unterscheid, Ansehen, Verrichtung und andere Umstände sind einer genauen Untersuchung werth. Und ein ordentlicher Zusammenhang dieser Nachricht wird ein nothwendiges Stücke in der Geschichte von der Dichtkunst der alten Deutschen in den Heidnischen Zeiten ausmachen. Die gute Absicht dieser Bemühung aber wird wegen einiger Fehltritte, welche etwa auf diesem ungebahnten Wege wahrgenommen würden, eine gelindere Beurtheilung vermuthen können.

§. 2.

Die Barden würden uns viel kennbarer seyn, wenn wir gewiß anzeigen könnten, wo der rechte Stamm anzutreffen wäre, dem dieses Wort seinen

Ursprung eigentlich zu danken hätte. Allein das Alterthum lässet uns hievon keine zuverlässige Merkmale sehen, aus welchen wir mit einer unfehlbaren Gewißheit etwas behaupten könnten; sondern lässet uns nur eine Wahrscheinlichkeit übrig. Einige wollen den Stamm der Barden in dem Worte Börden finden. Dieses Wort bedeutet nach einiger Meynung, einen ebenen und fruchtbaren Ort, oder noch deutlicher, Bauerde, oder Erde die zum Feldbau bequem ist. Aus Bavörder aber oder Baverde wären durch Zusammendrängung der Sylben geworden Börden, eben wie aus Bauwer geworden Baur, und aus naher Bauwer entstanden Nachbauer oder Nachbar. Und von solchen Börden hätten die Barodi oder Bardi den Namen Börder bekommen, wegen der fruchtbaren Aecker oder Länder, an welchen sie sich sonderlich aufgehalten; Gleichwie von von den Sümpfen die Bructeri noch Bröcker genennet werden; denn Brock heisset heutiges Tages bey uns ein Bruch, oder Sumpf. Andere suchen die Abkunft der Barden in dem Worte Werrh. Davon sie die Werden, das ist, die Würdigen benennet worden, aus welchem nachgehends die Lateiner Bardi gemacht. Denn viele Deutsche sprächen das e wie a aus, als marken für merken; und die Lateiner verwandelten das W in B, als Degenwerth in Degebert, Siegenwerth in Siegebert. Von diesen Barden käme her Bardeleben, Eckenbardeleben. u. d. g. So viel fruchtbares, wenn es gezwungen herauskommen soll, finden wir bey diesen Stamm der Barden, welchen uns Maibom anweiset in seiner Sammlung der Deutschen Sachen. (*) §. 3.

*) S. Crit. Beyträge im 10. Th. auf der 264. S.

§. 3.

Abraham von der Myl will einen bessern Stamm für die Barden angetroffen haben, wenn er in seinem Glossario behauptet, daß das Wort Barden von dem alten deutschen Worte Bard oder Ward herkomme, welches so viel heisse, als sehen, wahrnehmen. Nach dieser Abstammung wären bey den alten Deutschen die Barden so viel gewesen, oder vielmehr so genennet worden, wie etwa bey den Hebräern die Propheten ehedem Seher geheissen. Es scheinet aber, als wenn dieses ziemlich weit hergeholet worden. Es kann zwar nicht geleugnet werden, daß bey unsern alten Vorfahren Bar so viel bedeute, als bloß, offenbar; denn man findet bey den Alten bare Swerden für blosse Schwerter; und es erhellet ferner aus den zusammengesetzten Wörtern mit Bar. Z. E. Barfuß, Barhaupt. Aber würden nicht auf solche Art die alten Bramanen, oder Barmen, die so berühmten Weltweisen bey den ehemaligen Indianern, oder Gymnosophistæ, mit unseren deutschen Barden in eine genaue Verwandschaft kommen? Und würde das, was wir in Deutschland oder Europa finden wollen, nicht in Indien gesuchet werden müssen? Es wird nicht geleugnet, daß Bar so viel heisse, als bloß; Baren, so viel als etwas bloß vor Augen stellen, oder ans Licht bringen, daher wir sagen, etwas offenbaren. Es findet diese Bedeutung statt in der Vermahnung, welche Winsbeck ehedem seinem Sohne gegeben, wenn es heisset:

Sun, du solt diner Zungen pflegen,
Das sie niht us den Augen var,
Si lat dich anders unterwegen,
Der eren und der sinnen bar.

Aber

Aber ist dieses alles ein unumstößlicher Grund, auf welchen der Stamm der Barden sicher stehen kann? oder warum nimmt man nicht zugleich diejenige Bedeutung des Wortes Bar mit zu Hülfe, da es so viel bedeutet als gegenwärtig, was in Bereitschaft und fürhanden ist. Z. E. bar Geld, Barschaft, bar bezahlen? oder wenn die Zusammensetzung der Wörter mit Bar uns die Abstammung und eigentliche Bedeutung der Barden anzeigen soll, warum nehmen wir nicht ein Hellebard zur Hand? warum ruffen wir nicht die Longobarden zu Hülfe?

§. 4.

Wenn wir ein recht ernsthaftes Gesicht annehmen könnten, so wolten wir uns etwas aufhalten bey denen, welche die Barden mit den Bären vergleichen, und ihnen mit diesen grimmigen Thieren einerley Ursprung geben. Der Lateiner Barritus oder Barditus hat sie auf diese Gedanken gebracht, welche nicht die geringste Wahrscheinlichkeit haben. Und wer weiß nicht, daß die alte Celtische Sprache eher gewesen, als die Römische?

§. 5.

Andere hingegen thun den Barden fast allzugrosse Ehre an, welche die Abstammung derselben in einem Königlichen Hause wollen gefunden haben. Daher muß Bardus der vierte König in Brittannien der Barden Stammvater seyn. Dieser soll zu Abrahams Zeiten regieret, und eine so grosse Liebe zu den Gesängen gehabt haben, daß er auch das Singen in seinem ganzen Reiche angeordnet. Allein so edel und vornehm auch die Abkunft der Barden dadurch würde, so viel würde doch bey diesem Geschlechtregister auszusetzen seyn.

Denn

Denn nicht zu gedenken, daß dieser König Bardus, oder vielmehr die Nachricht davon, nur auf schwachen Füssen stehe: So ist ja nach den Regeln der Sprachlehre dieses ein gewisser Satz, daß ein grösseres und zusammengesetztes Wort von einem kürzern und einfachen herzuleiten. Kan aber die Gewißheit von diesem Britannischen Könige und von dessen besonderer Liebe zu den Gesängen mit unumstößlichen Gründen bewiesen werden, so wollen wir den Barden diese hohe Abstammung nicht mißgönnen.

§. 6.

Die meiste Wahrscheinlichkeit aber haben wol diejenigen vor sich, welche den Namen der Barden von dem alten Britannischen Worte Bar, welches ein Lied bedeutet, ableiten. Unsere Vorfahren haben, gleich den übrigen Völkern, zu gewissen Zeiten Lieder nach ihrer Art abgesungen, und daran ihr Vergnügen gehabt. Ja es ist sehr glaublich, daß die Lieder der so berühmten Meister-Sänger in den vorigen Zeiten Bar genennet worden, weil die Meister-Sänger der alten Barden Nachfolger gewesen. Denn waren nicht eben diese bey den ersten Christen das, was die Barden ehemals bey den Heyden waren? Nachdem die Deutschen zum Christlichen Glauben bekehret wurden, so blieben dennoch die Barden eine Zeitlang; und ob es gleich ihnen nicht erlaubet wurde, die den Heydnischen Göttern zu Ehren verfertigte Lieder ferner abzusingen: so wurden doch die den alten Helden gewidmete Lieder noch eine Zeitlang geduldet, damit sie nach und nach von den Heidnischen Barden mögten unterschieden werden. An deren Stelle traten nachgehends die Meister-Sänger

auf

auf mit ihren Bar oder Liedern. Hans Sachse, der mit seinen sechs tausend acht und vierzig Liedern, die er selbst verfertiget, Ehre und Ansehen genug in der Welt erlanget hat, kan schon einen Zeugen abgeben, und beweisen, daß in vorigen Zeiten Bar ein Lied bedeutet habe. Er gedenket des Worts Bar oder Lieder, welche er so schnell gefasset, wenn es heisset:

Ich hatt von Lienhard Nunnenbecken
Erstlich der Kunst einen Anfang,
Wo ich im Land hört Meister-G'sang,
Da lernet ich in schneller Eil
Der Bar und Tön ein grossen Theil,
Und als ich meines Alters war
Fast eben im zwanzigsten Jahr
That ich mich erstlich unterstahn
Mit Gottes Hülf zu dichten an.
Mein erst Bar im langen Marner (*)
Gloria Patri Lob und Ehr.

## §. 7.

Es scheinet aber kaum nöthig zu seyn, daß wir uns dieses Punktes wegen bey den Alten aufhalten, da die neueren damit einstimmen, daß man in Britannien das Bar heisse, was wir ein Lied nennen; und daß die Poeten bey ihnen Barden genennet werden. Toland, der sonst seltsame Meynungen heget, findet in der kurzen Nachricht von den Druiden allerdings Beyfall, wenn er, als ein Sprachverständiger, behauptet, daß diese Art Leute auf Irländisch und Schottisch mit diesem Worte benennet würden. Und wenn wir Tolands Zeugniß für

(*) Was Bar im Langen Marner bedeuten soll, kan uns Marhof, der in den Alterthümern und Wissenschaften so erfahren, nicht sagen.

für wahr halten, so müssen wir ihm auch zuglauben, daß die Barden noch nicht gänzlich untergegangen, sondern noch heutiges Tages in Wallis, in den Schottischen und Irländischen Gebürgen einige angetroffen werden. Wenn nun unter den fürchterlichen Bergschotten noch ein Bard oder Sänger nach alter Art sich sehen und hören liesse, so könnte der Ursprung und die Bedeutung der alten Barden mit lebendigen Zeugen bewiesen werden.

§. 8.

Die Untersuchung, worinn ihre fürnehmste Verrichtung bestanden, was sie für Bedienungen gehabt, und wie groß etwa ihr Ansehen gewesen, verdienet etwas mehr Aufmerksamkeit. Man muß sie für solche geringe Leute nicht halten, als etwa die Spruchsprecher oder Meistersänger in Nürnberg. Unsere Barden wurden nach Beschaffenheit der Zeiten, darinnen sie lebten, für beredte und gelehrte Männer gehalten. Ihre Stärke in der Beredtsamkeit, darinn sie es andern zuvor thaten, erwarb ihnen einen merklichen Vorzug vor allen; die Fertigkeit Lieder zu dichten, künstlich zu singen und zu spielen, setzte jedermann in Verwunderung. Es war fast kein einziger unter den Vornehmen oder Geringen, der sich nicht bemühete die Barden auf seine Seite zu ziehen, und ihre Gunst und Gewogenheit zu geniessen. Die Ehrbegierde, durch die Lieder der Barden in der Welt berühmt, und die Furcht, von ihnen öffentlich durchgezogen zu werden, machte, daß sie durchgehends in besonderer Hochachtung stunden. Denn man hatte sie dazu erwälet, und ihnen insbesondere diese Verrichtung aufgetragen, daß sie die Helden wegen ihrer berühmten Thaten in ihren Gedichten loben, solche Lob-

lieder

lieder öffentlich absingen, und nach Beschaffenheit der Umstände dabey auf ein gewisses Instrument spielen solten. Diese auswendig gelernte Lieder waren gleichsam die historische Nachrichten von den Leben und Thaten ihrer Helden; ihre Gesänge aber dieneten in den Schlachten zur Aufmunterung der Soldaten und zum Schrecken der Feinde. Ja es war auch ein wichtiges Stück von ihren Verrichtungen, daß die Lieder, welche bey ihrem Götzendienst abgesungen wurden, von ihnen verfertiget werden mußten.

§. 9.

Dieses war schon bekannt, als **Crassus**, **Pompejus** und Cäsar mit einander eins geworden waren, das Römische Reich unter sich zu theilen. Denn eben um die Zeit hatte **Diodorus Siculus** ein grosses Theil von Asia und Europa durchgewandert, nicht nur merkwürdige Oerter zu sehen, sondern gewisse Beweisthümer sich anzuschaffen, deren er sich in seiner Biblioth. hist. bedienen könnte. Dieser schreibet im 5. Buch, Βαρδοι ὑμνηταὶ καὶ πνηταὶ μελῶν. Athenäus, der zu Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt gelebet, bezeuget gleichfalls (†) von den Celten, die sowol auf dieser als jener Seite des Rheins gewohnet, Τὰ δὲ ἀνδρόματα αὐτῶν εἰσιν οἱ Βάρδοι, ποιηταὶ δὲ ἅτοι τυγχάνουσι, μετ ᾠδῆς ἐπαίνους λέγοντες. Strabo, der zu den Zeiten des Kaysers Augusti gelebet, fänget sein viertes Buch der Erdbeschreibung also an: Παρ' ἅπασι δ' ὡς ἐπιπαν τρία Φῦλα τῶν τιμωμένων διαφερώντως ἐστὶ Βάρδοι τε καὶ Οὐάτεις καὶ Δρυίδαι. Lucanus ein geschickter Poet bey dem Kayser

(†) L. 6. Δειπνοσοφιστῶν.

Kayser Nero singet von den Barden in seinem ersten Buch v. 436. also:

Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
Laudibus in longum, vates, demittitis ævum,
Plurima securi fudistis carmina Bardi.
Et vos Barbaricos ritus, moremque siniſtrum
Sacrorum, Druidæ, positis repetistis [ab armis,]
Solis nosse Deos. &c.

Ammians Marcellinus, der selbst als Soldat im vierten Jahrhundert unter dem Kayser Constantio zu Felde gegangen, und von den alten Deutschen, wieder welche er gefochten, viele merkliche Dinge anführet, gedenket in seinem 15ten Buch der Geschichte auch der Barden, und ihrer Lieder, welche beym Anfange der Schlacht gesungen worden; wenn es heisset: Clamorem fuisse maximum, qui ipso fervore certaminum exoriens, identidem paulatimque adolescens, ritu extollitur fluctuum, cautibus illisorum. Tacitus, ein Römischer Staathalter in den Niederlanden, gedenket auch der Lieder, welche die Deutschen in der Schlacht zu singen gewohnet gewesen, und barditum genennet, wenn er sagt: (†) Ituri in prælia canunt Germani. Sunt illis hæc quoque carmina, quorum relatu, quem baritum (barditum) vocant, accendunt animos, futuræque pugnæ fortunam ipso cantu augurantur.

## §. 10.

Diese Zeugnisse der ältesten Schriftsteller kommen uns sehr wol zu statten: Denn sie beweisen nicht allein das Ansehen der Barden, sondern auch ihre Verrichtung, und Unterscheid von den Druiden und Wahrsa-



(†) De moribus German. Cap. 3.

gern. Die Druiden waren, (wie bekannt ist,) Priester und Richter in ihrem Volk; die Vorsteher, sowol der Religion als Wissenschaften, und stunden bey den Galliern in grossem Ansehen, wie Julius Cäsar berichtet, und nach dessen Anleitung weitläuftiger ausgeführet wird in Fricks Abhandlung von den Druiden. Die Wahrsager hatten mit Verkündigung zukünftiger Begebenheiten zu thun, welche sie aus den Eingeweiden der Opferthiere, oder aus dem Fluge der Vögel, oder auch aus den Zeichen des Himmels zu beweisen suchten, und damit das abergläubische Volk unterhielten. Die Barden aber machten Lieder, theils zu Bestellung oder Auszierung ihres Götzendienstes, theils zum Lobe ihrer Helden, theils zur Aufmunterung der streitenden Soldaten. So sehr nun die Barden von jenen unterschieden waren, so wol war auch die Ordnung unter ihnen selbst eingerichtet. Es waren nach Tolands Bericht drey Arten der Barden. Die erste hieß Privardh, die andere Posvardh, die dritte Aruyvardh. Die Priveirdh bemüheten sich neue Sachen zu erfinden, welche noch niemand wuste; und weil Bardh überhaupt einen Gelehrten bedeutet, so giebet Privardh den vornehmsten unter den Gelehrten zu erkennen. Zu dieser ersten Art gehöreten die Geschichtschreiber, Redner und Dichter, und diese hielten sich bey Königen, Fürsten, oder den Vornehmsten im Volk auf. Die andere Art machte die Lieder und Erfindungen der erstern kund; sie untersuchten auch die Geschlechtregister und Wapen, und waren fast die Herolde. Die dritte und unterste Ordnung beschäftigte sich mit Verfertigung der Schauspiele, dem Volke zu gefallen, machte auch wol über schlechte Begebenheiten Lieder, oder Stachelgedichte; und hielte

sich

sich auf bey guten Leuten vom geringen Stande. Es wird uns nicht verdacht werden, das, was Toland aus dem Athenæus anführet, hier zu wiederholen, weil man daraus sehen kann, auf was für Art die Barden ihre Helden ehemals zu loben gewohnet gewesen. Der Gallische Fürst Luernius hatte einen Tag zur Gasterey angesetzet. Ein Barbarischer Poet kam hiezu zu späte, und begegnete dem Fürsten noch auf dem Wege. Hier fing er an, diesen Fürsten in Gesängen zu rühmen, und sich selbst zubeklagen, daß er zu spät gekommen wäre. Der Fürst vergnügte sich hierüber, forderte einem Beutel mit Gelde, und warf ihm solchen zu, da er neben her lief. Der Poet hub den Beutel auf, uud fing von neuen an zu singen, auch die Gleissen in welchen des Fürsten Wagen führe, trügen für die Menschen Gold und Woltharen. Und gleich wie sie durch dergleichen Schmeicheleyen die Gunst der großen zu erwerben suchten; also sagten sie auch zur andern Zeit die Wahrheit rein heraus ohne Ansehen der Person. Hievon bringet Cleffer in seinen deutschen Alterthümern folgendes bey von einem Gothischen Barden, in der geschicht Olai Trugguelon. Ein Barde unterredet sich mit dem Könige von dem Götzendienste, und als der König sich nicht wil gewinnen lassen, spricht endlich der Barde zu ihm: Hoc tibi notum facio, quod in sculptitia & dæmonia non credam, in vires meas & animi robur hactenus credidi.

## §. 11.

Dieses bringet uns endlich auf die Eintheilung der Deutschen und Gothischen Barden, oder Scalden, von welchen letztern Arnkiel in seiner Cimbrischen Hei-

denreligion, Cap. 32. p. 257. ausführlich handelt. Woraus wir dasjenige, was er aus Snoro Sturleson Norweg. Chronic. anführet, wiederholen. König Harald (Schonhaar) hatte allezeit etliche bey sich zu Hofe, die man auf Norwegisch nennet Schaald. Dieselben machten Lieder von dem, was zu ihrer Zeit sich merkwürdig begeben. Diese Lieder sind bey jedermann gemein, welche die Norwegische Könige, die nach ihm gekommen, stets zum Zeitvertreib, entweder selbst gesungen, oder sich singen lassen. Aus diesen Liedern, (thut Sturleson hinzu) haben wir grossen Unterricht und Hülfe gehabt diese Chronic zu beschreiben. Und weil die Könige selbst diese Lieder gebraucht, und dieselbige ihren Kindern lehren lassen, damit sie ihrer Eltern merkwürdige Thaten und Ende nicht vergessen, sondern allezeit zur Nachfolge haben mögten, so kan man dieselben nicht anders als für Wahrheit halten. Es wird in dieser Chronic ein Register von 200. Scalden angehänget. Unter denselben wird auch Erpur Eutand, ein Schwedischer Scalde angezogen, der durch ein Lied, von König Hunds Tod gedichtet, sein Leben, welches er wegen eines Todschlages verwirket, errettet. Ihre Historische Lieder waren unterschiedlich: denn etliche hiessen Drotquat, das sind gemeine Lieder; etliche Schioldungswiser, das sind Königliche Lieder; etliche Biärkmahl von dem Scalden Biarke also genennet. Diese Nordische Scalder werden auch Jocisten genennet. Davon Caspar Barth (*) saget: Jocistæ versiculi rythmicis lingua vernacula pronunciandis ad miraculum usque expediti. Auch die Grabschriften der alten Gothen sind von den Barden verfertiget wor-

(*) L. 3. Adversar. Cap. 4.

worden, wie oben belobter Arnkiel meldet in dem Cimbr. Heidn. Begräbniß. (*) Von den Liedern dieser Scalden sind noch einige verhanden, welche Petrus Syn. V. D. M. in Seeland ausgegeben. Von den Liedern der deutschen Barden aber sind vermuthlich hin und wieder etliche anzutreffen. Und wo dem Hofmanswaldau zu trauen in der Vorrede seiner deutschen Gedichte, so sind noch in vielen Closterbibliothecken, als zu St. Gall, zu Eichstädt, zu St. Emeran in Regensburg und vielen andern Orten dergleichen auf Pergament anzutreffen. So viel aber ist gewiß, daß Crantzius, Aventinus, Saxo Grammaticus, Trithemius und andere, in ihren Schriften gestehen, daß sie sich der alten Lieder sehr wol in Verfertigung ihrer Schriften bedienet haben.

## §. 12.

Dises vorhergehende zeiget uns den Weg in das Vaterland der Barden; von welchen die Scalden in den Nordischen Gegenden; die übrigen aber theils in Britannien, theils in Deutschland sich aufgehalten. Den letztern wird eigentlich Bardowick als ihr bestimmter Ort angewiesen, weil Cyriacus Spangenberg in einem besondern Buch, welches aber heutiges Tages sehr rar geworden, solches bewiesen, wie Morhof bezeuget. Wenn wir nun dieses Zeugniß nicht in Zweifel ziehen, sintemal es hat seyn können, daß der fruchtbare Boden vor andern Gegenden als der Bardischen Musen Sitz erwehlet worden: So ist es auch sehr wahrscheinlich, daß dieser Ort, als der angenehme Auffenthalt der Barden, von ihnen den Namen bekommen. Denn der Ort ist alt gnug; er ist groß und reich ge-



(*) L. 4. C. 1. §. 7. p. 315.

wesen; es hat diesem Orte auch nichts an Annehmlichkeit gefehlet, ehe er 1189. von Henrico Leone, mit Sturm erobert und gänzlich verstöhret ward, weil diese Stadt sich unterstanden, nicht allein ihm als ihrem rechtmäßigen Herrn den Einzug verwehren, sondern auch so gar öffentlich beschimpfet hat. So wol von dem Alter als auch von der Zerstörung dieser Stadt, die nun ein Flecken, weiset man in der noch stehenden Thumkirchen über der Thür folgende Verse:

Abram dum natus mox Treviris incipit ortus
Hinc annis BARDWIC mille sex X quoque quinque
Post Bardwic Roma duo C cum quinque triginta
M. C. post nat. junctis octoginta novemque
Dum Brunsuicensis Dux Henricus Leo dictus
Simonis in Festo Bardwic subvertit ab alto.

Allein gesetzt, daß Bardewick der Barden Sitz gewesen sey, folget denn so fort hieraus, daß alle Barden hieselbst ihren Sammelplatz gehabt haben; oder daß sonst keine Oerter in Deutschland gewesen, wo sie sich würklich aufgehalten haben, oder hätten aufhalten können? Und wie? wenn die Barden eher, als Bardwick in die Welt gewesen? Am allerwenigsten lässet sich auch nur mit dem geringsten Schein der Wahrscheinlichkeit hieraus erzwingen, daß die Barden ihren Namen von diesen Orte bekommen. Denn wenn die gleiche Benennung den Grund legen solte von dem Aufenthalt unserer Barden, so könnte auch Barth in Pommern, wo ehemals die Hertzoge in Pommern ihren Sitz gehabt haben, sich dieser Ehre mit anmassen. Ja was noch mehr? Solten unsere Muthmassungen nicht auf die Ausschweifung gerathen, daß unsere deutsche Barden bey Vermengung der Töne in ihren Liedern

sich

sich gar aus Deutschland verirret, und nach Italien, und insbesondere nach Bardi unter der Genueser Gebiet sich hingesungen haben? Wenn wir aber dieses uns nicht überreden lassen, so wird man auch nicht in Abrede seyn können, daß noch andere Städte in dem weitläuftigen Deutschland von den Barden bewohnet worden, ob sie schon nicht gleichen Namen führen. Es wäre denn daß wir uns unser Vaterland auch so wüst und öde vorstellen wolten, als die Römer ehedem gethan. Denn Tacitus beschreibet Deutschland also (*) Nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est; ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti, ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Vicos locant non in nostrum morem, connexis & cohærentibus ædificiis. Suam quisque domum spatio circumdat sive adversus casus ignis remedium, sive inscitia ædificandi. Wir geben es gerne zu, daß unsere erste Vorfahren nicht viel gehalten, von der Befestigung der Städte, von den nach den Regeln der Baukunst aufgeführten Häusern, und von den kostbaren Auszierungen derselben, worinn die Römer eine Ehre suchten; ja wir räumen auch dieses ein, daß bis auf die Zeiten Carls des Grossen und dessen Nachfolger Deutschland diese einfältige und schlechte Art ihrer Wohnungen beybehalten. Aber deswegen sprechen wir unsern alten Vorfahren nicht die Bewohnung der Städte überhaupt ab. Eben so wenig, als wir ihnen die Häuser nehmen können, obgleich Seneca saget (†): Nulla Germanis fuisse domicilia, nullasque sedes, nisi quas lassitudo in diem posuisset. Denn daß dieses nicht



(*) de moribus German. Cap. 16.
(†) de gubern. mundi.

aus Nachläßigkeit geschehen, ist aus dem edlen Muth unserer tapferen Vorfahren deutlich abzunehmen, davon Justinus saget: (†) patriammunicipes esse, non mœnia. Denn daß Deutschland in den ältesten Zeiten nicht gänzlich von Städten entblösset gewesen, beweiset Ptolomäus, welcher etwa 60 Jahr nach dem Tacitus gelebet. Der hat aber 90 Städte angeführet; sie mögen groß oder klein gewesen seyn, so sind sie für Städte in Deutschland anzusehen: gleichwie in Britannien nach Cäsars Bericht. (*) Oppidum Britanni vocant, cum silvas impeditas fossa aut vallo muniverunt. Wann nun dieses alles ohne Einschränkung anzunehmen wäre, so müste es auch schlechterdings wahr seyn, wenn eben dieser Cäsar (**) saget: Germani neque Druides habent, qui rebus divinis præsint, neque sacrificiis student. Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt, & quorum opibus aperte juvantur, Solem, & Vulcanum, & Lunam, reliquos ne fama quidem perceperunt. Nach diesem Zeugniß müßte unser Svantevit, Triglaff, Herta und andere Götter und Göttinnen nicht so alt seyn, als sie ausgegeben werden. Und wenn ja unsere Vorfahren mit Gewalt Atheisten seyn sollen, so sind sie doch in seinen Augen als gute tapfere Soldaten angesehen, wenn es weiter heisset: Vita omnis in venationibus & studiis rei militaris consistit; a parvulis duritiei ac labori student.

§. 13.

Es mögen aber die Barden in Städten, Flecken, Dörfern oder gar in Wäldern gewohnet haben, so sind sie doch durch ihre besondere Kleidung von andern unterschie-

(†) 2. 12. 14. (*) L. 5. Bell. Gall.
(**) L. 6. cap. 21. de B. G.

terschieden und zu erkennen gewesen, welche von den Römern vestis Bardiaca genennet wird; imgleichen ist Bardocucullus bekannt, davon Martialis L. 14. dist. 128.

Gallia Santonico vestit te Bardocucullo.

und Juvenal, Sat. 8. - - Si nocturnus adulter.

Tempora Santonico vetas adoperta cucullo.

Gleichwie nun die Barden durch ihre äusserliche Tracht sich in besondere Hochachtung zu erhalten wußten, also wurden auch ihre Lieder nach ihrem Tode durch das vielfältige Wiederholen im Singen aufbehalten. Ist doch Arminius lange nach seinem Tode in solchen Liedern besungen worden, wie es uns Tacitus erzählet (*): Arminius canitur adhuc apud barbaras gentes, Græcorum annalibus ignotus, qui sua tantum mirantur, Romanis haud perinde celebris, dum vetera extollimus, recentium incurioſi. Diese Barden haben sich und ihre Lieder so lange erhalten, bis der Kayser Carl der Grosse eine merkliche Verbesserung in Deutschland vornahm.

Was der geschickte Herr Bodmer (†) von ihren Personen und Charakter anführet, soll diese Abhandlung schlüssen:

Die Barden sangen erst in ehrfurchtvollen Gründen,
Die Götter wohnten da verschlossen in den Rinden,
Die nie das Beil verwundt, das Jagdhorn nie erschreckt;
Das Wild ging unbesorgt, so weit der Wald gestreckt
Der Erden holen Schooß in krause Schatten hüllte,
Und ein verruchtes Herz mit Furcht und Schrecken füllte,
Wo heute Saat und Trift am offnen Himmel steht,
Der Bauer mit dem Pflug, die Heerde weiden geht.



(*) Annal. 2. C. 88. 5.
(†) In dem Charakter der deutschen Gedichte.

Sie sangen einen Held, der für die rohen Sitten
Und wilde Strengigkeit der Vorderwelt gestritten;
Der Höflichkeit und Pracht mit Abscheu von sich stieß;
Der Kunst und Wissenschaft den Weg zur Knechtschaft hieß.
Sie sangen das Revier, die Insuln voller Wonne,
Wo der verblichne Geist in einer andern Sonne
Sich auf das neue regt, so daß der fahle Tod
Ein Weg zum Leben sey, ein Ausgang aus der Noth;
Mit diesem schmeichelnden politschen Aberglauben
Den allerletzten Feind des Stachels zu berauben.
Denn, wenn auch nach dem Tod das Leben in uns wohnt,
Wer ist so weibisch-feig, der dieses Leben schont?
Wer darf nicht in den Tod mit festen Schritten gehen?
Wer darf dem Scheusal nicht frey unter Augen stehen?
Sie haben Rom zuerst vor Schrecken bleich gemacht,
Wenn durch ein feurig Lied die Deutschen aufgebracht,
Der Waffen strengen Sturm herunter fallen liessen,
Um des Poeten Lob ihr Leben zu vergiessen.
Der Innhalt ihres Lieds kann nicht erhabner seyn,
Ob auch der Ausdruck groß, das Maas der Sylben rein,
Bleibt ewig unbekannt. Die grauen Stunden haben
Den Dichter und Gesang in dunkle Nacht begraben.

# V.

# Sammlung/ Critischer/ Poetischer und anderer geistvollen Schriften VI. VII. VIII. und IX. Stück.

Wir sind unsern Lesern bisher eine Nachricht von der Folge derjenigen Arbeit schuldig, wodurch die Schweitzerischen Kunstrichter den verfallenen Witz und Geschmack der Deutschen aufzuhelfen suchen. Von dem Charakter dieser Schriften und ihrer Verfasser findet sich in dem fünften Stück dieser Versuche ein Entwurf, auf den wir uns um soviel sicherer berufen können, je weniger irgend einer Partheylichkeit Antheil an demselben verstattet worden. Unsere Aufmerksamkeit auf die Bemühungen der Sprachverbesserer und Kunstrichter wird sich inskünftige eben so wenig durch fürwitzige Entscheidungen obwaltender Streitigkeiten verdächtig machen, als sie bisher die Schranken verlassen hat, in welchen eine vernünftige Absicht, und der Nutzen der Leser, billig alle Schriftsteller erhalten sollte. Wir werden diese einmal gesetzte Maaßregel nicht verlassen dürfen, wenn wir gleich den Kampfplatz beschauen, auf dem die Wahrheiten bey dem Gefechte ihrer Freunde unter vielen Nebensachen vermischt und versteckt liegen. Je weniger diese gemeiniglich in die Sache selbst einen Einfluß haben, desto eher lassen sie sich mit gutem Gewissen übergehen. Wir wollen unsren Lesern blos die Hauptwahrheiten vorlegen, mit welchem sich die genannten Stücke der critischen Sammlungen beschäfftigen.

Den

Den größten Theil des sechsten Stückes nimmt eine Fortsezung vom Echo des deutschen Witzes ein. Im vierten Stück haben die Herren Verfasser schon den Anfang gemacht, dies Echo auf die in den Belustigungen des Verstandes und Witzes befindlichen Anmerkungen antworten zu lassen. Hier wird die Frage erörtert: Wieferne die Königin von Saba und der König Herodes mit der christlichen Religion einen Zusammenhang haben? Man hat schon vormals die Frage aufgeworfen: Ob eine Stachelschrift biblische Stellen gebrauchen dürfe, den Charakter ihres Gegenstandes zu bilden? Viele, die eine Art von Gottlosigkeit und Leichtsinnigkeit in der einreissenden Gewohnheit bemerken wollten, verwarfen dieselbe schlechterdings. Herr Liscow wiedersetzte sich ihnen; und man kann seine Gedanken über die ihm gemachten Einwürfe in der Sammlung Satyrischer Schriften lesen. Die Herren Verfasser sind gleichfalls aufgefordert, sich wider den Vorwurf zu retten; ob sie nicht die Schrift, welche uns zu dem allerernsthaftesten Zweck gegeben worden, gemißbrauchet, da sie einige Stellen zum Lustigthun über ihre Gegner aus derselben herausgelesen. Sie erklären sich, daß sie den Lehrbegriff der Christlichen Religion für einen Zusammenhang der erhabensten theoretischen und practischen Wahrheiten halten, welche die Vernunft, nachdem sie einmal geoffenbaret worden, nicht genug bewundern könne. Diese heilsamen Lehrsätze gründen sich zugleich auf gewisse historische Begebenheiten, ohne welche sie weder gründlich erkannt, noch derselben Wahrheit und Göttlichkeit sattsam erwiesen werden könne. Hierin sey der Grund zu suchen, warum die Schrift, in welcher die Offenbarung enthal-

halten, eine historische Erzählung voraussetze, die mit den geoffenbarten Wahrheiten in einem Zusammenhang stehe. Keinesweges aber lasse sich hieraus schliessen, daß alle in der Schrift absonderlich erzählte Geschichte eine gleichnahe und nothwendige Verbindung mit dem wesentlichen in der Religion haben; zumal da einige als Nebenumstände zu betrachten sind, welche allein in der Absicht angeführet worden, der ganzen Erzählung einen höhern Grad der Wahrscheinlichkeit zu geben, oder dieselbe in ein Licht zu setzen. Hieher gehören die Abschilderungen der Feinde und Verfolger der Wahrheit und viele andere Stücke der Geschichte in der Schrift. So wenig es also für erlaubt zu halten sey, mit Dingen Scherz zu treiben, die unsere sorgfältigste Ueberdenkung und Bemühung erfordern, und von denen der Menschen Glückseeligkeit abhängt: so wenig sey man auch verbunden, bey solchen Stücken gewissenhaft zu seyn, die weder mit der Religion eine nothwendige Verbindung haben, noch in Ansehung ihrer Moralität Hochachtung und Ehrerbietung verdienen. Man würde sich im wiedrigen Falle gemüssiget sehen, die boshaftesten Lügen, greulichsten Lästerungen und schändlichsten Unternehmungen der Feinde der Wahrheit niemals anders, als mit der andächtigsten Ehrerbietung zu erwähnen, und den Teufel selbst für heilig zu halten. In Erwägung dessen finden die Herren Verfasser nichts strafbares in ihrem Verfahren, da sie den König Herodes und die Königin von Saba in eine Schrift gemischet, darinn die von ihnen genommene Beyspiele, blos zur Aufklärung einiger ähnlichen Wahrheiten angebracht sind.

Nächst dieser Erörterung wird die Critische Höflichkeit einiger hochdeutschen Kunstrichter, wie auch die Critische Gerechtigkeit derselben in Erwägung gezogen. Das erste Stück soll ein Beweis seyn, daß die Critik der Hochdeutschen mit einer nicht geringeren Unhöflichkeit Aussprüche gethan, als diejenige ist, deren man die Schweitzer beschuldiget; bey welcher Gelegenheit einige Blätter mit Beweisgründen aus den Critischen Beyträgen angefüllet werden. Das andere Stück beweiset, daß die Gerechtigkeit eine Haupteigenschaft der Critik sey und ihre Aussprüche über todte und lebendige, sie mögen Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten darlegen, rechtfertige; die im gemeinen Leben übliche Höflichkeit aber, die sich nur nach dem äusserlichen Rang in der Welt richtet, bey der gerechten Critik keinen Platz habe. Diese Gerechtigkeit eignen sich die Herren Verfasser, als eine bisher von ihnen beobachtete Tugend zu, und glauben dieselbe durch eine entgegen gesetzte Abschilderung der Ungerechtigkeit der hochdeutschen Critik, noch mehr zu erhöhen.

Des Herren Gottscheds Critische Dichtkunst und Miltons verlohrnes Paradies, zwey Bücher, die in der neuesten Geschichte der Critik sehr oft genannt werden müssen, geben den Stoff zu den beiden folgenden Artikeln her. Bey jener wirft man aufs neue die Frage auf, ob sie wieder den Vorwurf einer Unvollkommenheit entschuldiget werden könne, und macht sich über die Vertheidigung lustig, die Herr Pitschel in den Anmerkungen über das Ergänzungsstück übernommen hat. Für Miltons Paradies wird die Gewehrleistung übernommen, daß es eine Unwahrheit sey, daß die Deutschen keinen Geschmack daran finden sollten.

Die

Die wenigen Deutschen, welche Miltons Gedicht in Miltons Sprache lesen können, machen nicht die ganze deutsche Nation aus. Von denen, welchen Milton aus dem Französischen des Uebersetzers von St. Maur bekannt geworden, kann man eigentlich nicht sagen, daß sie ihn gelesen, besonders, da dieser Uebersetzer sich zu viel Freyheit herausgenommen. Und wenn man auch dieses nicht achten will, so wird die Zahl der Leser doch nur geringe seyn. Die Uebersetzung des Herrn Rolli ist ganz getreu und genau, aber in Deutschland noch nirgend gesehen worden. Mit der Holländischen wolgerathenen und ziemlich nachdrücklichen Uebersetzung des Herrn von Zante hat man sich in Deutschland um der Härte der Sprachen willen, vielleicht nicht gerne beladen wollen. In der hochdeutschen Uebersetzung des von Berg siehet Milton ganz verfinstert aus; und Herrn Bodmers erste Uebersetzung ist grösstentheils in der Schweitz geblieben, wo sie von den Graubündern, Appenzellern und andern geistreichen Eidgenossen mit Empfindlichkeit gelesen worden. Daß die wenigen Exemplare, die nach Sachsen gekommen, dorten Leser gefunden, denen sie kein Genüge gethan, halten die Verfasser daher für einen zu schweren Grund, allen Deutschen einen Geschmack am Milton abzusprechen. Die besondern Critischen Untersuchungen über den Milton, die wir hier antreffen, sind folgende: 1) Ob er einen Fehler begangen, daß er so fürchterliche und ernsthafte Wesen zum Gegenstand seiner Fabel genommen. Die Verfasser glauben, daß kein Wesen und keine Handlung für die Poesie zu ernsthaft sey, und daß die ernsthafteste Handlung von derselben auf eine geschickte Art ihrem Ernst gemäß vorgestellet werden

könne.

könne. Man sehe auch gar nicht, was Milton verbrochen habe, da er fürchterliche Wesen zum Gegenstand seiner poetischen Handlung genommen habe. 2) Ob Milton wieder alle Wahrscheinlichkeit gedichtet, daß ein Weltkrais erschüttert sey, wenn ein Geist einen Fuß gereget. Gelehrte wissen, daß eine ganz geringe Stärke dazu vonnöthen ist, einen Planeten oder ganzen Weltkrais zu bewegen, wenn einer nur von dem Wirbel desselben und seiner anziehenden Kraft frey ist; wesfalls Archimedes nichts weiter als ein Plätzgen erfordert, worauf er den Fuß setzen könnte, so wolle er die Erde aufheben. Da nun aber die Englischen Geister nicht mit uns in den unsrigen oder in sonst einem Weltkreis eingeschlossen, so sey Miltons Vorstellung gar nicht ungereimt. Man könne überdem mit vielen Exempeln darthun, daß Gelehrte und Ungelehrte dergleichen Erdichtungen ohne Eckel haben vertragen können. 3) Ob Milton darinn gesündiget, daß er dem Teufel eine ungeheure Riesengestalt beygeleget. Die Verfasser sehen keinen Grund, warum ein Dichter, der den Geistern eine Gestalt giebt, mehr das Maas nach einem Zwerge, und nach der Menschen Grösse, als nach einem Riesen nehmen sollte. Sie fragen: warum man nicht dem Teufel eine so ansehnliche Gestalt einräumen solle, als Homer der Zwietracht giebt, von der er in seiner Ilias saget: Sie habe den Kopf droben in dem Himmel und gehe auf dem Erdboden, welche Beschreibung Virgil, fast mit Homers Ausdruck, von dem Gerüchte behält, wenn er sagt: Ingreditur solo, & caput inter nubila condit. Auch diese besonderen Punkte überzeugen die Herren Verfasser, daß es nimmermehr die ganze deutsche Nation seyn könne, die an Miltons Paradiese keinen Geschmack finde.

Von

Von der Ueberschrift des folgenden Stückes, welches ein halbes hundert Vorschläge zu wichtigen und ganz lehrreichen critischen Untersuchungen liefern soll, würde sich mancher vielleicht mehr versprechen, als spaßhafte Aufgaben, bey welchen soleicht niemand schwitzen wird, als der ein Verdienst darinn setzet, seinen Wiedersacher einem Gespött bloß stellen zu können. Den Lesern der Critischen Sammlungen würde es eben nichts unerwartetes gewesen seyn, die Ausführung der Streitfragen von den Herren Verfassern zugleich zu erhalten; denn sie sind es beynahe gewohnt, daß man ihre Geduld mit einem Geschrey über Fehler ermüdet, die mit ganz gutem Gewissen vernünftiger Leser eignen Entscheidung überlassen werden könnten. Die sehr zahlreichen Anmerkungen zu der nachgedruckten und hier beygefügten Vorrede des Herren Gottscheds vor der letzten Ausgabe seiner Dichtkunst sind voll von solchen wichtigen und lehrreichen Untersuchungen, die bey müssigen Stunden wenigstens eine Art der Leser vergnügen können.

Den Schluß dieses sechsten Stückes machet eine Ecloga, darinn Hylas aufgeführet wird, dem die Liebe, mit welcher er der Emma nachgegangen, die Annehmlichkeiten des Feldes entzogen, und der nach der Untreu seiner Geliebten wieder eine Begierde empfindet, dem vorigen unschuldigen Vergnügen nachzugehen. Einige Gemälde in diesem Gedichte sind fürtrefflich, davon folgende Rede des Hylas eine Probe geben kann:

Empfange denn, o Land, mich in dem kühlen Raum
Und schattenreichen Grund, wo Tann- und Fichtenbaum
Mit dichtverschränktem Ast, sich festumschliessend gatten
Aus freundlicher Begier, in dem vereinten Schatten
Den Gast, der sie besucht, mit Kühlung zu erfreun.

Uns deucht aber, wir hören diesen feurigen Dichter nicht mehr, wenn es bald darauf heißt:

Horcht, horcht, was für Musik erfüllet das Revier,
Die Bache lispelt sanft, die Lerche füllet hier
Die Gegend mit Gesang, die holden Nachtigallen
Ermüden Wald und Feld mit Steigen und mit Fallen:
Wozu zuletzte noch der Schafe blöcken kömmt,
Und mehrt die frohe Lust, die Herz und Sinne nimmt.

In dem siebenden Stück stehet zuerst eine Betrachtung über den wichtigen Antheil, den das Glück beytragen muß, einen Epischen Poeten zu formiren. Nach den Grundsätzen der Inquiry into live and the Writings of Homer. Wir schätzen diese Abhandlung vieler Aufmerksamkeit würdig, ohnerachtet ein philosophischer Leser eine mehr gründliche und genauer an einander hangenden Ausführung derselben wünschen wird. Man muß den Herren Verfassern zugestehen, daß eine Menge zufälliger, obgleich natürlicher Ursachen zusammen eintreffen müssen, einen so starken und mächtigen Geist zu formiren, wie Homers oder Virgils gewesen sind. Es verdienet einer Ueberlegung, was für Zufälligkeiten dieses seyn, wie wichtig und selten sie sind, und aus was für unterschiedenen Ursachen sie entstehen; damit die ungewisse Verwunderung gehoben werde, woher in etlichen tausend Jahren nicht mehr als zween oder drey Menschen in dergleichen glückliche Zufälligkeiten gerathen sind, welche den Homerischen Geist hervorgebracht haben. Hier kommt zuerst die Temperatur des Clima und die Beschaffenheit des Bodens in Betrachtung. Eine zu fette und zu fruchtbare Ebene macht die Einwohner weibisch, und gebiehret Trägheit und Schläfrigkeit: dahingegen

eine

eine reine und milde Luft, mannigfaltige Früchte und Felder, schöne Flüsse in grosser Anzahl und beständig kühle Lüfte, wie die Geburten der Natur überhaupt zu der höchsten Vollkommenheit bringen, so dem Menschen ein solch mildes Temperament und Leben der Phantasie einflössen, welche ihm die weitesten Durchsichten gestatten, und die feinesten Begriffe von der Natur und der Wahrheit mittheilen. Der andere Punkt beruhet darauf, wie ein Mensch, der in einem solchen Lande in die Welt gekommen ist, bey seiner Ankunft in die Welt empfangen werde: in was für einem Zustand er die Dinge finde, und was für Lenkungen diese in einem erhabenen Geist und hurtigem Gemüthe nothwendig hervorbringen. Kurz, es kommen hier die Sitten der Zeiten, die herrschende Naturelle, die Gewerbe, die den Schwung haben, die absonderliche Auferziehung, der eigne Weg, in den wir unser Leben einschlagen, und unser Glück in demselben, in Erwägung. Dieses sind eben die Zufälligkeiten, welche über den Charakter und die Manieren der Leute in allen Ländern eine völlige Gewalt haben. So kann es ein Glück für einen Poeten heissen, in den Ländern geboren zu seyn, da die merklichsten Veränderungen bey seiner Nation in Ansehung ihres Glückes und ihrer Sitten vorgehet. „Er siehet„ denn, schreibt der Verfasser, Städte geplündert, die„ Männer durchs Schwerdt fallen, und die Weiber zu„ Sclavinnen gemacht. Er siehet ihre hoffnungslosen„ Angesichter und flehentlichen Stellungen; höret ihr„ Trauren über ihre erschlagene Ehegatten, u. ihre Bitten„ für ihre Kinder. Er siehet Städte, die mit Frieden„ gesegnet und von der Freyheit belebet sind, die Com-„ mercien treiben, und an Reichthum zunehmen. Wenn„

„er für seine Person nicht in die Händel verwickelt ist, „so daß seine Aufmerksamkeit nicht zerstreuet wird, so „kann er die mannigfaltigen Schauspiele durchwandeln „und sie mit aller Muße beobachten. Denn wirds für „ihn ein lehrreicher Anblick seyn, wenn er eine Colonie „von Land führen, eine Stadt in Grund legen, Policey „und Ordnung verfassen siehet, wo nichts, was zur „Sicherheit des Volkes dienen mag, aus der Acht ge„lassen wird. Dergleichen Scenen geben weite aus„gedehnte Durchsichten, die dabey ganz natürlich sind, „immassen sie die unmittelbare Würkung der grossen „Mutter der Empfindung sind, nemlich der Nothwen„wendigkeit, die dann in ihren jugendlichen und unge„lernten Versuchen begriffen ist.., Wie vortheilhaft diese Umstände einem Dichter sind, lässet sich aus der Lust abnehmen, die derselbe durch Vorstellungen natürlicher und einfältiger Sitten erwecket, und aus dem Ergötzen, welches die sehr kleinen Umstände beym Homer, von Häusern, Tischen und Lebensarten der Alten verursachen; dahingegen nach unsren Gewohnheiten, unsre Dichter, die im hohen Grade poetisiren wollen, vor allen Dingen ihren alltäglichen Wandel verlernen, und eine Reihe Sitten annehmen müssen, die wie Pflanzen im Zwingbette hervorgebracht werden. Ueberhaupt ist es ein Fehler von unsern Poeten, daß sie sich gleichsam vor dem Angesicht der Natur verbergen, die Gleichnisse, die von ihr hergeholet sind, für gar zu niedrig, und die alten Sitten für gemein oder ungereimt halten; indem sie aber den Pomp bewundern, und nichts für groß und schön gelten lassen, als was durch Reichthum zuwege gebracht wird, sich selbst die angenehmsten und natürlichsten Bilder vorenthalten,

welche

welche die alte Poesie ausgeschmücket haben. Da das Wunderbare gleichsam die Nerve der Epischen Sayte ist, so zeiget sich hierinn der Grund, warum die Wolfart eines Staats einem Epischen Dichter so stark die Flügel beschneide. Keiner geräth durch etwas in Verwunderung, von dem er die Springfedern und die Art, wie es geschiehet, weiß. Eben die Dinge, die in einer eingerichteten Regierung den größten Ruhm bringen, die größten Ehrenstellen und höchsten Bedienungen, werden sich schwerlich für die Poesie schicken. Die Muse wegert sich, ihren Zierath an die Patenten eines Herzogs oder die Commission eines Generals zu wenden. Diese, schreibt der Verfasser, können weder in Verwunderung setzen, noch das Herz einnehmen; denn Friede, Harmonie und gute Ordnung, welche ein Volk glückseelig machen, sind Gift für ein Gedichte, welches durch Ueberraschen und Verwunderung lebet. Will man dieses durch die Dichterkraft eines Poeten ersetzet wissen, so scheint dem Verfasser der Grundsatz im Wege zu seyn: Daß ein Poet nichts glücklicher beschreibt, als was er selbst gesehen: daß er allein in seiner eigenen Sprache schulgerecht redet; und daß er nur diejenigen Sitten treulich nachmacht, welche er in ihren Originalen gekannt hat. Man siehet hieraus, daß es ein Glück für einen Poeten sey, der seine einfältigen natürlichen Bilder von dem würklichen Leben hernehmen kann. Die Vergleichung, in welche hienächst der Herr Verf. den Wachsthum und Fall der Sprache mit der Auf- und Abnahme der Sitten setzet, ist vollkomen schön. Er bahnet sich auf eine lebhafte Art den Weg zu dem Satze: Daß ein blühendes und glückliches Volk, welches anfänglich nicht sonderlich gesittet gewesen, aber nach einem langen

Kampf verwirrter Unruh und vielen Versuchen es in allen Friedens- und Kriegeskünsten hochgebracht hat, seine Töne nach der Gemüthsbeschaffenheit verändert, und endlich die trefflichste Sprache bekommen haben müsse. Es läßt sich hieraus ganz richtig folgern, daß ein Poet glücklich sey, der eine Sprache vor sich findet, welche vermittelst solcher Stuffen dazu gelanget ist, daß sie alle die beßten und stärksten Empfindungen des Menschen ausdrücket, und ihre ursprüngliche, wunderreiche und metaphorische Vermischung in einem zulänglichen Masse behalten hat. Ferner will der Verfasser als eine allgemeine Wahrheit bemerket haben, daß die Religion eines Landes allemal in eine Sprache einen mächtigen und sonderbaren Einfluß habe: daß ein steifer Glaube die Leute bewege in dem beliebten Idioma zu reden und zu schreiben, und daß sie eine Lehre, die im Flor ist, in ihren täglichen Geschäften und Lustbarkeiten einmischen. Hieraus müsse folgen, daß ein Poet grosse Vortheile von einer Religion haben würde, die so allegorisch wäre, wie ehemals die Egyptische gewesen, wo die Leute bewunderten, was sie nicht verstunden, und unbekannte Kräfte fürchteten und ehreten, in der Einbildung, daß sie vermögend wären, ihnen viel gutes und viel böses zu thun; wo die Gottesgelahrtheit, der Glaube und die feierlichen Ceremonien nach dieser Neigung eingerichtet wären. Auf diese Art müsse nothwendig diese Lehre in kurzer Zeit mit den Sitten des Volkes vermischet werden, sich in ihre Sprache eindringen, und allgemeinen Beyfall erhalten. In die Sprache des Poeten aber würde alsdenn die Allegorie ungesucht hineinkommen. Wir haben diese Gedanken des Verfassers in ihrer völligen Verbindung hergesetzet,

damit

damit wir den Sinn derselben nicht unverständlich, noch die Gedanken selbst verdächtig machten. Die genannten Vortheile können nicht weiter, als auf die Einbildung eines Volkes von solcher Religion, ausgedehnet werden. Kein vernünftiger wird sich, der Dichtkunst zu gefallen, eine abgeschmackte Religion wünschen. Ja wenn man der Vernunft das Urtheil über einen solchen allegorischen Dichter überlassen wollte, so würde von der Schönheit seiner Allegorie sehr wenig übrig bleiben. Ein Poet, der ausser solche Zufälligkeiten einer allegorischen Religion gesetzet ist, hat auch sehr schlechten Grund, das Glück seiner Kunst desfalls für verloren zu achten, so lange noch andere Quellen der poetischen Schreibart offen sind. Der Herr Verfasser gehet weiter, und zeiget, daß die Studien und Gewerbe, die im Schwange gehen, gleicherweise ihre grossen Vortheile für Poeten haben können. Ein Beyspiel geben ihm die Zeiten, da die Waffen das rühmlichste Handwerk sind, und ein patriotischer Geist der beliebteste Charakter ist; die Liebe der Freyheit und Verachtung des Todes mit ihrem herrlichsten Gefolge, der Ehre, der Redlichkeit und der Mässigkeit etwas würkliches sind. Diese Zeiten lassen einen Poeten ohne Zweifel die Tugenden und grossen Thaten besser kennen, als ihn die Schulen und Bücher davon unterrichten. Seine Vorstellungen tragen die Kennzeichen der Wahrheit auf sich, und übertreffen die Charakters sehr weit, welche von angemaßter Tapferkeit, verstellten Tugenden, oder noch schlechteren Mustern abgebildet werden. Nach diesen angemerkten Vortheilen kommt der Kunstrichter auf die Vortheile, welche einem Poeten die glücklichen Umstände seiner Person mittheilen. Da er aber nicht

gesonnen ist, sich in dies so weitläuftige Feld zu wagen, so führet er nur die vielen Reisen und weitläuftigen Erfahrungen, die ein Poet in eigner Person angestellet hat, als ein Stück an, nach welchem man von der Wichtigkeit der übrigen urtheilen könne. Der herumwandernde Homer bestättiget diesen besonderen Vortheil, und giebt unserem Kunstrichter Gelegenheit, nach diesem irrenden Barden, einen glücklichen Dichter zu bilden.

Der **andere Artickel** dieses siebenden Stückes stellet eine Betrachtung an über **die vortrefflichen Umstände für die Poesie unter den Kaisern aus dem Schwäbischen Hause.** Man kann diese Abhandlung als eine geschickte Anwendung der vorigen ansehen. Die Betrachtung, daß die Zeiten, da Freyheit und Sklaverey mit einander um die Oberhand gestritten, der Welt gemeiniglich etwas vortreffliches von Werken des Geistes geliefert haben, lassen den Kunstrichter die beßte Hoffnung von den Scribenten fassen, welche unter den Kayßern aus dem Schwäbischen Stamm gelebet haben; zu einer Zeit, da die deutsche Freyheit ihr äusserstes that, sich des sklavischen Joches zu entschütten, welches ihr von Rom angedrohet ward. Die Deutschen waren nicht mehr die Halbwilden, die aller Gemächlichkeiten des Lebens und politischen Veranstaltungen beraubt waren. Sie hatten friedliche Zeiten zwischen langen und zwieträchtigen Versuchen gehabt, dabey sie es in den Künsten und Wissenschaften auf einen gewissen Grad brachten. Von ihrem ungezähmten Geiste blieb inzwischen vieles übrig. Sie liessen den angebornen Neigungen den Zügel. Die Bande waren schwach, die sie zurücke hielten, sich als ihre eigene Herren anzusehen. Die Waffen waren

in

in Ansehen, und die Macht setzte einen in Besitz. Ein Staat eiferte auf den andern, und ein jeder versuchte gerne, was seine Stärke im Kriege vermochte. Diese Zeiten gaben vieles zu sehen und zu fühlen, sie setzten die Leidenschaften in Bewegungen und kehrten sie in alle mögliche Gestallten. Es kann fast nicht anders seyn, als daß diese Empfindungen und Regungen in ihre Schriften und Sprache einen Einfluß gehabt, und diese dergestallt gelenket sey, daß sie die starken und tapfermüthigen Fühlungen habe ausdrücken können. Ihre Vorstellungen der damaligen einfältigen und natürlichen Sitten, wo sie nur getreue Schilderungen gewesen, haben nothwendig vergnügen müssen. Einen solchen Entwurf und Abriß von den Menschen, ihren Neigungen und Leidenschaften, welchem an Nachdruck nichts fehlete, lieferte Dantes mitten in den hitzigsten Streiten und Blutvergiessen der Guelfen und Gibellinen. Die Kreuzzüge in die Orientalischen Länder gaben einem Poeten damaliger Zeiten häufige Gelegenheit, auf Reisen persönliche Anmerkungen zu machen, und seine Phantasie mit einer wunderbaren Mannigfaltigkeit von Sitten, Manieren und Religionen zu bereichern. Die Fürsten schützten die Dichter, gaben ihnen Wohnungen in ihren Schlössern, liessen sie Wettstreite anstellen, und theileten unter ihnen Preise aus. Nachdem der Herr Verfasser auf diese Art die Möglichkeit, die Dichtkunst zu den Zeiten hoch zu treiben, dargethan, erkennet er seine Pflicht, würkliche Muster von Schriften anzuzeigen, welche als eine Würkung und Frucht der bemerkten Vortheile angesehen werden könnten. Jedoch von den wichtigsten Werken dieser Zeiten weiß man nur die Titel. So ist Herrm. von Sachsenhausen Gedicht, die Möhrinn

genannt, **Wolframs von Eschelbach** starker Rennewart, eben desselben Gedicht von Marggraf Wilhelm von Narbone, imgleichen von Gamuret und seinen Sohn Parcifall; wie auch des berühmten Klinsors Gedicht von der Erschaffung, den Geschöpfen und dem Gestirne, verloren gegangen. Das wenige aber, was von Eschelbach, Albrecht von Halberstadt, Osterdingen, und Freydank im 15. Jahrhundert im Druck erschienen, ist dergestallt verändert, daß man die wahre Sprache und die Gedanken der Originale gar häufig darinn vermisset, welchem Schicksal auch **Pfinzings** Theuerdank, da er dem Burkard Waldis unter die Hande gerieth, nicht hat entgehen können. **Winsbecks** Gedichte, nach Goldast und Scherzens Auflage, sind noch die reinsten Ueberbleibsel von den ungekünstelten Originalen dieser alten Zeiten, an welchen man ohne Mühe erkennet, daß der Charakter der damaligen Zeiten eine seiner Natur gemässe Würkung gethan, und sich in die Schriften der Dichter ergossen habe. Man wird billig durch diese uns übrig gebliebene Stücke bewogen, die Nachlässigkeit unserer Vorfahren in Aufbehaltung der übrigen zu bedauren. Jedoch scheinet es, als könne dieser Verlust einigermassen durch einen in der Bibliothek zu Paris befindlichen pergamenen Codex ersetzet werden, welcher, der Anzeige nach, eine grosse Anzahl Poesien von den berühmtesten Männern unter den Schwäbischen Kaysern enthält, als: **Klinsore von Ungerland; Walter von der Vogelweide; Werner von Tufen; Chunrad von Würzburg; Herzog Heinrich von Pressela; Reimar von Zweeter.** Der Verfasser der gegenwärtigen Abhandlung rettet ein Gedicht vom Untergange, an dem der Zufall ein paar

hun=

hundert Zeilen auf einem zerrissenen Pergament geschonet hat, um derentwillen diese ganze Abhandlung verfasset zu seyn scheinet, weil die Erfindung, die geschilderten Sitten und die poetischen Farben in denselben seiner Hoffnung von der Blüte der Dichtkunst damaliger Zeiten ein Genügen leisten, auch der Geschmack in der Sprache des Verfassers niemanden schlecht fürkommen wird, der sie als eine fremde, oder als eine todte Sprache ansiehet, und die Begriffe mit den Wörtern verbindet, die zu der Zeit, als sie noch geredet ward, damit verknüpft waren. Der Fürwurf des Gedichtes ist die schöne Meliure, welcher die größten Fürsten von Europa und Asien aufwarteten, weil sie Hoffnung hatten, daß sie einen von ihnen zum Gemal erwählen würde. Als eine anderweitige Probe der Dichtkunst dieser Zeiten führet der Kunstrichter eine Anzahl Fabeln aus dem Avienus und anderen an, die in einem geschriebenen Codex der Bibliothek zu Zürich aufbehalten werden, und ihrer natürlichen Einfalt und ungekünstelten, obgleich nachdrücklichen Erzählung wegen, der Aufmerksamkeit neuangehender Scribenten würdig geschätzet werden.

Der **dritte Artikel** fähret in der Beleuchtung der Dichtkunst, unserer Vorfahren fort, und handelt: **von der Poesie des sechszehnden Jahrhunderts in ihrem schönsten Lichte.** Mit dem Untergang des Schwäbischen Hauses verfiel die Dichtkunst, welche unter demselben einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichet hatte, und ward von dem Pöbel dergestalt gemißhandelt, wie sie in den Schriften Hans Sachsens aussiehet, bis nach der Wiederaufklärung der Wissenschaften zweene fürtreffliche Köpfe vor Opitzen wiederum

Witz

Witz und Poesie in die deutschen Verse brachten. Diese waren zweene Lehrer der Rechten zu Straßburg, Sebastian Brand und Johann Fischart, deren Namen aber kaum die Art der Unsterblichkeit erhalten haben, welche Hans Sachse sich durch den aberwitzigen und kahlen Innhalt seines Reimgeklappers erworben hat. Der Herr Verfasser hält es für eine Art der Unbilligkeit, daß man die Schriften dieser Männer mit ihrer Sprache weggeworfen; und daß die Seele in diesen Schriften die Schuld ihres Cörpers bey solchen Leuten büssen müsse, welchen die veralterten Wörter, die abgeschafften Redensarten, die harten Sylbenverbeissungen gar zu anstössig scheinen. Das vernünftige Mittel, welches er, alle Unbilligkeit gegen die Schriften unsrer Vorfahren zu verhüten fürschläget, ist, daß man sich die Sprache des 15. und 16. Jarhunderts als eine besondere eigene Sprache bekannt mache. Viele Poetische Schönheiten an Erfindungen und Ausbildungen würden uns alsdenn in derselben vergnügen, die wir bey manchem Dichter, der unsre neue Sprache redet, vergebens suchen müßten. Das Gedicht von Fischart, das glückliche Schiff betitelt, ist dasjenige Stück, mit welchem der Kunstrichter hauptsächlich eine Probe macht, in wieferne man das Poetische in den alten Scribenten, wenn es von der rohen Sprache nicht verdunkelt wird, bewundern könne. Charakters, Neigungen, Reden und Maschinen findet er darinn so glücklich geschildert, daß er dem Leser eine Probe davon vorlegen kann, welche, ob sie gleich in die Prose umgesetzt sind, dennoch alle Ausdrücke Fischarts beybehalten, und nur bloß die Rechtschreibung nach der heutigen Sprachlehre einrichtet.

Der vierte Artikel erzählet ein Abentheuer, welches sich

sich mit der Aeneis des Herren Schwarzen in Conrektor Erlenbachs Schule zugetragen hat. Wir wollen anstatt dieser abentheurlichen Handlung aus dem Erlenbachischen Schulstaat, zu deren Vergeltung ohne dies schon in den Critischen Beyträgen, über Bodmersche und Breitingische Uebersetzungen Gerichte angestellet sind, das achte Stück der Critischen Sammlungen vor uns nehmen.

In demselben stehet zuerst eine Fortsetzung des dritten Artikels im siebenden Stück: **Von der Poesie des sechszehenden Jahrhunderts.** Gleichwie der Kunstrichter in der Person Johann Fischarts einen glücklichen Dichter dieser Zeiten entdecket hat: so findet er in den rohen Versen des **Sebastian Branden** einen satyrischen Sittenlehrer, der mit gesunden Lebensregeln wol versehen ist, und dem es an geschickten Zügen, dieselben auszubilden, nicht fehlet. Die von dem Gemüthszustande, unerschrockenem Gewissen, Lehren und Lebensregeln, satyrischen Schwung, glücklichen Bildungen, starken Zügen und scharfsinnigen Einfällen dieses Dichters aufgewiesene Proben sind in eben die Form gebracht, in welcher sie aus Fischarts Werk vorgeleget wurden.

Der andere Artikel dieses Stücks liefert: **Critische Betrachtungen über des Herrn von Hagedorn Ode auf die Weisen.** Der Kunstrichter rühmet den Herren von Hagedorn als einen von den wenigen Verfassern, welche den Kunstrichtern unsrer Zeiten durch vortreffliche Werke Anlaß geben, die gute Beschaffenheit ihres Herzens, das mit Begierde lobet, und nur genöthiget tadelt, an den Tag zu legen. Die Muse, heißt es, hat ihn an ihrer Brust gesäuget, und sein großmüthiger Geist hat ihm die Denkensart, der Engelländer ganz

üblich

üblich und eigen gemacht. Diese hat sich in seine Gedichte ergossen. Bey dem Glanze aber, in welchen dieser Mann bey allen Kennern der wahren Poesie erschienen, wird es hier als eine unglückliche Würkung seiner Geschicklichkeit angegeben, daß auch schale Köpfe angefangen haben, ihn für etwas zu halten, d. i. daß die Verfasser der Belustigungen des Verstandes und Witzes seine Ode auf den Weisen in ihre Monathschrift eingerücket haben. Kaum hatte man dieses in der Schweitz erfahren, so ward beschlossen, ihnen diese Beute nicht zu lassen, sondern sie in der gegenwärtigen Sammlung in ihrem eigenen und unverdunkelten Glanze vorzulegen. Wer wird diesen großmüthigen Entschluß nicht bewundern, und den Herren Schweizern unendlichen Dank sagen, daß sie die Schönheiten in diesem philosophischen Gedichte, welches die Erhabenheit der Gedanken und die Kraft und Kühnheit des Ausdruckes gleich vorzüglich macht, in zahlreichen Anmerkungen noch mehr aufklären? Freunde der Dichtkunst werden ohne Zweifel von den verbesserten Auflagen poetischer Stücke mit Noten mit der Zeit den Vortheil haben, der in Sinceri Cornelius Nepos den Schulknaben anlachet.

Der dritte Artikel ist ein Vorschlag, wie Schwartzens Aeneis von dem Gericht der Makulatur noch zu erretten wäre, in einem Schreiben an den Verleger H. G. Zunkel. Man kann dieses Stück, als eine neue Probe der Bemühungen der Herren Kunstrichter ansehen, auf vielerley unterschiedenen und sinnreichen Arten ihre Leser zu lehren, daß die Uebersetzung der Schwartzschen Aeneis schlecht gerathen sey.

Viertens folget: Versuch einer Uebersetzung von

Fabeln

Fabeln aus einer deutschen Handschrift des vierzehnten Jarhunderts. Der Fabeln sind an der Zahl ein und zwanzig, von welchen berichtet wird, daß ein junger Mensch die Uebersetzung derselben in die heutige Mundart aus der alten deutschen Sprache übernommen habe, und das Urtheil der Kunstverständigen darüber vernehmen wolle. Worinn das vortheilhafte bey dieser Arbeit eigentlich gesetzet seyn soll, berichten die Herren Verfasser nicht weiter, als insofern man dieselbe als einen Beytrag zu den Nachrichten von der deutschen Poesie unter dem Schwäbischen Stamm ansehen könne.

Den Beschluß machet: Eine sinnliche Erzählung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Originalstückes von Cato. Da der Vorsatz einmal gefasset ist, alles, was von Gottscheden kommt, der beissenden Critik zur Ausübung ihrer Strafgerechtigkeit, oder vielmehr zur Sättigung der Affecten ihrer Freunde zu übergeben, so trifft die Reihe auch diejenigen Stücke, welche zur Verbesserung der Schaubühne den Deutschen in die Hände gegeben sind. Der Cato, als der erste Versuch des Herrn Gottscheds, wird hie auf eine Art angetastet, die man von den Verfassern bereits gewohnet ist; und wir zweifeln nicht, daß die gegenseitige Vertheidigung ausbleiben wird, weil man auf beiden Seiten noch nicht geneigt scheinet, einem Streit ein Ende zu machen, von dem unsers Erachtens sowenig

das Glück als die Ehre der einen oder der anderen Parthey abhänget.

## Innhalt.

# Innhalt.


I. Die Glückseeligkeit der Hochzeitdichter S. 331

II. Gedanken von den reichen Reimen in der deutschen Dichtkunst 356

III. Regeln zur Satyre. 362

IV. Gesammlete Nachrichten von den Barden. 384

V. Sammlung Critischer, Poetischer und anderer geistvollen Schriften 403

# Critischer Versuch

## zur Aufnahme der Deutschen Sprache.

Eilftes Stück.

Greifswald
bey Johann Jacob Weitbrecht. 1744.

# I.
# Fortsetzung der Regeln zur Satyre.

## §. 21.

Obgleich ein Satyrenschreiber nicht wichtige und offenbare Abweichungen von den moralischen Gesetzen zu Vorwürfen seiner Stachelschriften machen darf (§. 3. 5.), so ist doch dieses Verboth nicht also zu verstehen, als wenn solche Fehler in keiner Absicht satyrisch zu verspotten wären. Diejenigen, die auf eine grobe und offenbare Art die sittlichen Gesetze übertreten, begehen oft zugleich solche Thorheiten, die man mit Recht Ungereimtheiten nennen kan. Man lese nur mit Aufmerksamkeit die Geschichte, die uns von einigen Geitzigen, Tyrannen, Religionsspöttern, und andern Gottlosen sind aufgezeichnet worden, so wird man den von mir behaupteten Satz nicht in Zweifel ziehen. In so ferne also die wichtigen Fehler lächerliche Handlungen bey sich führen, kann man jener Verspottung dem Satyrenschreiber nicht verbieten (§. 5.). Aber hieraus folget, daß alsdenn das mit den groben Sünden verknüpfte Ungereimte das vornemste Augenmerk des Satyrenschreibers seyn müsse. Ob er gleich gezwungen ist, wegen der genauen Verbindung auch die wich-

tigen Fehler anzuführen, so muß er sie doch nur mit wenigen Worten berühren, und seine Schrift also einrichten, daß die Leser mit leichter Mühe erkennen können, daß seine vornehmste Absicht nicht sey, diese als solche zu beschreiben. (*) Der Herr Despreaux ist hierinnen ein Meister. Er bestrafet zwar sehr oft in seinen Satyren die wichtigsten Sünden; aber er wird niemal aus den einem Satyrenschreiber gesetzten Schranken schreiten. Ich will zur Erläuterung der vorher bewiesenen Regeln ein paar Exempel aus den Satyren dieses grossen Dichters anführen. Wenn er in der 8. Satyre die Unvernunft derjenigen Printzen abschildern will, welche ihre größte Glückseeligkeit in Eroberung und Verwüstung der Länder setzen; so stellet er sie nicht für, in so ferne sie Uebertreter der göttlichen Gesetze und Feinde des menschlichen Geschlechtes sind, er malet nicht verstöhrte Länder und Städte ab, und führt uns nicht auf eine Wahlstatt, um in uns Schrecken und Grausen zu erwecken; sondern er spottet vielmehr über die Thorheit des Grossen Alexanders, welcher, an statt in seinem Erbkönigreiche zu bleiben, und dasselbe weise und gerecht zu regieren, als ein Bandit herum streifte, und diese Erde mit dem Kriegesschrecken und seinen Thorheiten erfüllete. Er beklaget, daß Macedonien keine Tollhäuser, und Alexander keinen weisen Fürmund gehabt hat, der ihn in eines von diesen hätte einschliessen lassen. In der 10. Satyre

(*) Es ist fast unnöthig zu erinnern, daß ich unter die groben Fehler nicht diejenigen verstehe, die nur wegen der im 14. §. angeführten Betrachtungen also können genannt werden, sondern diejenigen, meyne, welche von wichtigen Gesetzen abweichen, und vor sich und unmittelbar uns sehr unglücklich machen.

tyre beschreibet er einen Geitzigen also, als es sich für einen guten Satyrenschreiber schicket. Er führet als ein merkwürdiges Exempel von demselben den Criminel-lieutenant zu Paris Jacob Tardieu an. Der gröβte Theil aber von dieser Erzählung bestehet darinnen, daβ er die lächerliche Kleidung und Aufführung dieses Geitzigen und seiner Frauen beschreibet.

## §. 22.

Durch das Wesen der Satyre ist derselben Verfasser zwar nicht eingeschränket, nur einige Arten der lächerlichen Handlungen zu verspotten, (§. 5.); aber die Klugheit räth ihn, unter der grosse Anzahl derselben nur diejenigen zu Vorwürfen seiner Stachelschriften zu erwählen, durch deren Abschilderung er den Endzweck der Satyren, nämlich die Besserung seiner Mitbürger (§. 16) am vollständigsten erhalten kann. Aus der Ursache lobe ich den Satyrenschreiber, der auf die herrschenden Ungereimtheiten seiner Mitbürger aufmerksam ist, und dieselben vor vielen andern verspottet. Denn eine Modethorheit hat sehr viele Anhänger und Liebhaber; fast alle aber von ihnen werden aus Neubegierde eine solche Stachelschrift lesen, um zu wissen, was derselben Verfasser von ihrer so lieben Gewohnheit geurtheilet habe. Wenn dieser nun die verspottete Thorheit vollkommen abgeschildert, ihr allen blendenden Schein genommen, und sie in ihrer schändlichen Blösse dargestellet hat, so kann er sich die Hoffnung mit Grunde machen, viele auf einmal zu bessern. Ein Satyrenschreiber handelt wieder den ihn fürgeschriebenen Endzweck, und folglich thörigt, wenn er gleichsam schon gestorbene und fast gänzlich vergessene ungereimte Gebräuche in seinen Stachel-

schriften verspottet, und sie dadurch gleichsam wieder lebendig machet. Keine Satyre ist vernünftig, als nur welche solche Thorheiten bestraffet, die entweder unter allen Völkern und zu allen Zeiten Liebhaber haben, oder, die in einem einzelnen Lande, oder gar nur in einer grossen Stadt, zu der Zeit, da die Satyre geschrieben worden, herrschen. In einer Satyre von der letzten Art müssen oft solche Begebenheiten und Gebräuche als Beweise und Erläuterungen mit wenigen Worten angeführet werden, die zwar zu der Zeit, wenn jene verfertiget worden, zur Genüge bekannt sind; aber hernach vergessen, und also den Nachkommen dunkel werden. Aus dem Grunde können solche Satyren in den folgenden Zeiten nicht vollkommen verstanden werden, wenn man nicht bey Zeiten, da noch alles in frischen Andenken ist, die Abzielungen auf besondere Begebenheiten, und Personen durch Anmerkungen erkläret. Es würden uns in den übriggebliebenen Satyren der Lateiner nicht so viele Stellen dunkel seyn, wenn sich jemand bald nach derselben Verfertigung eben die Mühe gegeben hätte, die sich der Herausgeber der gesammten Werke des Herrn Despreaux gegeben hat, welcher alle Stellen, von welchen er befürchtet, sie möchten der Nachkommenschaft dunkel seyn, in den unter den Text gesetzten Anmerkungen erläutert hat. Solche kurtze Erklärungen würden uns den Verstand dieser alten Satyren viel deutlicher zeigen, als die grosse Menge von commentariis und notis variorum, welche fast nur geschickt sind, den Leser verwirrt zu machen.

§. 23.

Es ist gestritten worden, ob ein Satyrenschreiber noch lebende Personen als Muster der von ihm verspot-

teten

teten Thoren mit Namen anführen dürfe, und wenn es geschehen, ob diese ihn als einen Ehrenräuber ansehen und anklagen können? Man kann diese Streitfrage aus den vorher erklärten Eigenschaften eines Satyrenschreibers, und aus der Erklärung eines Ehrenräubers entscheiden. Eines Satyrenschreibers eigentliche und vornehmste Beschäfftigung muß die Bestraffung geringer nnd versteckter oder lächerlicher Fehler seyn, und wenn er ja grobe Verbrechen wegen der genauen Verbindung mit den Ungereimtheiten berühren muß, so muß es doch nur mit wenigen Worten geschehen, (§. 5. 21.). In den Satyren können demnach sowol solche lächerliche Handlungen verspottet werden, die mit keinen wichtigen Fehlern vergesellschaftet sind, als auch solche, welche diese zu Gefährten haben. In Ansehung beider Arten der Satyren kann man die vorhergesetzte Frage nicht auf einerley Art entscheiden. Wenn man in einer Satyre von der ersten Art noch lebenden Menschen als das Original des verspotteten Thoren auffühvet, so hat dieser kein Recht zu klagen, daß sein ehrlicher Name dadurch sey beleidiget worden, weil dieses nur alsdenn geschehen ist, wenn man ihn grober und offenbahrer Verbrechen beschuldiget hat. Führet man aber in der letzten Art der Satyren einen noch lebenden Menschen zum Beweise an, so muß man ihm auch zugleich der mit den lächerlichen Handlungen genau verbundenen groben Sünden Schuld geben. Dadurch greifet man ihn aber allerdings an seinen ehrlichen Namen, und er hat Recht, den Satyrenschreiber als seinen Ehrenräuber anzuklagen. Diesen letzten Fall wird also wol keiner vertheidigen. In dem ersten Falle aber kann nach den äussern Recht dem Satyren-

schreiber die namentliche Aufführung noch lebender Personen nicht gewehret werden. Eine andere Frage aber ist, ob es der Klugheit gemäß sey, sich allezeit dieser Freyheit zu bedienen? Auch diese verdienet eine Untersuchung. Wenn der Verfasser der Satyre die Absicht hat, den von ihm öffentlich verspotteten zu bessern, so ist es nicht klüglich gehandelt, daß er fast vor aller Welt desselben Blösse aufdecket, und seine Thorheit bekannt machet. Denn dieser wird dadurch gewiß zornig werden. Dieser unangehmer Affect wird aber seinem Verstande so sehr umnebeln, daß er nicht den ihn von dem Satyrenschreiber gezeigten Weg zu vernünftigen Handlungen sehen, für gut halten und folgen kann. Wenn aber der Satyrenschreiber keine gegründete Hoffnung mehr hat, den Verspotteten zu bessern, wenn sich dieser weder durch heimliche, offenbare, verblümte, höfliche noch ernstliche Ermahnungen zur vernünftigern Aufführung bewegen lassen will, und wenn seine Thorheiten schon vielen seiner Mitbürger bekannt sind, so halte ich es nicht für unbillig, daß er in einer Satyre mit den lebendigsten Farben abgeschildert, und seinen Mitgesellen zum Exempel und Schrecken aufgestellet werde. Ich darf dieses nicht weitläuftiger ausführen, weil schon vor mir der Herr Liskow diese von den besten Satyrenschreibern zu allen Zeiten gebrauchte Freyheit gründlich in der Untersuchung der Frage: Ob Briontes der jüngere ꝛc. vertheidiget hat. Aber die Liebe zur Besserung der Menschen und Ausbreitungen der Tugenden, nicht aber ein persönlicher Haß und die Begierde sich zu rächen, müssen die Bewegungsgründe seyn, weswegen ein Satyrenschreiber einen noch lebenden Thoren verspottet. Wenn gleich dieser

einer

einer öffentlichen Auslachung werth ist; aber nicht desselben lächerlicher Charakter, sondern vielmehr eine niederträchtige Begierde zur Rache dem Satyrenschreiber die Spöttereyen eingegeben hat, so hat dieser das den Sittenlehrern fürgeschriebene Gesetze übertreten: nicht die Personen sondern nur ihre Laster und Thorheiten zu hassen. Diese Regel hat Herr Liskow besser als Herr Despreaux beobachtet. Jener bezeuget in der Vorrede zu seinen gesammten Satyren, daß er die Person des Hr. M. Sivers beständig geliebet, und wegen verschiedener guten Eigenschaften hochgehalten, aber seine Schriften allezeit verabscheuet habe. Er gestehet ferner, er habe damal, als er die Satyre Briontes der jüngere geschrieben, den Herrn Prof. Philippi von Person nicht gekannt, nur seine schlechte Reden und und Gedichte hätten ihn zur Verfertigung dieser Satyre bewogen. Mir sind keine Ursachen bekannt, warum man dieses Bekenntniß für verstellet halten sollte. Hingegen aber hat man wichtige Gründe zu argwohnen, daß den Herrn Despreaux nicht allezeit der Abscheu für die Thorheiten, sondern oft ein persönlicher Haß zur Nennung einiger Personen in seinen Satyren bewogen habe. Man darf nur die Anmerkungen lesen, wodurch der Herausgeber der gesammten Werke dieses Poeten einige Stellen in desselben Gedichte erläutert hat. Es war eine dem Herrn Despreaux sehr gewöhnliche Rache daß er dem Namen seines Feindes eine Stelle in seinen Satyren gab. Ward er hernach mit demselben wieder versöhnet, so ließ er denselben in der neuen Auflage der Satyre aus, und setzte an dessen Stelle eines andern Feindes Namen. Hiemit endige ich die Erklärung derjenigen Regeln, die bey der Verfertigung

einer

einer jeden Satyre beobachtet werden müssen. Es ist von meinem in 4ten §. gethanen Versprechen nichts mehr übrig zu erfüllen, als nur daß ich die verschiedenen Arten der Satyre anführe, und einer jeden ihre besonderen Regeln fürschreibe. Man wird mit mir zufrieden seyn, wenn ich nur die vornehmsten Arten erkläre; denn diese Abhandlung würde gar zu weitläuftig werden, wenn ich alle beschriebe.

§. 24.

Die Quellen von verschiedenen Arten der Satyre sind die unterschiedene Wege, wodurch man das Lächerliche an den menschlichen Handlungen entdecken, beweisen und andern zeigen kann, welche ich in den 7-9 §. erkläret habe. Ich will diese Quellen als Leitfaden gebrauchen, die vornehmsten Arten der Satyre zu finden, und ihre Naturen am deutlichsten und vollständigsten zu beschreiben. Der erste Weg, jemanden das Lächerliche an einer Handlung zu zeigen, ist: daß man die Beschaffenheiten von derselben anführe, welche anzeigen, daß sie von den moralischen Gesetzen abweiche. Hernach beweise man daß die Abweichung entweder geringe, oder unter vielem scheinbaren Guten versteckt sey, (§. 7.). Durch diese Lehrart kann man satyrische Charakters verfertigen, welche nämlich nichts anders als sinnliche Abschilderungen der Thoren sind. Ich habe schon von dieser Art der Satyre aus der einzigen Eigenschaft derselben, daß sie sinnlich seyn müsse, in dem 12ten §. folgende Regeln festgesetzet und erkläret: 1) muß ein solcher Charakter von einer philosophischen Erklärung sehr unterschieden seyn; 2) dürfen die darinnen angeführten Kennzeichen nicht unordentlich unter

einander

einander geworfen, und keines ehe angeführet werden, bis derjenige Zustand des Dinges beschrieben wird, in welchem es demselben zukommt. Aber diese ist nicht die einzige Regel, die aus der erwähnten Eigenschaft fliesset. Ein jedes Ding hat Kennzeichen und Beschaffenheiten, die man nicht ehe entdecken kann, bis man sich andere Kennzeichen an eben dem Dinge deutlich fürgestellet, aufgewickelt, und wieder nach ihren Merkmalen geforschet hat. Die Erkenntniß solcher Beschaffenheiten gehöret für die obere Fürstellungskraft, und eine Beschreibung, die aus dergleichen Kennzeichen bestehet, erfordert einen Lehrer, der die Tiefsinnigkeit liebet, und sie zu erlangen suchet. Aber hieraus ist leicht zu begreiffen, daß ein satyrischer Charakter einer solchen Beschreibung nicht ähnlich seyn dürfe. Denn jener muß sinnlich seyn, und durch die untere Fürstellungskraft begriffen werden können, (§. 10. 12.) Er muß uns daher nur dasjenige von den Thorheiten fürstellen, welches in die Augen fällt, oder sonsten empfunden werden kann; die geheimen Triebfedern aber, die den Thoren zu seinen Handlungen treiben, die Winkel und das innerliche des menschlichen Hertzens darf er nicht unmittelbar aufdecken, sondern den Leser aus den beschriebenen Ausbrüchen und Würkungen schlüssen lassen. Aus dem Grunde kann ich nicht allen von dem Herrn von Bruyere verfertigten Charaktern diesen Namen beylegen. Denn nach seinem eigenen Geständniß ist seine Absicht nicht so sehr gewesen, die äusserlichen und lächerlichen Handlungen der Thoren zu beschreiben, als vielmehr uns die Fehler des Gemüths, die Winkel des Herzens, das Innere des Menschen, und den Grund, aus welchem alle ihre Bos- und Schwachheiten entste-

hen

hen, bekannt zu machen. Er unterscheidet selbst hiedurch seine Beschreibungen von den Charaktern des Theophrasts, welcher uns durch Fürstellung vieler äusserlichen Dinge, die er an den Menschen bemerket hat, durch seine Thaten, Sprache und Aufführung lehren wollen, welches die Quelle sey, aus welcher alles dieses entspringet. (*)

§. 25.

Ein satyrischer Charakter soll uns nicht sowol das Ungereimte allein und abgesondert, als vielmehr die Thoren selbst, oder die Ungereimtheiten beschreiben, in soferne sie an einer Person bemerket werden. (§. 24.) Derowegen ist es eine Pflicht des Verfertigers solcher Charaktern, daß er entweder eine würkliche oder erdichtete Person abschildere, welche die zu beschreibende Thorheit entweder würklich besitzet, oder der sie doch angedichtet ist. Diese Art der Satyre muß also zwar solche lächerliche Handlungen besthreiben, die verschiedenen Menschen gemein sind; aber diese müssen doch als einzelne oder individuelle, und als solche Thorheiten fürgestellet werden, die in einem entweder würklich, oder doch nach des Dichters Fürgeben, existirenden Menschen verhanden sind. Der Satyrenschreiber muß

seinen

(*) L'on s'est plus appliqué aux vices de l'esprit, aux replis du ceur, & a tout l'interieur de l'homme, que n'a fait Theophraste: & l'on peut dire, que comme ses Caracteres par mille choses exterieures qu' ils font remarquer dans l'homme, par ses actions ses paroles & ses demarches, apprennent quel est son fond, & fout remonter jusques a la sources de son dereglement; tout au contraire les nouveaux Caracteres deployant d'abord les pensées, les sentimens & les mouvemens des hommes, decouvrent le principe de leur malice & de leurs faiblesses. Discours sur Theophraste p. m. 29.

seinen Held in verschiedene Umstände, Geschäffte und Gesellschaften setzen, und die verschiedenen Gestallten beschreiben, in welchen die abgeschilderte Thorheit alsdenn erscheinet. Aber er darf nicht, um seinen Charakter zu verlängern, ausschweifen, und Umstände anführen, die zu seinem Endzweck nichts beytragen. Alle seine Bemühungen müssen dahin abzielen, dem Leser sinnlich klare und lebhafte Begriffe von der abzuschildernden Ungereimtheit zu erwecken. Des Theophrasts Charakters können uns hierinn zu vortrefflichen Exempeln dienen. Er wählet die am meisten in die Sinne fallenden und lächerlichsten Handlungen zu seinen Beschreibungen, er setzet seinen Held zwar in viele Umstände, und zeiget ihn in vielen Gesichtspunkten; aber kein Umstand ist überflüssig, sondern alle zielen dahin, uns den Thoren als einen solchen von verschiedenen Seiten darzustellen und kennbar zu machen. Z. E. in dem Charakter eines Schmeichlers beschreibt er zuerst desselben Aufführung, wenn er mit demjenigen, den er schmeichelt, allein ist; aber auch diese Beschreibung ist nicht einfach, sondern er zeiget seinen Thoren von mehr als einer Seite. Hernach zeiget er, wie der Schmeichler in Gesellschaften, bey Tische, und in andern Gelegenheiten seinen Endzweck zu erhalten suchet. Aber wird nicht ein satyrischer Charakter durch die kurz vorher erwiesene Regel, daß darinnen ein Thor in verschiedene Umstände gesetzet, und von mehr als einer Seite gezeiget werden soll, mit der Geschichte in einem satyrischen Roman vermenget, oder, worinnen sind sie unterschieden? Es ist der Mühe werth, diesen Unterscheid festzusetzen, weil er uns Gelegenheit giebet, noch eine nöthige Regel von den Charakteren zu erklären.

Sowol

Sowol in einem satyrischen Charakter als auch in einem satyrischen Roman wird ein Thor nach seinen Handlungen abgeschildert; in beiden wird eine einzelne Person als die Hauptperson angenommen, und die lächerlichen Thaten werden ihm als individuelle Eigenschaften beygeleget. In diesen Stücken kommen sie mit einander überein. Aber in einem Roman muß die Geschichte in einem Zusammenhange fürgetragen werden. Ein Zustand muß den Grund in sich halten, warum die Hauptperson in einen andern Zustand kommt, und alle Erzählungen müssen dahin abzielen, daß der Knoten oder die Verwirrung auf eine begreifliche und scheinbare Art aufgelöset werden möge. Aber in einem Charakter dürfen die Umstände, darinnen der abgeschilderte Thor gesetzet wird, keinen Zusammenhang haben, und ist in demselben kein Knote, der aufgelöset werden darf. Daher ist ein Roman gemeiniglich viel länger als ein Charakter, weil in diesem der Zusammenhang und die Verwirrung fehlen. Wenn ein Satyrenschreiber einen verliebten Thoren charakterisiren wollte, so würde er sich viel kürzer fassen, als der Verfasser der Faux Clelie und des Don Quischot.

§. 26.

In einem satyrischen Charakter kann entweder eine würkliche oder neu erdichtete Person abgeschildert werden (§. 25.). Aber durch welches von diesen beiden Bildern erhält ein Satyrenschreiber seine Absicht am beßten? Derjenige Character übertrifft einen andern an Vollkommenheit, der uns von dem zu beschreibenden Thoren eine klärere und lebhaftere sinnliche Fürstellung machet, als der andere. (§. 24.) Diese wird

aber

aber in uns erwecket, wenn der Thor in viele Umstände gesetzet, und von vielen Seiten gezeiget wird. (§. 25.) Hieraus folget, weil ein vollkommener Charakter einem unvollkommenen allezeit vorzuziehen ist, und man durch jenen seinen Endzweck vollständiger als durch diesen erhält, daß in den meisten Fällen vielmehr erdichtete als würkliche Personen zu Urbildern der satyrischen Charaktern zu erwählen sind, wenn ich beweisen kann, daß jene in mehrere Umstände als diese gesetzet, und folglich dadurch von der zu verspottenden Ungereimtheit eine klärere sinnliche Fürstellung gemacht werden kann. Es ist dieses aber so gar schwer nicht auf eine wahrscheinliche Art zu beweisen. Denn wie selten findet man einen Thoren, der sich fast in allen Umständen, darinn er kommt, nur sollte von einer einzigen Thorheit regieren lassen! Die Verstellung, die Vermischung von vielen lächerlichen Neigungen, und die Handlungen, die aus diesen verbundenen Ursachen entspringen, legen einem obgleich erfahrnen und klugen Erforscher der menschlichen Gemüther viele Schwierigkeiten in den Weg, einem Thoren seine gehörige Klasse anzuweisen, und zu bestimmen, aus welcher Quelle diese oder jene lächerliche Handlung entsprungen ist. Wie leicht ist es daher nicht, daß der Satyrenschreiber eine von einer Person bemerkte ungereimte That einer falschen Ursache zuschreibet, und sie einer in einem Charakter zu beschreibenden Thorheit als eine Eigenschaft beyleget, der sie doch nicht zukommt! Hernach, wie selten hat man Gelegenheit, selbst ein Zeuge zu seyn, oder auch nur von glaubwürdigen Zeugen zu erfahren, wie sich ein Thor in den Umständen, darinnen er gesetzet worden, aufgeführet, und unter welchen unterschiedenen Gestalten die

zu beschreibende Ungereimtheit erschienen ist! Kann man aber nicht aus diesen allen den Schluß ziehen, daß eine würkliche Person kein bequemes Urbild zu einem satyrischen Charakter sey? Aber alle diese Schwürigkeiten haben nicht statt, wenn man sich das Urbild erdichtet. Von demselben ist der Satyrenschreiber der Schöpfer, und er kann seine Geschöpfe in so viel Umstände setzen, als ihm beliebet. Wenn er das menschliche Gemüth wol kennet, und einen deutlichen und richtigen Begriff von der abzuschildern den Ungereimtheit hat, so ist es ihm leicht ein Bild zu verfertigen, das vielen Menschen ähnlich ist, und uns die wahren Würkungen einer Thorheit fürstellet. Aber auch alsdenn darf ein Satyrenschreiber die existirenden Thoren nicht aus den Augen setzen. Er muß auf derselben Aufführung sehr aufmerksam seyn, und von vielen Thoren die offenbaresten und merkwürdigsten Ungereimtheiten absondern, und sie seiner erdichteten Person beylegen, wenn sie anders bey einander bestehen können. Dadurch wird seine Beschreibung klärer, sinnlicher, wahrscheinlicher und allgemeiner. Jedoch will ich nicht überhaupt verbiethen, eine würkliche Person in einem satyrischen Charakter abzuschildern. Denn wenn der Satyrenschreiber eine Person sehr genau kennet, diese sich vornemlich von einer einzigen Thorheit regieren lässet, und es also unzweifelhaft ist, daß die meisten ihrer Handlungen aus dieser entspringen, so ist es mehr zu loben als zu tadeln, wenn eine Thorheit gleichsam nach dem Leben abgeschildert wird.

§. 17.

Wenn wir uns eine Sache sinnlich klar fürstellen, so stellet sich zwar die Seele so viele Kennzeichen von der-

derselben für, als zureichend sind, sie von andern zu unterscheiden; aber jene ist sich keines Kennzeichens besonders bewußt, sondern stellet sich dieselben alle auf einmal für. Da nun ein satyrischer Charakter sinnlich seyn soll, (§.24.) und er uns einen klaren Begriff von der beschriebenen Thorheit verschaffen muß, so muß er also eingerichtet werden, daß wir dadurch von der zu beschreibenden Ungereimtheit nur einen verwirrten Begriff bekommen. Aber streitet dieses nicht mit der in dem 25ten §. erwiesenen Regel, daß in einem Charakter ein Thor von vielen Seiten gezeiget, und die verschiedenen Ausbrüche seiner Thorheit fürgestellet werden? Kann man nicht die alsdenn angeführten lächerlichen Handlungen als Kennzeichen der abgeschilderten Ungereimtheit ansehen? Muß man aber nicht derowegen gestehen, daß die Merkmale von derselben besonders angeführet, und daß folglich der Fürwurf des Charakters sey deutlich gemacht worden? Diesem Einwurf fehlet nicht aller Schein, und er verdienet daher um sovielmehr eine Wiederlegung. Ich gebe zu, daß ein satyrischer Charakter in einem gewissen Verstande eine deutliche Fürstellung von seinem Fürwurfe darstelle, aber auch in einem andern Verstande in uns von demselben nur einen verwirrten Begriff erwecke. Denn insoferne er eine jede der angeführten Thaten des abgeschilderten Thoren besonders fürstellet, erwecket er in uns von demselben einen deutlichen Begriff. Aber weil alle Handlungen mit den Sinnen und der Unterfürstellungskraft müssen begriffen werden können, (§.24) so dürfen von ihnen nicht wieder ihre Kennzeichen besonders angeführet werden. Derowegen bestehet ein satyrischer Charakter aus sinnlichen Merkmalen, und ist demnach

selbst sinnlich zu nennen. Aus dem Grunde müssen die Worte, dadurch eine Handlung in einem Charakter angezeiget wird, zwar in uns einen klaren aber nur verwirrten Begriff von derselben hervorbringen. Eine Handlung oder ein Kennzeichen des abgeschilderten Thoren muß daher nur mit wenigen aber zureichenden Worten ausgedrucket werden: Sie müssen nämlich die Merkmale von der beschriebenen That auf einmal, nicht aber aus einander gesetzet und deutlich ausgewickelt fürlegen, und geschickt seyn, dem Leser eine so klare Fürstellung von der durch sie angezeigten Sache zu verschaffen, daß diese den Stoff in sich enthält, wodurch der Leser in sich durch Nachdenken einen deutlichen und vollständigen Begriff erwecken kann. Diese wichtige Regel verdienet, daß ich sie durch einige Exempel erläutere. Vermuthlich hat der Stammvater der Charakterschreiber Theophrast die bey vielen Griechen so beliebte Kürze auch in seinen Charaktern beobachtet, aber ich kann doch aus denselben hievon keine Exempel anführen, weil ich ietzo nicht den Grundtext, sondern nur die Französische Uebersetzung des Hn. von Brüyere besitze, in welcher nicht die den Griechen so gewöhnliche Kürze ist mit ausgedruckt worden. Ich will derowegen aus einigen neuern satyrischen Charaktern Beyspiele von der vorher bewiesenen Regel anführen. Wenn Herr Despreaux in seiner 10ten Satyre ein verbuhltes Frauenzimmer beschreibet, wie sie Anbeter von allerhand Art und Stande habe, so beschreibt er nicht mit vielen Worten diese verschiedene Arten der Mannspersonen, ja er gestehet nicht einmal diese Absicht gerade zu, sondern er läßt uns diese nur schlüssen, und die einzige Frage ist ihm schon zureichend, seinem Freunde dem

Alcippe

Alcippe davon einen verwirrt klaren Begriff zu machen:

Entre nous verras-tu d'un esprit bien tranquille,
Chez la Femme aborder & la Cour & la Ville?

Wenn Alcippe hat nachdenken wollen, so hat er aus der Frage seines Freundes leicht den Schluß ziehen können, daß, weil Paris eine Residenzstadt ist, der Hof und die Stadt alle Arten von Einwohnern in derselben in sich schliessen. Der Rath, den dieser Dichter in eben dieser Satyre vom 194 = 200ten Verse seinem Freunde giebet, hält eine lebhafte aber doch nur verwirrte Fürstellung eines geschminkten Frauenzimmers in sich. Ich will nur die Verse hersetzen, die Auswickelung der Gedanken aber aus Liebe zur Kürze dem eigenen Fleisse der Leser überlassen:

Si tu veux posseder la Lucrece à ton tour
Atten, discret Mari, que la Belle en cornette
Le sois ait etalé son teint sur la toillette;
Et dans quatre mouchoirs, de sa beauté salis,
Envoie au Blanchisseur ses roses & ses lis.

Die tugendhafte Pamela ist auch eine Meisterinn in Verfertigung satyrischer Charakter. In dem 46ten Brief des 4ten Bandes ihrer Geschichte schildert sie eine alte Jungfer, die noch für jung will gehalten werden, aus welchem Charakter ich auch meine Regel erläutern kann. Sie entdecket uns mit den wenigen Worten die Quelle aller Thorheiten der Jungfer Judith, daß sie es gerne sehe, daß man sie mit dem Titel der Miß beehre. Wer sich nun der Gewohnheit der Engelländer erinnert, daß sie diesen Titel nur jungen Jungfern geben, der wird die nette Kürze dieses Zuges

in dem Charakter einer alten thörichten Jungfer loben. Wegen dieser netten Kürze, die uns auf eine verwirrte Art das Wesen der abzuschildernden Sache fürstellet, ist auch der Zuschauer zu loben. Ich will nur ietzo den Charakter in dem 504ten Stück von einem Lügner, der nur deswegen lüget, weil er sich eine Ehre daraus machet, andere zu überreden was er will, zum Exempel anführen. Er saget, ein solcher Lügner ist ein Mensch, welcher uns für Narren hält, weil wir ihn nicht für einen Schelm halten.

§. 28.

Die im vorhergehenden §. angeführten Exempel aus der Pamela und dem Zuschauer geben mir Gelegenheit, die Frage zu untersuchen, ob es nothwendig oder auch nur rathsam sey, daß ein Charakterschreiber den Theophrast nachahme, und den Anfang eines Charakters mit einer kurzen Erklärung von den darinnen abzuschildernen Thoren mache? Für ein unbedingt nothwendiges Stück von einem Charakter halte ich eine solche Erklärung nicht. Denn der ganze Charakter bestehet aus einer Beschreibung des Thoren, welcher hat abgeschildert werden sollen. Warum sollte es denn wol unbedingt nothwendig seyn, einen kurzen Innbegriff von der folgenden weitläuftigeren Beschreibung vorher zu setzen? In einem Charakter werden die äusserlichen Würkungen oder Ausbrüche einer Ungereimtheit erzählet (§. 24.), aus welchen ihre Quelle kann geschlossen werden. Aus welchem Grunde sollte demnach ein Charakterschreiber unverbrüchlich verbunden seyn, diese Quelle vor ihren Würkungen ausdrücklich anzuzeigen? Aber ob man gleich nach dem vollkommenen Recht hiezu nicht verbunden ist, so verschaffet es doch dem

Leser

Leser die Bequemlichkeit, daß er von der Vollkommenheit eines Charakters desto leichter urtheilen kann. Denn man kann einen Charakter nicht ehe beurtheilen, ehe man weiß, welcher sein Fürwurf ist, weil, wie aus den vorhergehenden §§en klar ist, die Beurtheilung desselben darinnen bestehet, daß man untersuchet, ob die darinnen angeführte Kennzeichen dem zu beschreibenden Fürwurf zukommen, und ob wir durch jene einen lebhaften und verwirrt klaren Begriff von diesem bekommen können? Wir können zwar den Fürwurf entdecken, ob er gleich nicht ausdrücklich ist angezeiget worden, wenn wir nur den Charakter mit Aufmerksamkeit lesen, und Acht haben, worauf alle angeführte Umstände abzielen, oder wenn wir uns auf eine Thorheit besinnen, aus welcher alle erwähnte Handlungen flieſſen; aber wer diese Mittel gebrauchen will, dessen Seele muß zur Aufmerksamkeit gewohnt seyn, und sich eine Fertigkeit zu schlieſſen erworben haben, welche Eigenschaften aber nicht alle diejenige besitzen, für welche satyrische Charakter geschrieben werden. Die Ueberschrift über einen Charakter ist auch sehr oft dem Leser dunkel, und lehret ihn daher nicht, wovon in demselben soll gehandelt werden; hieraus ist klar, daß, um allen Mißverstand vorzubeugen, und den Leser in den Stand zu setzen, von einem Charakter leicht und richtig zu urtheilen, es sehr oft rathsam sey, den Anfang eines satyrischen Charakters mit einer kurzen Erklärung von dem abzuschildernden Thoren zu machen, welche der Schlüssel zu der ganzen folgenden Beschreibung ist. Muß aber eine solche Erklärung philosophisch seyn, und folglich dem Leser von der erklärten Sache einen deutlichen Begriff verschaffen, oder muß sie nur sinnlich

seyn, und also in uns nur eine verwirrte Fürstellung erwecken? Ich halte zwar dafür, daß beides nicht mit dem Wesen eines satyrischen Charakters streite; aber daß doch dieser vollkommener sey, wenn die kurze Erklärung sinnlich, als wenn sie philosophisch ist. Denn ein satyrischer Charakter muß eine sinnliche Beschreibung seyn, (§. 24.); ist derowegen die vorangesetzte Erklärung auch sinnlich, so ist eine grössere Uebereinstimmung, und folglich eine grössere Vollkommenheit da, als wenn diese deutlich ist. Aber wenn auch die Erklärung die zuletzt angeführte Beschaffenheit besässe, so würde doch der ganze Charakter den Namen eines satyrischen Charakters verdienen. Denn wenn nur die auf die Erklärung folgende Abschilderung des Thoren sinnlich wäre, so könnte doch der gröβte Theil des Charakters mit der untern Fürstellungskraft begriffen, und folglich könnte doch ein solcher Charakter eine sinnliche Beschreibung eines Thoren genannt werden. Hierinnen bestehet aber das Wesen eines satyrischen Charakters (§. 24). Hat aber ein Satyrenschreiber die Absicht einen vollkommenen Charakter zu verfertigen, so müssen die im 27ten §. angeführte Regeln bey der voran zu setzenden Erklärung beobachtet werden. Sie muß nemlich aus wenigen aber zur Erweckung eines verwirrten Begriffes zureichenden Worten bestehen. Es würde daher thörigt seyn, wenn ich eine gewisse Anzahl von Wörtern fürschreiben wollte, die man bey der Verfertigung solcher Erklärungen niemal überschreiten dürfte. Eine Erklärung in einem vollkommenen satyrischen Charakter ist innerlich kurz, wenn zu derselben nicht mehrere Wörter sind gebrauchet worden, als nothwendig sind, von der zu beschreibenden Sache einen

verwirrten Begriff dem Leser zu verschaffen. Sie bekommt aber noch eine grössere Schönheit, wenn sie in eine Metapher oder andere uneigentliche Worte abgefasset wird, weil diese allen sinnlichen Reden zu einer grossen Zierde dienen. Man setze nicht des Theophrasts Charakter der von mir kurz vorher angeführten Regel, daß die Erklärung vor einem satyrischen Charakter aus wenigen Worten bestehen solle, entgegen. Obgleich in der französischen Uebersetzung der Charakter dieses alten Griechen die Erklärungen wol hätten kürzer gefasset werden können, so gestehet doch auch der Uebersetzer, daß sie in dem Grundtext viel kürzer sind, er habe sie aber ausgedehnet, um sie, wie er fürgiebt, verständlicher zu machen (a). Die beßten unter den neuern Charakterschreibern haben diese Regel auch beobachtet, und entweder ihre Erklärungen in Metaphern eingekleidet, oder, wenn sie eigentliche Worte gebrauchet, kurz und körnigt geschrieben. Ich habe schon in dem 27ten §. zwey Exempel aus der Pamela und dem Zuschauer angeführet. Das 494te Stück dieses vortrefflichen Buches giebet uns noch ein ander Exempel die vorher gesetzte Regel zu erläutern. Es wird in demselben Sombrius, ein Mensch, der das lachen für eine Uebertretung seines Taufbundes hält, beschrieben. Der Verfasser kleidet die vor diesem Charakter gesetzte Erklärung in eine Metapher ein, und schreibet: Sombrius ist ein Sohn der Schwermuth. Dieses giebet uns seine



(a) Les definitions qui sont au commencement de chaque chapitre ont eû leurs difficultez ; elles i sont courtes & concises dans Theophraste, selon la force du Grec & le style d'Aristote, qui lui en à fourni les premiers idées : on les a étenduës dans la Traduction pour les rendre intelligibles. Discours sur Theophraste p.m.31.

Natur und die Quelle aller der von ihm hernach angeführten Handlungen zu erkennen. Die vernünftigen Tadlerinnen haben auch nicht ungeschickte obgleich nicht in allen Stücken vollkommene Charakter in ihren Blättern hinterlassen. Vornehmlich haben sie sich nicht bemühet, die Züge in ihren Charaktern kurz zu fassen, die Gedanken zusammen zu drengen, oder körnigt zu schreiben, welches doch eine nothwendige Eigenschaft einer sinnlichen Rede und eines satyrischen Charakters ist, (§.27.) Aber dieser Fehler hindert doch nicht, daß nicht viele von ihren Abschilderungen viele Schönheiten besitzen sollten, und es würde mir leicht seyn, aus einigen die in diesem §. erklärten Regeln zu bestättigen. Ich glaube aber nicht, daß meine Leser diese Bemühnng von mir fordern, vielmehr aber verlangen werden, daß ich meine Beschuldigung wieder diese Blätter durch einige Proben aus denselben beweise. In dem 9ten Stücke wird die Clarimene ein hochmüthiges Frauenzimmer vom bürgerlichen Stande abgeschildert. Dieser Charakter verdienet allerdings sein Lob, aber der Zug, darinnen ihre stolze Aufführung gegen die jungen Mannspersonen ausgedrücket wird, ist gar zu weitläuftig. Ein jeder, der sich die Mühe geben, und ihn mit Aufmerksamkeit lesen wird, wird mit mir einig seyn, daß man die darinnen fürgetragene Gedanken viel nachdrücklicher in wenigern Worten hätte fassen können. Die in dem 15. Stück vor dem Charakter des Narcissus gesetzte Erklärung ist zu matt und weitläuftig. Denn hätten nicht die Sätze: Die Natur hat ihn mit einer verliebten Seele begabet, und sein Körper ist so beschaffen, daß er nichts unangenehmes an sich hat, in einen Satz ge-

gebracht, und folglich diese Erklärung kürzer und körnigter gemacht werden können? Die Gedanken würden schon mehr zusammen gedränget, und für eine sinnliche Rede geschickter gewesen seyn, wenn man sie also ausgedrucket hätte: **Seine verliebte Seele hat eine schöne Wohnung.** In der Erklärung vor dem Charakter des Harpax, der in dem 19. Stück stehet, ist eine Tautologie, und er ist folglich ohne Nothwendigkeit weitläuftig: **Harpax ist ein reicher Geizhals, der nichts als das Geld hochschätzet.** Ich bin versichert, daß vernünftige Liebhaber der vernünftigen Tadlerinnen diese freymüthige Critik nicht übel aufnehmen werden. Ich spreche diesen Blättern deswegen nicht alle Schönheiten ab, sondern ich halte sie für eine der beßten Wochenschriften, die in Deutschland an das Tageslicht gekommen sind. Ich will meine Gedanken über die satyrischen Charakter damit beschliessen, daß ich die Satyrenschreiber noch vor einem Fehler warne, der zuweilen bey Verfertigung derselben begangen wird. In einem satyrischen Charakter muß ein Thor von verschiedenen Seiten gezeiget, und seine Handlungen beschrieben werden, die er, nachdem er in verschiedene Umstände kommt, verrichtet, (§. 25.). Hierinnen versehen es diejenige Satyrenschreiber, die in einem Charakter nur allein solche Eigenschaften anführen, die der abgeschilderte Thor in allen Umständen, darinnen er gesetzet wird, besitzet. Unter den Paar Dutzend Charaktern, welche in der 2ten Probe satyrischer und moralischer Meisterstücke stehen, finde ich einige, die diesen erwähnten Fehler haben. Z. E. der Charakter von einer Hure lautet also: „Sie ist ein süsses Gift„ eine bittere Wurzel. Der Vorhof zur Hölle. Eine„

„Gelegenheit zur Armuth. Eine Schändung des Leibes. „Eine Mutter abscheulicher Krankheit. Eine Schwä„chung natürlicher Kräfte. Eine Verderbung schöner „Gestalt. Eine Verblendung der Sinnen. Eine Ver„liehrung des ehrlichen Namens. Eine Unruh des Ge„müths. Eine Quelle alles Unflats. Ein Abscheu aller „redlichen Leute. Eine Verführung unschuldiger Herzen. „Eine stete Angst der Seele. Eine Verjagung der „reinen Geister. Kurz, sie ist der Pandora Windbüchse, „und das lebendige Grab einer todten Seele.„

Ich bin genöthiget, die Erklärung der Regel zu den übrigen Arten der Satyre in eines der folgenden Stücke dieses Critischen Versuches zu versparen.

# II.
# Vermischte Anmerkungen.

## I.

Das berufene Vorspiel, das stachlichte epische Gedichte, hat in den critischen Betrachtungen und freyen Untersuchungen, welche die Schweitzer zum Aufnehmen und zur Verbesserung der deutschen Schaubühne im Jahr 1743. herausgegeben, die erste Stelle erhalten und dadurch, wie der Titul saget, zum vierten mahle das Licht erblickt. Es war diesen Verfolgern der Leipziger Dichter und Kunstrichter nicht genug, daß der Herr Prof. Gottsched und dessen fleissige Gehülfin auf eine unbarmhertzige Weise darinnen herum genommen worden. Sie hätten billig so viel Großmuth haben sollen, einen Bedrängten nicht

noch

noch mehr zu bedrängen, alleine sie thaten das Gegentheil. Sie fügten ihrer Ausgabe viele neuen Anmerkungen bey, die mit einem F. bezeichnet sind. In selbigen ist alles dasjenige zusammen gefasset, was diesem Dichterpaar empfindlich seyn könnte, wobey man sich insonderheit der neuen Vorrede zum übersetzten Longin sehr wol zu gebrauchen gewust hat.

Es sey ferne von mir, mich zum Richter dieses Streits aufzuwerfen. Ich würde dadurch in einem Krieg verwickelt werden, den ich mit grösserem Vergnügen von ferne ansehe, ohne Theil daran zu nehmen. Ich glaube indessen, daß es meiner Unpartheylichkeit nicht zum Nachtheil werde ausgedeutet werden, wenn ich über eine getadelte Stelle aus der übersetzten Alzire meine Meynung sage.

Derjenige, so sich unter dem Buchstaben F. verborgen hat, zeiget auf der 27sten und einigen folgenden Seiten, daß die Alzire, so die Frau Prof. Gottscheden übersetzet, weder von gar zu freyen Abweichungen, noch von undeutschen Ausdruckungen, uoch von gar gezwungenen Versen, noch auch von niederträchtigen Redensarten frey zu sprechen sey. Er führet zu dessen Beweis verschiedene Exempel von jeder Art an. Ich habe mich schon erkläret, daß ich nur über einiges meine Gedanken eröffnen will. Ich will also mein Urtheil wegen der übrigen bey mir behalten. Dasjenige, welches ich zum Zweck habe, ist das erste unter allen.

Voltaire leget dem Alvares, dem bisherigen Statthalter des spanischen Amerika, der seinem Sohne seine Bedienung übergiebet, unter andern folgende Worte in den Mund:

Faites

Faites regnes le Prince & le Dieu que je sers
Sur la riche moitié d'un nouvel univers.

Die wahre Uebersetzung davon ist folgende: Verschaffe, daß der Fürst und der Gott, dem ich diene, über die reiche Helfte einer neuen Welt herschen mögen. Die Frau Prof. hat es also übersetzet:

O möchte doch dem Gott und Fürsten die wir ehren,
Die Welt und noch ein Theil der neuen zugehören!

Und Stüven giebet es also:

Laß unsern König nun und unsern Gott allein
Des reichsten Theils der Welt Gott und Beherscher seyn.

Der Verfasser der Anmerkungen hat es nicht ausdrücklich angezeiget, worinnen die Gottschedische Uebersetzung gar zu frey von dem Grundtexte abweiche. Es wird dieses also müssen untersuchet werden. Daß er sollte auf Kleinigkeiten gesehen haben, ist nicht wahrscheinlich. Er wird also das wohl nicht eine gar zu freye Abweichung nennen, daß das, was im Grundtexte ein Befehl oder vielmehr nur eine Empfehlung ist, in der Uebersetzung in einem Wunsch verkleidet worden, oder daß zu dem Theil der neuen Welt, noch die alte hinzu gesetzet sey, oder daß die Worte denen ich diene; durch die wir ehren; gegeben worden. Wenn ich dieses wüßte, wollte ich es von Hertzen bereuen, bey dieser Anmerkung die Zeit verdorben zu haben.

Die Frage des Verfassers der Anmerkungen welche die Worte des Voltaire begleitet, macht mich glauben er meyne, es sey abgeschmackt, zu wünschen, daß dem Gott, dem die alte und neue Welt schon wirklich zugehöre, ein Theil der neuen zugehören möge. Ich will dieses in einem gewissen

wissen Verstande gar nicht in Abrede seyn. Aber saget der Grundtext dieses nicht auch? Man kann mit gleichem Recht, als der Verfertiger der Anmerkungen fragen: Glaubt denn der Alvares des Voltaire noch nicht, daß ihrer beyder Schöpfer über die Welt schon würklich herrsche; und zwar über die ganze alte und neue Welt? Vielleicht wäre diese Stelle unangefochten geblieben, wenn man hätte bemerken wollen, daß das zugehören in der Uebersetzung in eben dem Verstande genommen würde, als das Beherschen im Grundtexte. Daß die Welt ein Eigenthum Gottes ihres allmächtigen Schöpfers sey, wuste sowohl der Alvares des Voltäire als der Alvares der Gottschedinn. Beyde aber verlangen, daß er auch von einem Theile der neuen Welt, als Gott, möge erkannt und verehret werden. Warum Voltaire nur der reichen Helfte einer neuen Welt erwehnet, gebrauche ich nicht auszumachen. Genug, die Gottschedische Uebersetzung weichet hier von dem Grundtexte nicht ab, wenn sie an Statt der Helfte das Wort Theil gebraucht. Die Helfte ist ebenfalls nur ein Theil vom gantzen und unter diesem unbestimmten Worte kann man eben so gut die Helfte, als einen grösseren, oder kleinern Theil, als die Helfte ist, verstehen.

Es ist nicht zu leugnen, was Alvares beym Stüven saget, ist ungleich schicklicher und schöner. Er will daß sein König und sein Gott, der GOtt und Beherrscher des reichsten Theils (nicht der neuen sondern) der Welt das ist, des gantzen Amerika, seyn möge. Indessen ist es klar, daß Stüven mehr saget als Voltaire. Wenn man also hier eine gar zu freye Abweichung

durch-

durchaus haben wollte und müßte, so würde sie eher dem Herrn Stüven als der Frau Professorin beygemessen werden können.

II.

Man hält nicht ohne Ursache dafür, daß es ein ungemein schweres Werk sey, eine vollkommene Uebersetzung zu liefern. Man muß sich nicht alleine in der völlige Gemüths Beschaffenheit des Uhrhebers zu setzen wissen und seine Art zu denken annehmen können, sondern auch beider Sprachen, so wol aus welcher, als in welche man übersetzet, vollkommen kündig seyn. Es ist nichts leichter, als eine grosse Menge Fehler anzumerken, welche aus dem letztern Grunde herrühren. Dessen ungeachtet bin ich gesonnen, einige, welche mir, neulich ins Auge gefallen, anzuzeigen. Ich glaube, daß ich vielen von meinen Lesern einen angenehmen Dienst leisten werde. Sie werden dadurch Gelegenheit haben, diese Fehler zu verbessern. Ich habe sie in Büchern angetroffen, die in jedermanns Händen sind.

1) Die Spielerin, ein Lustspiel des du Frenny befindet sich im ersten Theile der Gottschedischen Schaubühne. Die Uebersetzung ist, überhaupt davon zu reden, nicht ungeschickt gerathen. Um desto mehr aber wundert michs, daß folgender Fehler eingeschlichen. Im vierten Auftritte des vierten Aufzuges singet Amalie im Beyseyn ihres Musikmeister, Wirbels, eine Pastorelle. Wirbel hilft ihre verschiedentlich ein und saget unter andern auf der 147. Seite, zur Amalie: **Sie sind ja noch nicht da.** Ich weiß nicht ob in des Uebersetzers Mutterspracbe diese Worte eben so viel bedeuten, als wenn man spricht: **Sie haben es noch nicht getroffen.** Daß weiß ich wol, daß die Worte des du

Frenn

Freny: Vous n'y êtes pas encore, soviel heissen und hier nothwendig soviel heissen müssen.

2) In dem Lustspiele des St. Evremond: die Opern so dem zweiten Theile dieser Schaubühne einverleibet, will in dem letzten Auftritt des ganzen Spiels Heilbrunn einen Vorschlag thun, wie Lottchen und Liebmann von der Opernsucht zu heilen seyn. Wenn Herr Liebmann, spricht er und Jungfer Lottchen = = die Frau Hartmann fällt ihm ins Wort und wird sehr böse, daß er den Herrn Liebmann in Gegenwart ihrer Tochter, der Jungfer Lottchen, genannt habe. Er fähret hierauf fort: Wenn Jungfer Lottchen und Herr Liebmann ꝛc. Es wird einem jedem sehr seltsam vorkommen, daß die Mutter dieses zum zweytenmahle nicht wiedersprochen, und daß sie nicht habe zugeben wollen, den Liebmann in Gegenwart ihrer Tochter zu nennen, da sie doch gar wohl dulden können, daß sie beständig bey einander wären, und sich die verliebtesten Arien vorsungen. Die Verwunderung wird aber bald verschwinden, wenn man erfähret, daß, im französichen das Wort: avant; stehet; wo es hier in Gegenwart heißt. Die Fr. Hartmann ist also böse, daß Mühlmann den Liebmann eher, als ihre Tochter genannt habe, welches er auch ändert und sie dadurch zufrieden stellet. Es kann seyn, daß in der Ausgabe die der Uebersetzer besitzet, des Wort: devant; gebraucht ist. Aber das rechtfertiget ihn nicht. Es ist nur gar zu bekannt, daß diese beiden Wörter bisweilen ohne Unterschied angebracht werden.

3) Aller guten Dinge mögen auch hier dreye seyn. Bayle sagt in seinem Wörterbuche in dem Artikel:

Belle-

Belleau; daß dieser Dichter ein anderer Anakreon seiner Zeit gewesen. Der Verfasser der neuen Uebersetzung ist nicht damit zufrieden. Weil er aber vielleicht dem Belleau und folglich durch selbigen den Franzosen, nichts anhaben kann, so gehet er auf dessen Landsmann, den Longepierre los, und tadelt seine Uebersetzung des Amakreons und der Sappho. Ich begehre solche nicht zu vertheidigen. Sie verläßt die edle Einfalt des griechischen und fällt ins schwulstige. Sie verdienet eine Züchtigung. Aber so ausschweifend ist Longepierre doch nicht, daß er schreiben solte: die erquickten Bäume trünken den flüssigen Saft aus der feuchten Erde. Wenn man tausend Wörterbücher nachschläget, so wird man niemahlen anders finden, als daß alteré durstig heist. Es macht die angezogene Stelle schon um ein gutes leidlicher, wenn die durstigen Bäume das thun, was der Herr Verf. den erquickten zuschreibet. Ich will um seiner eigenen Ehre willen nimmer hoffen, daß er sich seine Rache so weit verleiten lassen, diesen Fehler mit Fleiß zubegehen.

## III.

Ich bin neulich von ungefehr über das vierte Stück der Hamburgischen Berichte von gelehrten Sachen auf das Jahr 1739. gerathen. Es wird darinnen ein Programma des gelehrten Lübeckschen Rectors von Seelen angeführet. Er hat den Namen Ewart erkläret und bewiesen, er hiesse soviel, als ein Bewahrer der Gesetze. Daß das Wort Ehe bey den Alten soviel, als ein Gesetze bedeutet, ist unstreitig. Es hat also mit der angegebenen Abstammung des Namens Ewart wohl seine Richtigkeit. Der Herr Rector bringet aber

noch

noch einige andere mit dem Worte Ehe zusammengesetzte Wörter bey, mit deren Erklärung ich nicht in allem einig bin. Ich will meine Meynung davon entdecken. Weil ich aber weder das Programma selbst, noch auch die nöthigen Hülfsmittel von Glossariis ꝛc. zur Hand habe, so muß ich meine Leser im voraus bitten, es nicht übel zu nehmen, wenn meine Gründe etwa schwächer seyn sollten, als des Herrn von Seelen seine, oder wenn ich ihnen was sage, welches schon ander vor mir gesaget haben.

Weil sich kein Gesetz ohne einige Verbindlichkeit gedenken läßt, so vermeinet der Hr. Rector, der Ehestand bedeute soviel, als ein Stand der grösten Verbindlichkeit. Aber ich weiß, mit seiner Erlaubniß, nicht, woher er zu dem Beywort: der grösten; gekommen ist. In dem Wort: Ehe lieget dieser Nachdruck nicht. Er hat dessen aber vonnöthen, wenn er den Vorwurf meiden wollte, daß man nach seiner Erklärung einen jeden Stand einen Ehestand nennen könnte. Hat nicht ein Bedienter gegen seinen Herrn, ein Sohn gegen seinen Vater u. s. f. gleichfalls eine Verbindlichkeit? Ich sehe über das nicht, warum die Verbindlichkeit zwischen Eheleuten grösser als alle andere seyn sollte. Wenigstens wird man sie doch der Verbindlichkeit gegen Gott nicht vorziehen. Aber wozu gebrauchet man auch dieses Umschweifs? Was hindert uns, den Ehestand durch einen Stand der Gesetze, durch einen gesetzmäßigen Stand zu erklären? Meines Bedünkens, nichts; und wir haben den Vortheil davon, daß wir bey dem klaren Buchstaben bleiben. Es ist niemanden unbekannt, was die verheiratheten Männer bey den alten Deutschen für einen Vorzug vor den

Hagestolzen gehabt. Diese haben so gar von ihrer Verlassenschaft nichts verordnen können, welche in die Einkünfte des gemeinen Wesens geflossen. Noch jetzo findet man Städte, wo der alte Gebrauch beybehalten ist, daß keine andere als Verheirathete zu Ehrenämtern gelangen können. Es ist also der Ehestand, der Bedeutung des Worts nach, ein gesetzmässiger das ist, ein solcher Stand, vermöge dessen man sich der Gesetze, Vorrechte und Freyheiten seiner Vaterstadt fähig macht.

Es folget hierauf das Wort: **Ehehaft**; welches der Herr Rector durch **eine Verbindliche Ursache** erkläret. In den sächsischen Gerichten ist dieses noch gebräuchlich, da der beklagte in Gewissen Fällen vorgeladen wird **bis auf die Ehehaft**: das ist, wenn man die Erklärung des Herrn Rectors annehmen will, **wo ihn nicht eine verbindliche Ursache daran hindert.** Hat aber ein Schuldner, der wegen Armuth nicht bezahlen kann, und sich fürs Gefängniß scheuet, nicht eine verbindliche Ursache nicht für Gerichte zu erscheinen? Wird ihm diese aber zu Statten kommen? Ich denke es nicht, Ich will also bey meiner einmal gegebenen Erklärung bleiben. **Ehehaft** ist so viel als **gesetzmässig.** Es ist kein selbständiges, sondern nur ein zufälliges Nennwort. Es beweiset solches der Sachsenspiegel, wo es im 2. Buch im 7. Artikel einige Mahl **die ehehafte Noth** heisset; welches ich durch **eine gesetzmässige Verhinderung** erkläre. Finden sich denn Gesetze, worinnen dergleichen Verhindreungen gegründet sind? Allerdings. Man sehe nur die angezogene Stelle des Sachsenspiegels und im Schwabenspiegel das 268. Capitel.

Wenn sich jemand bey einer Sache gefährlicher und

erschro-

erschrockener anstellt, als sie es verdienet, so sagen die Platdeutschen von ihm: He stellt sich ehfahrlich an. Der Herr Rector erkläret dieß Wort durch: dem Gesetze nachtheilig. Aber dieß läuft offenbar wieder dessen Bedeutung. Nichts ist natürlicher und nichts ist der Zusammensetzung und dem Sinne dieser Redensart gemässer, als es folgender Massen zu erklären: **Er stellt sich an, als wenn die Gesetze im Gefahr wären.**

Hiemit endiget der Herr Rector seine Anmerkungen. Ich werde aber noch einige beyläufige Gedanken hinzufügen. Der Name **Ewald** ist in meiner Vaterstadt bekannter als **Eward**. Ihre Bedeutung aber wird wohl wenig unterschieden seyn. **Walten** ist eigentlich so viel als **fürstehen**. **Eines Dinges walten, über ein Ding walten; einem Dinge fürstehen.** Das durchgängig gebräuchliche Wort **verwalten** kömmt davon her, und hat eben die Bedeutung. Weil derjenige, der einer Sache recht fürstehen will, dieselbe auch in ihrem Wesen erhalten und beschützen muß, und dieses fürnemlich einem Eigenthumsherren zukommt, so heist **über ein Ding walten** auch öfters so viel, als solches beherrschen. **Ewald** heist also entweder **ein Beherrscher** oder **ein Fürsteher ein Beobachter der Gesetze.** Die letzte Bedeutung gefällt mir am besten. Sie kommt mit der eigentlichen Bedeutung des Stammworts am besten überein, und ist nicht so hoch und prächtig, als jene, welche man nur unumschränkten Monarchen beylegen kann.

Ich zweifle nicht, daß die zufälligen Nennwörter: **echt, unecht**; gleichfalls von dem Stammwort: **Ehe**; ihren

Ursprung haben. Was meine Muthmassung höchst wahrscheinlich machet, ist, daß die Niedersachsen den Ehestand sehr öfters den echten Stand nennen. Echt wird also beynahe eben so viel seyn, als ehehaft, das ist: gesetzmässig, mit den Gesetzen übereinstimmend und folglich untadelich. Da das letztere Wort veraltet ist, und das erstere auch nur in gewissen Fällen noch gebraucht wird so bin ich nicht im Stande, ihren wahren Unterscheid zu bestimmen. Vielleicht ist auch kein anderer, als dieser, daß jenes ursprünglich platdeutsch, und dieses ursprünglich hochdeutsch ist. Ein echter Edelstein, ein echtes Gold ist also ein aufrichtiger Edelstein, ein wahres, unverfälschtes Gold, so wie sie von rechtswegen seyn sollen; gleichwie ein unechter Edelstein, ein unechtes Gold, etwas falsches und nachgekünsteltes, das die Probe nicht hält, anzeiget.

## IV.

Ich will noch ein paar Irthümer aus der Sprachlehre anzeigen, woferne man dasjenige einen Irrthum nennen kan, was ein allgemeiner Gebrauch billiget, ob es gleich von den Grundregeln abweichet. Die Gewohnheit ist eine Tyrannin und fordert einen blinden Gehorsam. Desto herzhafter aber muß man sich ihr wiedersetzen, wenn ihre Forderungen abgeschmackt sind. Ich will dieses eben von den Exempeln nicht sagen die ich anführen will. Indessen ist auch hier das Beste, bey den Regeln zu bleiben, da weder das Ohr dadurch verletzet wird, noch andere Regeln im Wege stehen, die eine Ausnahme nothwendig machen sollten.

Die

Die Wörter: ungeachtet, ungehindert; nehmen überall einen Zeugefall zu sich. Man saget: Seines hohen Ansehens ungeachtet; meines guten Willens ungehindert. Gleichwol, wenn man sie mit den Vorwortern; der, dieser ꝛc. zusamfüget gebraucht man sich des Gebefalls; diesem ungehindert, dem ungeachtet. Es klingt eben so gut und ist regelmässiger, wenn ich sage: dessen ungeachtet.

Das Beywort: über, erfordert allemal einen Klagefall. Sagt man aber nicht beständig: über dem: um das lateinische præterea auszudrücken. Luther, dieser so grosse Gottesgelehrte, als fleissige Sprachkundige, hat diesen Fehler vermieden. Z. E. beym Luc. XXIV. 21. heist es: Und über das alles ist heute ꝛc.

## III.

# Erinnerung bey den Gedanken vom Numero in der Rede.

## An die Herausgeber.

Meine Herren,

Ich habe die gelehrten Gedanken vom Numero in der Rede im neunten Stück ihrer Critischen Versuche nicht ohne Beyfall und Vergnügen gelesen. Ich bekenne ihnen aber doch, daß ich noch ein weniges dabey zu erinnern gefunden habe. Ich bin entschlossen, ihnen diese Erinnerungen

zu entdecken, nicht in der Absicht, mich mit dem gelehrten Herren Verfasser derselben in einen Federkrieg zu verwickeln, sondern Gelegenheit zu geben, daß die Vollkommenheit dieser Gedanken befördert werde. Daher ich auch selbst meine Gedanken, deren völlige Reife ich nicht vertheidigen mag, ihrer Beurtheilung unterwerfe.

Zuerst wundert mich, daß das Wort **Numerus** nicht verdeutschet worden, da die Abhandlung doch in einer Schrift stehet, welche die Reinigkeit der deutschen Sprache zum Zweck hat, und unsere Sprache nicht so arm ist, daß sie dasselbe nicht verdeutschen könne. Zwar wird es auf der 274. Seite durch **Wolklang** übersetzet; allein ich kann solches nicht billigen. Die lateinischen Redner haben das Wort **Numerus** von den Dichtern entlehnet, wie Cicero und Quintilian ausdrücklich schreiben: **den Numerum der Dichter nennen wir das** Sylbenmaß; folglich müssen wir hier das Wort auch beybehalten, und einen Unterschied unter dem Sylbenmaaß der Dichter und Redner machen. Man würde das Wort, Wolklang, billigen können, wenn man es hier im engeren, und zur anderen Zeit im weitläuftigeren Verstande nimmt. Aber wozu hat man dieses nöthig? Das Sylbenmaaß der Redner bestehet in einer ungekünstelten Mischung der Sylben von verschiedener Länge und Tönen, die vornehmlich am Ende einer Periode angenehm fallen müssen. Ich leugne nicht, daß dieses mit zum Wolklang gehöre, aber es macht denselben allein nicht aus. Es sind noch mehr Dinge, welche einen Wolklang in der Rede verursachen, die man mit einem allgemeinen Namen benennen muß, und dazu ist dieses Wort sehr bequem.

Die

Die alten nenneten es compositionem, die Zusammenfügung, und rechneten die drey Stücke dazu: Ordinem, Junctúram, die auch coniunctio oder concinnitas hieß, und Numerum, wie man im Cicero de Orat. und im 4. Cap. des 9. Buches beym Quintilian sehen kann. Ich setze ihn aber nach meiner Einsicht: in einer solchen ungekünstelten Mischung der Buchstaben, Sylben, Endungen, Wörter und Perioden, daß verständige Zuhörer durch die schöne Zusammenstimmung belustiget werden. Zu einem oratorischen Wolklang in seinem völligen Umfange gehöret demnach, 1) daß nicht einerley und gar zu harte Buchstaben öfters vorkommen, welches die Zunge ermüdet und aufhält, und das Gehör verletzet: 2) daß kurze und lange, erhabene und niedrigklingende Sylben wol gemischet; wie auch dem Vortrage und dem Affect gemäß gebrauchet werden. 3) Daß man eine Endung nicht gar zu oft wiederhole. 4) Daß man kurze und lange oder vielsylbichte Wörter allezeit abwechseln lasse, und an ihre gehörige Stellen setze. 5) Daß man die Wörter ordne und wiederhole, wie es die Natur der Sprache, die Gewohnheit und eine iede Leidenschaft erfordert. 6) Daß man mit kurzen und langen Perioden, wie auch mit Perioden und kurzen Sätzen wol abwechsele. Man lese des Herrn Gottscheds Redekunst, S. 336. Langens Instit. Styli Romani, 1. Theil 2. Cap. und Caussinum de eloquentia sacra & profana, 7. 10. Was von der lateinischen Sprache in diesem Stücke gilt, das gilt auch von der deutschen.

Der Herr Verfasser lehret ferner auf der 168. Seite: **Man solle überhaupt keiner Verbindung der Sylben den Vorzug geben. Wen man dieses im weit-**

läuftigen Verstande, in Absicht auf die mancherley Sprachen, wo bald diese, bald jene Verbindung der Buchstaben, Sylben und Wörter beliebet ist, nimmt: so lasse ich den Satz gelten; aber nicht, wenn man sein Augenmerk auf eine besondere Sprache richtet. Sind gleich Verbindungen und Mischungen der Wörter in derselben möglich, die gleich gut zu seyn scheinen, oder unter welchen nicht alle Ohren die beßten zu bestimmen vermögend sind: so giebt es doch eine oder einige, die in Ansehung der Natur der Sprache, des Redenden, der Umstände und des Affects den Vorzug bey geschickten Richtern verdienen. Der Herr Verfasser meynet zwar, es würde doch eine jede Verbindung ihre Liebhaber finden. Allein ich zweifle daran, und leugne auch die Folge. Mehrentheils kann es eintreffen, aber nicht immer. Manche Vermischung der Sylben kann so hart, ungewöhnlich und fehlerhaft seyn, daß sie auch ein unverständiger nicht dulden, vielweniger gut heissen kann. Das ist aber auch kein Beyfall zu nennen; wenn der wenigste, unverständigste und unachtsame Theil der Zuhörer etwas erträgt, übersiehet und gehen lässet; es kömmt auf die an, welche im Stande sind, vermittelst ihrer geschickten und wolgewöhnten Ohren ein rechtes Urtheil zu fällen. Bey der lateinischen Sprache beweisen es Cicero und Quintilian klar genug. Sie führen Exempel an, darinn ein gutes Sylbenmaaß zu finden ist. Sie versetzen die Worte anders, und lassen ihre Leser selbst urtheilen, ob nicht alle Annehmlichkeiten wegfallen, und den Ohren wehe geschehe. Sie sagen, man solle es mit mehreren Exempeln versuchen, und auch hinwiederum Worte, die nicht gut fallen und flüssen, besser ordnen und verbin-

binden: so würde man überzeuget werden. Sie setzen weiter fest, daß eine Periode nicht länger oder kürzer seyn müsse, als es die Ohren vertragen können. Man müsse nicht immer einerley Worte und Sylbenmaaß gebrauchen: man müsse nicht förmliche Verse herausbringen: die Worte nicht zu künstlich und zu ängstlich setzen; es müsse nichts überflüssiges da seyn, und nichts zu kurz gefasset werden. Im Gegentheil würde der Wolklang beobachtet, wenn gleiche, ähnliche, verwandte, entgegengesetzte Dinge und einerley Endungen bey einander gesetzet würden. Folget nicht hieraus, daß des Herren Verfassers Sätze bey den Lateinern wegfallen, und folglich nicht allgemein sind? Ita si numerus orationis quæritur, qui sit: omnis est; sed alius alio melior, atque aptior; schreibt Cicero. Ich gestehe es, daß die deutsche Sprache in Ansehung des Rednerischen Sylbenmasses sowol, als in Ansehung des Dichterischen, von der lateinischen unterschieden sey. Man kann aber auch leicht überzeuget werden, daß eine Mischung der Sylben nicht so gut klinget, als die andere. Man darf zum Exempel nur die Leidenschaften reden lassen, die Freude, die Traurigkeit, den Zorn, die Liebe: man frage, man verwundere sich, man rufe aus, und mische die Sylben nicht so, wie es ein wol abgerichtetes Gehör verlanget: so wird man bald überzeuget werden. Man gebrauche viele kurze und rollende Sylben in Traurigkeit und lange Sylben bey der Freude. Man rede im Affect länger oder kürzer, als es sonsten die natürliche Sprache der Leidenschaften erfordert: so wird man unnatürlich reden. Die Lateiner rechnen dieses mit zum Numero. Folglich ist die Regel unrichtig. Es wäre daher gut, wenn man auf das redneriſche

Sylbenmaaß der Deutschen genauer acht hätte, und einige Regeln davon zum Grunde legte. Vielleicht könnte man bey uns in diesem Stücke noch höher kommen, und vollkommener werden; und vielleicht ist die Beschaffenheit eines wolklingenden Sylbenmasses bey den Deutschen Rednern noch nicht genug untersuchet worden. Ich halte es also mit des Cicero Ausspruch: Existimavi, in omnibus rebus aliquid esse optimum, etiam si lateret, idque ab eo posse, qui eius rei gnarus esset, iudicari, Der Herr Verfasser schreibt auch selbst: Nicht alle Verbindungen der Sylben sind dem Gehör der Zuhörer gleich angenehm. Es ist dieses der Erfahrung gemäß.

Ich habe davon folgende Regeln bereits im Vorschlag, die ich zur Prüfung und Vermehrung mittheile: 1) Kurze und lange, hohe und niedrigklingende Sylben müssen ungekünstelt vermischet werden; denn numerosum est numerorum simile: es muß nur einigermassen etwas ähnliches mit dem poetischen Sylbenmaaß gesuchet werden. 2) Diese ungekünstelte Vermischung der langen und kurzen Sylben muß der Sprachlehre, der Redekunst und der Gemüthsbewegung des Redenden gemäß eingerichtet werden. Jene Regel enthält das Wesen des Numeri, diese aber die Richtschnur, danach man ihn beurtheilen muß. Daraus folget 3) Der Sprachlehre, welche bey nahe iedem Worte bey uns seine eigentliche Stelle anweiset, muß man um einer schönen Folge kurzer und langer Sylben willen, keine Gewalt anthun; man hat es auch um so viel weniger nöthig, weil es nicht an Worten fehlet, einen schlechten Klang zu vermeiden. 4) Durch die Gesetze der Redekunst bekommt das Sylbenmaaß den

meisten

meisten Vorschub, besonders wenn der Redner seine Worte sorgfältig wählet. 5) Auch bey den Deutschen muß der Anfang, insonderheit das Ende einer Periode wol fallen und flüssen. 6) Auch die deutsche Sprache leidet es, daß man in kurzen Sätzen rede. 7) In langen Perioden stehet es wol, wenn man mit langen und prächtigen Worten schlüsset. 8) Der Wolklang erfordert, daß man sich zuweilen der Bindewörter enthalte. 9) Die Rede wird lebhaft und rührend, wenn man durch Fragen und Ausrufungen redet. 10) Das Sylbenmaaß der Rede, und die Vermischung der lauten und stummen Buchstaben, der langen und kurzen Sylben ist desto schöner, wenn sie mit der Natur der Sachen und den Gedanken nicht streitet, sondern sie vielmehr unterstützet, und entweder den natürlichen lauf nachahmet, oder solche sanfte oder harte, lange oder kurze, klingende oder nicht klingende Sylben erwählet, als es die Natur der Sache mit sich bringet. 11) Der Wolklang aus dem Sylbenmaaß muß nicht übermässig seyn; er muß weder die ordentliche Wortfügung brechen, noch die wesentliche Schönheit der Gedanken verdunkeln; es würde sonst nur eine Schönheit eines unbeseelten Körpers herauskommen. Die beiden letzten Regeln kann man weiter ausgeführet finden im 1. Abschnitt der Breitingerischen Fortsetzung der critischen Dichtkunst. 12) Die vermeynte Höflichkeit muß dem Sylbenmasse keine Gewalt anthun; wenn man nämlich aus Höflichkeit sich andern nachsetzen will. Ich werde die Sache ietzo nicht weiter untersuchen, sondern überlasse sie andern, und will nur noch zur Bestätigung meiner Gedanken die Worte des Cicero hersetzen: Animus noster aurium nuntio naturalem

ralem quandam in se continet vocum omnium mensionem. Itaque & longiora & breuiora iudicat, & perfecta & moderata semper exspectat. Mutila sentit quædam & quasi decurtata, quibus, tamquam debito fraudetur, offenditur: productiora alia & quasi immoderatius excurrentia, quæ magis aspernantur aures.

Ich habe ferner geschrieben: Ich leugnete die Folge. Wenn iede Verbindung ihre Liebhaber findet, so kann doch ein Vorzug stat haben. Es kommt hier auf die mehresten Stimmen, auf die geübtesten und geschicktesten Kenner, welche eine Einsicht besitzen und durch die Uebungen ein richtiges und gutes Gehör, aures teretes, erworben haben, und nicht auf wenige ungeschliffene Ohren an. Der Wolklang des Sylbenmasses ist in der Natur der Sprache, der Sachen, der Leidenschaften und der eingeführten Gewohnheit, die sich so leicht nicht umstossen lassen, gegründet. Was nun der Natur gemäß ist, das muß ja einen Vorzug vor dem Unnatürlichen haben. Eine allzumühsame und armseelige Genauigkeit ist nicht nöthig. Es kann auch hier eine Verschiedenheit, ohne den Wolklang zu stöhren, wegen der vielen Töne, Sylben, Wörter und möglichen Verbindung statt finden; wie auch in der ganzen Natur eine Mannigfaltigkeit herrschet, der denn doch ein Uebelstand entgegen stehet. Ist gleich diese Periode gut und wolklingend, diese auch, die dritte nicht weniger; so kann ich doch nicht schlüssen: folglich sind sie alle in allen Umständen und Absichten gleich gut. Findet man doch in der natürlichen Welt nicht zwey Dinge, die einander völlig gleich sind. Und unter dem Guten wird es auch Grade geben, wenn man eine Untersuchung anstellet, obgleich das Gehör nicht allemal so ge-

genau urtheilet, oder die Ursache anzeiget. Die Verschiedenheit der Sachen, der Gemüthsbewegungen, der Naturelle, und Arten zu denken und zu schreiben hebt die Möglichkeit der Regeln nicht auf, sondern vermehret sie nur, und bestimmet sie mehr. Eine jede Art der Thiere hat in der natürlichen Welt eine unterschiedene Einrichtung; jede aber hat doch ihren Grund, und man kann nicht sagen, es wäre alles gleich viel, und eine Einrichtung könnte hier so wol seyn, als dort. So kann ich auch nicht gelten lassen, wenn der Herr Verfasser S. 269. schreibt: „So wenig der Numerus „einer Rede vor einer andern den Vorzug giebt, eben so „wenig ist das Gehör vollkommen, welches den Numerum an einer Rede bemerket, den ein anderes nicht „entdecket, sondern ihr denselben vielmehr abspricht.„ Was das erste betrifft, so gestehe ich, es könne eine Rede ihrem inneren Werthe nach ihre Vorzüge haben, wenn gleich zarte Ohren das wolflüssende Sylbenmaaß darinn vermissen. Dieses kann dagegen beobachtet seyn, und doch der Rede die Gründlichkeit fehlen. Es bleibt aber indessen doch gewiß, daß eine gründliche Rede, die auch wol in die Ohren fällt, da die Worte nicht nur sorgfältig gewählet, sondern auch gut abgemessen und abgezählet worden, noch vollkommener und anpreissenswürdiger sey, als die erste. Denn wenn das Sylbenmaaß eines Redners an sich auch seine Vorzüge, Schönheit und Vollkommenheit hat, wie gewiß ist, so hat eine Rede, die den Wolklang beobachtet, dennoch mehr vorzügliches und schönes, als die, darinn er fehlet. Ich will mich des Gleichnisses des Herren Olivet bedienen: „Die tönende Harmonie macht einen „Wolklang. Eine vollkommen wol klingende Rede

„ohne

„ohne Verstand ist ein Leib ohne Seele. Ist der Ver„stand liederlich: so ist eine nichtswürdige Seele in „einem schönen Leibe. Ist aber der Verstand auch schön, „so ist eine schöne Seele in einem schönen Leibe. Fällt „eine Sache durch üble Töne ins Ohr, so verlieret der „Verstand die Freyheit, die Gedanken heraus zu suchen. „Das Ohr ist einer von den hochmüthigsten Richtern, „denn es fasset sein Urtheil aus dem Stegereif ab; bey „ihm verfängt keine Vorstellung was, es läßt sich zu „solchen nicht herunter, und es giebt von seinen Aus„sprüchen weder Rede noch Antwort.„ Inzwischen hat es doch seine Gründe und Regeln, wonach es urtheilet. Cicero und Quintilian bezeugen eben dieses. Jener schreibt in Oratore: Sed quia rerum verborumque iudicium prudentiæ est; vocum autem & numerorum aures sunt iudices, & quod illa ad intelligentiam referuntur, hæc ad voluptatem: In illis ratio *invenit*, in his sensus artem; aut enim negligenda *nobis* fuit voluptas eorum, quibus probari volebamus, aut ars eius conciliandæ reperienda. - - Nimis insidiarum ad capiendas aures adhiberi videntur, si etiam in dicendo numeri ab oratore quæruntur. Hoc freti illi &c. und zum Beschlusse: Composite & apte sine sententiis dicere insania est: sententiose autem sine verborum & ordine & modo, infantia: sed eiusmodi tamen infantia, vt, ea qui vtantur, non stulti homines haberi possint, etiam plerumque prudentes, quo qui est contentus, vtatur. Eloquens vero, qui non adprobationes solum, sed admirationes, clamores, plausus, si liceat, movere debet, omnibus oportet ita rebus excellat, ut ei turpe sit, quicquam aut spectari aut audiri libentius. Dem stimmet Quintilianus bey im 4.

Cap.

Cap. des neunten Buches: Ideo eruditissimo cuique persuasum est, valere eam quam plurimum non ad delectationem modo, sed etiam ad motum quoque animorum. Primum, quia nihil intrare potest in affectum, quod in aure velut quodam vestibulo statim offendit: deinde, quod natura ducimur ad modos. Quod si numeris & modis inest quædam tacita vis in oratione eo vehementissima &c. - - Felicissimus tamen sermo est, cui & rectus ordo & apta iunctura, & cum his numerus opportune cadens contingit.

Da ich nun behauptet habe, daß der Numerus einer Rede allerdings einen Vorzug gebe: so behaupte ich auch, daß ein Ohr vollkommener sey, das den Numerum empfindet, als das, welches ihn nicht entdecket. Denn das Gliedmaaß, welches mir die meisten Vollkommenheiten entdecket, der Sinn, welcher mir die meisten Schönheiten zu empfinden giebet, ist vollkommener, als das Gegentheil. So ist es mit dem Gesichte, dem Geschack und Geruch beschaffen. Der ist allerdings geschickter und vollkommener, welcher ein scharfes Auge, einen scharfen Geruch, und eine zarte Zunge hat, als der, welcher sich dessen nicht rühmen kann. Des Verf. Beweis ist mir auch nicht hinlänglich, wenn er meynet, ein leises Gehör hätte sowol sein Gutes, als ein hartes; und es ist noch nicht erwiesen, daß ein leises Gehör nicht mit solcher Dauer und einem solchen Eindruck etwas hören sollte, als ein hartes. Das Gegentheil ist vernünftig und der Erfahrung gemäß. Durch einen starken Schall wird es noch mehr beweget, als ein hartes, wo nur ein stärkerer Eindruck und längere Dauer seyn soll. Ich glaube das erstere, zumal wenn die lebhaftere Empfindung auch dazu kommt. Sodann

glaube

glaube ich nicht, daß nur allein leise Ohren geschickt sind, einen Numerum zu empfinden; es kann dieses auch einem harthörigen Ohr, wenn es nur die Rede höret, nicht gbgesprochen werden. Denn das meiste kommt hier auf die Gewohnheit, Uebung und Abrichtung an. Wenn man oft was wolklingendes höret und hersaget; so werden die Ohren gewöhnet, gleich das gute von dem schlechten zu unterscheiden; oder die Seele kömmt vielmehr in den Stand, sich der Ohren zur Abfassung eines geschickten und gegründeten Urtheils zu bedienen. Wie das möglich sey, und dabey doch Regeln zum Grunde liegen können, ob das Ohr sie gleich nicht in der Eilfertigkeit, oder weil der Verstand im Untersuchen saumseelig gewesen, entdecken kann: solches kann man sich bey den Ohren und Fingern eines geschickten Tonkünstlers vorstellen. Er kann gleich sagen, was nicht klinget, und seine Finger, die vor dem wol ganz ungeschmeidig waren, greifen in der größten Geschwindigkeit nach der genauesten Zusammenstimmung, obgleich die Augen und Ohren mit anderen Gegenständen beschäfftiget sind. Kann man nun die Hände so abrichten, ohne Aufmerksamkeit zu spielen: Warum sollte ein Ohr nicht gründlich vom Sylbenmaaß urtheilen können, und warum solten da nicht Gründe, Regeln und Vorzüge vor andern stat finden? Eine wolklingende Rede muß also sowol an sich, als auch ihrer Würkung nach, bey geschickten Kennern vor einer schlecht zusammengefügten einen Vorzug behaupten. Ist deswegen kein Geschmack vollkommener, als der andere, weil ein iedes seine Liebhaber findet? Es giebt einen richtigen und verwöhnten Geschmack. Der Ausspruch kommt auf den ersteren an. Es ist gewiß, eine

Speise

Speise schmeckt besser an sich, als die andere, und sie behauptet auch in Ansehung der Würkung und der Beurtheilung der richtigsten Kenner den Vorzug. Der Zucker wird wol süsse bleiben, und auf der Zunge angenehme Empfindungen machen; dagegen Galle und Essig sauer sind, und eine zusammenziehende Kraft behalten werden, obgleich verwöhnte Zungen ein verkehrtes Urtheil fällen. Wer wollte deswegen allen Unterscheid aufheben, dem Zucker seine liebliche Süssigkeit absprechen und alle Zungen gleich gut nennen? So ist es auch mit Beurtheiluung der Schönheit. Ist es gleich an dem: Quisquis amat ranam, ranam putat esse Dianam; so ist doch in der Natur eine wahre Schönheit, und eine Erkenntniß derselben möglich und würklich. In allen diesen Dingen liegt der Grund in der übereinstimmenden Empfindung. Ist der Sinn, wie hier das Gehör, zu wiedrigen und unvollkommenen Tönen gewöhnt, so erweckt ihm solches Lust. Es ist eine Uebereinstimmung da, und das Gehör hat durch die Uebung das Maaß der Richtigkeit eben so erworben, wie unsere Hände durch Uebung das Maaß und den Unterschied zweyer Gewichte, wenn sie solche gegen einander aufheben, prüfen und anzeigen können. (S. Wolfens Versuche 1. Th. 3.) So ist auch eine fertige und geübte Zunge besser, als eine schwere und ungeübte. Zunge und Ohr aber haben mit einander eine Verbindung. Mit dem Ohr wird auch die Aussprache geläutert, wie die französische und englische Sprache beweiset, wenn man die Schrift und Aussprache gegen einander hält. Soviel bleibt zwar gewiß, wenn einer einer Rede den Numerum zuerkennet, der andere aber nicht; so haben sie beide Recht und die Wahrheit auf

ihrer Seite, wenn sie nach ihrer Empfindung urtheilen. Aber nach der Natur der Sache und den Regeln der Kunst, urtheilet der eine recht, der andere unrecht. Der eine hat richtige, der andere unrichtige Empfindungen und falsche Vorstellungen, die der Herr Verf. doch zugiebt. Des letzten Pflicht aber ist, sich bedeuten zu lassen.

Bey der Wahrheit: **Der Numerus sey eine zufällige, aber keine wesentliche und innere Beschaffenheit einer Rede,** füge ich noch dieses hinzu. Die wesentliche Kraft der Wörter ist, die Gedanken auszudrücken. Sie machen die Verstandesharmonie aus, welche in der Uebereinstimmung des Gedanken und Ausdruckes, und des Gedanken mit dem Gegenstande bestehet. Und hierinn bestehet die wesentliche und innere Vollkommenheit einer Rede. Aber als leer abgesonderte Töne können sie noch eine tönende und wolklingende Harmonie zuwege bringen, und ihre Kraft an den Gemüthern beweisen. Dies ist also in Ansehung des ersteren eine äusserliche und zufällige Vollkommenheit, die aber auch doch etwas wahres in sich hat. Aber das folget nicht, man könne einer Rede den Numerum nicht ehe beylegen, als bis das Zeugniß der Zuhörer dazu kommt. Wenn das Sylbenmaaß an sich der Natur und den Regeln gemäß ist, so ist der gute Klang und Fall der Sylben an sich gewiß, in Ansehung seiner durchgängigen Würkung mag er ungewiß bleiben. Gleichwie ein vollkommenes Gemälde, oder vielmehr eine vollkommene Musik doch Wahrheit in sich hat, obgleich Unverständige sie nicht erkennen: also behält diese redneriſche Musik an sich auch ihre Wahrheit, und es ist den Tönen gleichfalls wesentlich, ein Vergnügen

gnügen an sich empfinden zu lassen, ob es gleich nicht von allen gehörig erkannt wird. Die Vollkommenheit bestehet in der Uebereinstimmung des mannigfaltigen. Je mehr mannigfaltiges übereinstimmet, desto höher ist der Grad der Vollkommenheit. Wo nun das wesentliche und das zufällige wol übereinstimmet, da muß nothwendig die Rede vollkommener und ihrem Endzweck gemässer seyn, als wo nur eine einfache Vollkommenheit ist. Es behält also eine Rede, worinn ein gutes Sylbenmaaß herrschet, den Vorzug vor einer andern wesentlich vollkommenen, worinn es fehlet. Man muß diesem aber keine magische Kraft zuschreiben, und deswegen keine Regeln, oder sonst etwas vom Verstande in die Schanze schlagen. Man hat es auch nicht nöthig; denn bey dem Numero findet eine Verschiedenheit stat, es wird keine ängstliche Genauigkeit erfordert, und es fehlet nicht an Wörtern: Folglich kann das gute Sylbenmaaß mit anderen nothwendigen Eigenschaften wol bestehen, und wird nie eine andere Vollkommenheit verdrängen. Man kann bey Beobachtung des Sylbenmasses deutlich und nachdrücklich reden, richtig erklären, gründlich beweisen und bündig schliessen. Einige nicht zu lieblich klingende Worte und Zeilen heben auch nicht gleich den guten Schwung und das Sylbenmaaß der Rede auf. Wir setzen deswegen keine Musik herunter, weil einige niedrige Thöne darinn vorkommen. Ich bin

M. H. Dero ꝛc.

G. v. W

# IV.

# Der deutsche Aesop, bestehend in 324. lehrreichen Fabeln.

## Königsberg 1743. 8.

Die Gelehrten in Königsberg haben sich seit einigen Jahren bemühet, die Sittenlehre ihren Landesleut n durch Wochenblätter beliebt zu machen und einzuschärfen. Sobald der Einsiedler zu lehren aufhörete, so nahm der Pilgrim seine Stelle ein, und auf diesen ist der deutsche Aesop, die Schrift, die ich ietzo zu beurtheilen vor mir nehme, gefolget. Die Seele des Aesops, des Sittenlehrers der alten Welt hat nach seinem Tode verschiedene Leiber beseelet, aber sie hat auch beständig ihre Neigung, ihre Lehren in Fabeln einzukleiden, behalten. Unter die Gestallt des Phädrus unterrichtete sie die Römer; die Franzosen würden die Fabeln des Fontains haben entbehren müssen, wenn sich nicht die Seele des Aesops unter diesem Namen hätte sichtbar gemachet; endlich hat sie in Preussen einen Körper angenommen, und diese Wochenblätter mit Fabeln angefüllet bekannt gemacht. Unter dieser nicht ungeschickten Erdichtung hat der Herr Verfasser die Folge der berühmtesten Fabeldichter fürgetragen. Aber er hat dadurch, daß er sich in die Klasse derjenigen gesetzet, auf welchen, wenn ich so reden darf, der Geist des Aesops geruhet hat, den Kunstrichtern das Recht gegeben, von ihm vollkommene Fabeln zu fordern, die seinigen nach aller Schärfe beurtheilen, und ihm auch nicht die geringen Fehler zu schenken.

Ich mache mir demnach die Hoffnung, daß es der

Herr

Herr Verfasser nicht ungütig anfnehmen werde, wenn ich mit ihm die freymüthige, bescheidene und unpartheyische Sprache eines Kunstrichters Rede, und ihm Critiken über einige von seinen Fabeln vorlege. Ehe ich aber hiezu den Anfang mache, so kann ich nicht umhin mein Misfallen zu bezeugen, daß er in dem 1. Stück, daraus ich die erdichtete Wanderung der Seele Aesops angeführet habe, dieselbe nicht allein in verschiedene menschliche Körper, sondern auch in die Leiber der unvernünftigen Thiere wandern lässet (*). Es ist dieses sowol dem Charakter eines Fabeldichters zuwieder, als auch dem Herrn Verfasser selber schimpflich. Denn von einem Fabelschreiber sagt man zwar, daß er die animalischen Seelen der unvernünftigen Thiere zu vernünftige in seinen Erdichtungen erhebe; aber es ist unerhört, daß er seine eigene Seele sollte derselben Stelle einnehmen lassen. Wie kann er den Lesern anders begreiflich machen, daß zwey oder mehrere Thiere mit einander vernünftig sprechen, wenn er nicht einem jeden eine vernünftige Seele beyleget? kann wol gedacht werden, daß seine eigene Seele in verschiedenen Thieren zugleich wäre? Ist es demnach wol zu billigen, daß der Herr Verfasser die Seele des Fabeldichters, Aesops, in die Leiber der unvernünftigen Thiere stösset? Aber die Erdichtung ist nicht allein wieder den Charakter eines Fabelschreibers, sondern dem Herrn Verfasser selber schimpflich: Denn er hat gedichtet, daß



*) Hier wohn ich ungestöhrt, hier fahr ich in die Thiere,
Daß ihre Unvernunft euch zu der Weisheit führe,
Der Seelen Wanderschaft, die mir recht grausam schien,
Verursacht, daß mich nun die Thiere nicht mehr fliehn,
Sie kennen mich, ich sie, ich lernte sie verstehen,
Dies macht mich noch geschickt, mit ihnen umzugehen.

die Seele des Aesops auch in ihn gefahren sey. Würde daher nicht folgen, daß er und die in seinen Fabeln aufgeführte Thiere von einerley Seele regieret werden? Wie viele thörigte Handlungen aber hat er diesen beygeleget? Was für einen Schluß muß man also wol von der Vollkommenheit der ihm und seinen Thieren gemeinen Seele machen? Zwar hat der Herr Verfasser der Seele des Aesops die Wanderung in die unvernünftigen Thiere von dem Pluto als eine Strafe auflegen lassen, aber diese Erdichtung ist nicht durch eine zureichende Wahrscheinlichkeit unterstützet. Ist dieses Urtheil wol dem so strengen und gerechten Pluto anständig? Ist es wol wahrscheinlich, daß ein Gott den Aesop strafen würde, weil er, um die Menschen zu bessern, den unvernünftigen Thieren Vernunft und Sprache beygeleget hat?

Ob ich gleich entschlossen bin, in dieser Critik einige Stellen aus den Fabeln unsers deutschen Aesops zu tadeln, die mir scheinen mit einer vernünftigen Schreibart und mit den Regeln zu den Fabeln zu streiten; so erfordert doch von mir die Wahrheit, öffentlich zu gestehen, daß nicht alle Fabeln in dieser Wochenschrift Tadel verdienen, sondern daß einige so schön sind, daß man sie mit Recht als Muster vollkommener Fabeln anführen kann. Ich könnte zwar diejenigen, die diesen Lobspruch bewiesen verlangen, auf das Buch selbst verweisen, und ihnen Aufmerksamkeit und Unpartheylichkeit anpreisen; aber damit ich doch mein Urtheil nicht ohne allen Beweis gefället haben möge, so will ich aus dem dritten Stück die 8te Fabel hersetzen, und einige ihrer Schönheiten aus einander legen:

Man

Man sahe, wie einst früh aus seinem tiefen Loch
Ein Maulwurf in die Höh mit trägem Wühlen kroch,
Vielleicht die schöne Welt bewundernd anzusehen?
Nein! er beroch sie nur; die Reise war geschehen.
Ein Maulwurf kroch heraus, ein Maulwurf kroch herein.

* * * * * * * *

Wie mancher Mensch mag ihm hierinnen ähnlich seyn!

Die Fabel bestehet aus einer heterokosmischen Erdichtung. Denn der Maulwurf ist zu einem vernünftigen Thier erhoben, weil er eines freyen Entschlusses fähig ist, nemlich die sichtbare Welt nur zu beriechen, oder ohne grosse Aufmerksamkeit sinnlich zu betrachten. Diesem Thiere sind auch seine Eigenschaften gelassen worden, insoferne sie mit der ihm geschenkten Vernunft bestehen können. Der Herr Verfasser lässet ihn in der Erde wohnen, die Erde aufwühlen, und bald hernach wieder in sein Loch kriechen. Die Erdichtung ist daher der Natur des Maulwurfs gemäß gemacht. Die Züge in dieser Fabel sind durch eine nette und nachdrückliche Kürze eingeschränket, welches sie sinnlich machet, und dem Leser nicht das Vergnügen raubet, durch eigenes Nachdenken die zur Absicht gehabte Lehre zu erfinden. Eine Schönheit, die sehr wenige Fabeln unserer deutschen Dichter besitzen! Was vor eine schöne Kürze herrscht nicht im folgenden Verse:

Nein! er beroch sie nur; die Reise war geschehen.

Die Redensart: **die Welt nur beriechen**, ist körnigt, und verschaffet uns verschiedene verwirrte Begriffe, die wir aber leicht aus einander wickeln können, wenn wir uns nur auf den Nachdruck dieser Redensart besinnen. Es ist bekandt, daß nicht alle Sinne uns in gleichem Grade klare und lebhafte Empfindungen verschaffen,

daß wir durch den Geruch fast die unvollkommensten Empfindungen bekommen, und daß zu dem beriechen nicht eine lange Zeit erfordert werde. Daher haben die Deutschen die Redensart: etwas nur beriechen, oder, nur wohineinriechen, erwählet, um anzuzeigen, daß sich ein Mensch von einem Dinge aus Mangel der Aufmerksamkeit, und wegen Kürze der sich zur Betrachtung genommenen Zeit keine klare und lebhafte Empfindungen verschaffet hat. Der vorher angeführte Vers lehret uns daher, daß der Endzweck des Maulwurfs gewesen sey, die Welt ohne Aufmerksamkeit, Ueberlegung und in einer kurzen Zeit zu betrachten, und in sich von derselben nur eine klare Fürstellung zu erwecken. Der letzte Vers in dieser Fabel enthält zwar die Lehre; ist aber von einer gleich glücklichen Kürze mit den vorher angeführten. Wenn alle Nutzanwendungen, die der Herr Verfasser unter die andern Fabeln gesetzet hat, auch diese Vollkommenheit hätten, so würden vernünftige Leser nicht klagen dürfen, daß ihnen der deutsche Aesop aus einer gar zu grossen Dienstfertigkeit das vornehmste Vergnügen, das aus dem Lesen der Fabeln zu schöpfen ist, beraubet habe, indem er sie durch eine weitläuftige und sorgfältige Deutung der Fabeln verhindert hat, durch eigenes Nachsinnen die Aehnlichkeit der Fabeln mit den menschlichen Handlungen zu erfinden und zu bestimmen. Aber die in dieser 8ten Fabel angehängte Lehre hilft zwar dem Leser auf die Spur; aber sie lässet ihm doch noch zureichende Materie zum Nachdenken.

Die Unpartheylichkeit, mit welcher ich das Gute und Schöne in dem Aesop aufgesuchet und erkannt habe, hat mir auch verschiedene Fehler in demselben unverborgen

borgen seyn lassen. Diese Critik soll einige derselben dem Leser vorlegen. Ein Fabeldichter kann sich sowol wieder die Regeln versündigen, die allen Dichtern in Ansehung der Schreibart und Wahl der Wörter fürgeschrieben sind, als auch diejenigen Regeln übertreten, die er, insoferne er ein Fabeldichter ist, beobachten soll. Ich will von einer jeden art dieser beiden Fehler Beyspiele aus den Fabeln des deutschen Aesops anführen. Es ist zwar eine Zierde der Gedichte, und folglich auch der Fabeln, daß sie zum Theil aus uneigentlichen Wörtern und Metaphern bestehen; aber die eigentliche und figürliche Bedeutung müssen eine wahre oder doch zum wenigsten eine fast nach allgemeinem Wahn für wahr angenommene, und nicht allzusehr entfernete Aehnlichkeit haben. Sonsten füllet ein Dichter sein Gedicht nur mit Scheinwörtern an. Von diesem Fehler ist die Schrift, die ich itzo zu beurtheilen vor mir habe, nicht frey. In der zweyten Fabel wird erzählet, daß der Marder in Hünerstall eingebrochen, um die Hüner zu erwürgen. Diese Absicht des Marders anzuzeigen, bedienet sich der Herr Verfasser folgenden Vers:

Wollt er den Hünern parentiren.

Welche Aehnlichkeit ist wol unter dem parentiren und Hüner würgen? Ich bin nicht so scharfsichtig, sie zu entdecken. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß der Grund, weswegen dieses Wort hier ist gesetzet worden, kein anderer sey, als nur auf gratuliren einen Reim zu bekommen. In der 32ten Fabel saget der Herr Verfasser, daß ein Krähgesicht gestorben sey. Ich kan aber seinen Sinn nicht errathen, den er durch das Krähgesicht hat andeuten wollen. Man könnte

diese Redensart noch ehe vertheidigen, wenn es gewöhnlich wäre, von einem verstorbenen Menschen zu sagen, das Menschengesicht ist gestorben. Die 59te Fabel erzählet uns den Zank des Spartopfes und des Beutels. Eine von den Beschuldigungen des Spartopfs wieder den Beutel ist, daß sein Eingeweide nach Judasart verstreuet sey. Wenn diese Beschuldigung einen Verstand haben soll, so muß er dieser seyn, daß das Geld, welches in dem Beutel gewesen, auf eben die Art sey verstreuet worden, als des Judas Eingeweide verschüttet ist. Aber ich zweifele, daß der Herr Verf. diesen Verstand hat andeuten wollen. Denn alsdenn müßte der Beutel aufgehangen, entzwey gerissen und das Geld auf die Erde verschüttet seyn. Aber hievon findet man in der Fabel keine Spur, sondern das vorhergehende und nachfolgende läßt uns schlüssen, daß wegen häufiger Ausgaben das Geld nicht hat im Beutel bleiben können. Die Spöttereyen, die Herr Triller nicht unverdienter Weise hat leiden müssen, weil er die Mäuse als Gevattern aufgeführet hat, hat unsern Dichter nicht abgeschrecket, einen ähnlichen Fehler zu begehen, da er in der 134ten Fabel die Horniß den Adler also anreden lässet; O Herr Gevatter. Den Fabelndichtern ist zwar die Freyheit gegeben, die unvernünftigen Thiere durch eine Erdichtung zu vernünftige zu erheben, aber er überschreitet die ihm gesetzten Schranken, und machet Scheinwörter, die unserm geheiligten Glauben schaden, wenn er diese Thiere in Christen verwandelt. Auch in der 55ten Fabel findet sich ein Scheinwort, welches aus Mangel der Aehnlichkeit der eigentlichen und figürlichen Bedeutung entstanden ist. Er nennet in dieser Fabel einen Zahn den

Müllerknecht. Aber worinnen kommen diese wol überein? Vielleicht darinnen, daß beide etwas zermalmen? Wie groß ist aber doch der Unterscheid unter ihnen? Der Müllerknecht zermalmet nichts unmittelbar, sondern er regieret nur das Mühlenwerk, daß das Korn gemahlen werde. Der Zahn aber ist selbst das Werkzeug, wodurch wir die Speisen kauen. Wir selbst, oder auch unser Mund könnten noch wol mit den Müllerknechten, unsere Zähne aber mit den Mühlensteinen verglichen werden. Vielleicht wird sich der Herr Verfasser dadurch vertheidigen, daß er den Zahn zu einer vernünftigen Person erhoben, und deswegen habe es sich besser geschicket, daß derselbe mit einem Müllerknechte, als mit einem Werkzeuge in der Mühle verglichen worden. Aber diese Vertheidigung ist nicht gründlich. Denn diese erdichtete Verwandelung verschaffet keine wahre Aehnlichkeit zwischen dem Zahn und einem Müllerknecht. Da dieser Zahn in der Fabel noch als ein Zahn in dem Munde eines Menschen angesehen wird, so muß er auch noch für ein Werkzeug gehalten werden, wodurch die Speise gekauet wird. Nicht allein die Scheinwörter, sondern auch die Wortspiele, sind falsche Zierrathen der Gedichte und Fabeln. Diese entstehen aber, wenn man die Eigenschaften des einen Dinges dem andern nicht deswegen beyleget, weil sie sich ähnlich sind, sondern weil sie durch einerley Worte angezeiget werden. Für diesem Fehler hat sich der deutsche Aesop nicht gehütet, und er hat gesuchet, seine Fabeln durch diesen falschen Witz auszuschmücken. Ich will hievon nur einige Exempel anführen. In der 37ten Fabel wird erzählet, daß ein Bettler, um sich wider die Hunde zu beschützen, einen Stock mit eisernen Nägeln bepflanzet,

zet, und also daraus einen so genannten Morgenstern gemacht habe. Da nun aber das Wort Morgenstern auch einen gewissen Stern anzeiget, so hat diese Zweydeutigkeit den Herren Verfasser verleitet, dem Stock das beleuchten beyzulegen, welches eine Eigenschaft des Sternes ist. Denn also redet er von dem Morgenstern des Bettlers:

Sobald nur Philax auf ihn sprang,
Mußt ihn der Morgenstern beleuchten,
Und ihm den unternommnen Gang
Mit seinem eignen Blut befeuchten.

In der 127ten Fabel leget er einem Frosche ein Wortspiel in den Mund. Dieser verspottet einen Krebs, der seine beiden Scheeren verlohren hatte, wegen dieses Unglücks, und verlanget von ihm, er möge ihm ein neu Kleid machen.*) Weil eines der Werkzeuge, welches die Schneider gebrauchen, auch durch das Wort Scheere bezeichnet wird, so meynet der Herr Verfasser Grund zu haben, den Krebs zu einem Schneider zu machen. Dieses Wortspiel könnte noch wol geduldet werden, weil es der Herr Verfasser einem Spötter in den Mund legt, dem die Begierde zu verspotten nicht gestattet, alle Regeln nach der gesunden Vernunft zu prüfen, wenn nur nicht der Spötter ein Frosch wäre. Denn ist es wol erhöret, daß ein Frosch iemal Kleider getragen hat? Ist wol hierinnen der Charakter eines Frosches beobachtet worden? Und

wenn

*) Herr Bruder quackt der Frosch: braucht ihr der Scheeren nicht?
Kommt macht mir doch ein Kleid, wie werdet ihr sonst leben?
So nöthig brauch ichs nicht, doch euch zu thun zu geben,
Das ist allein mein Zweck; = = =

wenn sich auch noch dieses alles entschuldigen liesse, ist denn doch der deutsche Aesop nicht mit Recht zu tadeln, daß er selbst, nachdem der Frosch zu reden aufgehöret, diesen kalten Scherz fortsetzet? Ich will denselben zur Beurtheilung der Leser hersetzen:

Er hält doch ehrlich Wort, wie sehr die Frösche quaxen,
So paßt er ihnen doch die neuen Kleider an.
Daß dies nun füglicher von ihm geschehen kann,
Zieht er die alten aus; doch neue anzumessen,
Hat er, weil er sie fraß, vor diesesmal vergessen.

Ich weiß nicht, ob ich auch nicht die Beschuldigung wieder den Todt aus der 23. Fabel, daß derselbe ein Ehebrecher sey, unter die Zahl der Wortspiele mit Recht zählen kann? (*) Dieses ist gewiß daß der Herr Verfasser die nach dem gemeinen Sprachgebrauch dem Worte **Ehebrecher** beygelegte Bedeutung nicht behalten habe.

Ein Dichter muß sich die Deutlichkeit als ein unverbrüchliches Gesetze anbefohlen seyn lassen. Weder die Begierde sinnreich zu schreiben, noch die Sorge einen Reim zu bekommen, kann ihn entschuldigen wenn er unverständlichen Wörtern oder verworrenen Verbindungen derselben in seiner Schrift je einen Platz gegeben hat. Wieder dieses Gesetz hat sich aber der deutsche Aesop sehr oft versündiget. Folgender Vers in einer Strophe aus der 79. Fabel ist mir und allen, denen ich sie vorgelesen habe, unverständlich gewesen:

Wenn

---

(*) Jedoch welch eine Mordgeschicht,
Starb denn nicht eh ein Krähgesicht,
Wird wo der Weltlauf darum schwächer?
Nein schweig, und sieh Verdienste an,
Die Kräh von Rang, ein Ehemann,
Der Tod war hier ein Ehebrecher

Der Wanderer so nun erwacht,
Und wol nichts weniger gedacht.
Als daß er dismal auszufinden,
Ließ sich von ihnen willig finden.

Der Reim hat den Herrn Verfasser auch zuweilen bewogen neue Wörter zu machen, und auch alten Wörtern die ihnen einmal gegebene Bedeutung zu nehmen. Ist es wol gewöhnlich für dieses fehlet ihn, zu setzen. Dieses mißt ihm: (†) Warum sollte er sonsten in der 77. Fabel für abgelernt abgelöhnt gesetzet haben, wenn er nicht auf abgewöhnt hätte einen Reim haben wollen? Nichts als nur der Reim finden wird ihm auch nur dem Scheine nach rechtfertigen können, warum er das Wort Hündinn in Hünden verwandelt hat. (*) Eben dieses Urtheil muß man auch von dem Worte verrechnet in folgender Stropfe der 139ten Fabel fällen:

Wenn unsre Zungen hüpfend springen,
So bald wir ihnen Speise bringen,
So hört man nur die Kinder schreyn;
Man muß mit Mühe sie bequemen,
Die Milch und Pappen anzunehmen,
Sonst würden sie verrechnet seyn.

Ich will nun auch meinem Versprechen nach die Erzählung des deutschen Aesops nach den Regeln zu den Fabeln beurtheilen, und einige Abweichungen von denselben anführen. Die in einer Fabel erzählte erdichtete Ge-

---

(†) Ein Patriot, der grösser ist,
Wird, weil ihn grössers Ansehn mißt,
Oft wie ein kleines Licht betrachtet.
S. Die Lehre von der 60. Fabel.

(*) Ach Schmertz! erwiederte die Hünden,
Ich weiß mich gar nicht drin zu finden.
S. d. 2te Str. der 132. Fabel.

Geschichte muß wunderbar seyn, damit die Leser sie mit Aufmerksamkeit lesen, und die in derselben eingekleidete Lehre desto eher annehmen mögen. Dieses ist der Grund, weswegen die Kunstrichter verlangen, daß die Erdichtung in einer Fabel entweder Heterokosmisch seyn, d. i. nicht auf unsere Erdkugel, sondern auf eine andere, oder gar nur in einer andern möglichen Welt statt haben könne, oder wenn sie zwar auf diese Erde geschehen könnte, daß sie doch nicht eine gewöhnliche und bekannte Begebenheit sey, sondern daß sie wegen ihrer Seltenheit Verwunderung verdiene. Deswegen ist den Fabelndichtern die Freyheit gegeben, den unvernünftigen Thieren die Vernunft beyzulegen, sie folglich zu Einwohner einer andern Welt zu machen, und sich in den Stand zu setzen, den Lesern Heterokosmische Erdichtungen vorzulegen. Hieraus folget, daß, wenn der Dichter die in seinen Fabeln aufgeführte unvernünftige Thiere in ihrem alten und natürlichen Zustande lässet, und solche Handlungen zu Vorwürfen seiner Fabeln erwählet, die bekannt und gewöhnlich sind, er mit Recht zu tadeln sey. Da auch einem Fabelschreiber frey stehet, solche Begebenheiten, die in Ansehung unserer Erdkugel möglich sind, zu erzählen, wenn sie nur wunderbar sind, so kann er auch unter dieser Bedingung Menschen zu Hauptpersonen seiner Fabeln machen. Aber er muß sich hüten, Menschenfabeln, d. i. solche zu machen, welche uns nur gewöhnliche und leicht zu vermuthende Handlungen der Menschen erzählen. Ob der deutsche Aesop beständig diese Regeln beobachtet, mag der Leser aus folgenden Probenschlüssen. In der 67. Fabel wird erzählet, daß ein Vogelsteller unermüdet obgleich im Anfange ohne Nutzen, auf die Vögel

ge-

gelauret, und sie in sein Netz zubringen gesuchet habe. Er habe sich aber durch schlechten Fortgang seiner Bemühungen nicht abschrecken lassen, sondern er sey bey seinem Fürhaben so lange standhaft geblieben, bis er dasselbe erhalten. Was ist aber wol in dieser Fabel wunderbares? Lässet sich nicht die Standhaftigkeit leicht aus der Neigung und der einmal erwählten Lebensart des Vogelstellers vermuthen? Die 76. Fabel entdecket uns die losen Streiche eines Schusterjungen, der nicht zu diesen Handwerck, wol aber zum Schmiedhandwerk Lust gehabt, und der endlich nach vieler angewandten Bemühung, um von seinem Meister weggejaget zu werden, einen Weg findet, das aus Zwang erlernte Handwerk mit seiner Neigung zu verbinden, indem er Schrittschuhe verfertiget. Keiner, der diese Fabel nach den vorher erklärten Regeln beurtheilet, wird leugnen, daß sie eine Menschenfabel sey. Der Innhalt von der 109. Fabel ist dieser: Eine Magd hatte vergessen, am Abend den Hünerstall zu verschliessen, daher der Iltis in derselben einbrach, und die Hüner würgete. Das schöne und wunderbare in dieser Fabel bestehet nur allein darinnen, daß die Magd auf die Beschuldigungen der Hausfrau antwortet:

Ich hab es dieses mal vergessen.

Wer wird wol die 144. Fabel wunderbar nennen, in welcher erzählet wird, daß ein Jude einen fast vor Alter blinden Jubelier einen Böhmischen Stein für einen echten Edelstein verkaufet habe?

Aber es ist nicht des Herrn Verfassers einziger Fehler wieder die vorher angeführten Regeln, daß er Menschenfabeln gemachet, sondern dieses ist auch zu tadeln

daß

daß er zwar zuweilen unvernünftige Thiere zu Hauptpersonen in seinen Fabeln erwählet, aber sie nicht zu vernünftigen Thieren erhoben, oder sonsten seltene und nicht leicht zu vermuthende Thaten von ihnen erzählet hat. Z. E. in der 29. Fabel wird ein Papagey aufgeführet, den man sprechen gelernet hatte. Weil er aber nur die Wörter und nicht die damit verknüpften Begriffe gefasset, so sprach er fast beständig die Worte aus, wenn sie sich nicht zur Sache schicketen. Die 47. Fabel ist auch wegen Mangel des Wunderbaren zu verwerfen. Denn in derselben wird nur erzehlet, daß man einen Esel, als er jung gewesen, wegen seines schönen Felles und Wuchses sehr wol gehalten, ihn mit kostbaren Decken bedecket, und nur bloß zur Pracht gehalten, als er aber im Alter seine Schönheit verlohren, gebraucht habe, Holz, Kalk und Steine zu tragen. Was ist wol den Vögeln natürlicher, als daß sie ihre Freyheit suchen, und sie, wenn sie verlohren ist, wieder zu erhalten sich bemühen? Keine andere Eigenschaft der Vögel aber, als diese, wird uns in der 53ten Fabel gelehret. Daß die Spur eines Schiffes auf dem Meer bald vergehet, wissen fast alle Menschen; der deutsche Aesop hätte dieselbe demnach zum Vorwurf seiner 82ten Fabel nicht machen sollen.

In dem vorhergehenden ist gezeiget worden, daß ein Fabeldichter neue vernünftige Geschöpfe erschaffen, und die Seelen in solche Körper fahren lassen könne, die sie auf dieser Erde nicht bewohnen. Aber bey diesen Erdichtungen ist ihm die Möglichkeit zur Gränze gesetzet, die er nicht überschreiten darf. Es muß nemlich zum wenigsten unbedingt möglich seyn, daß eine vernünftige Seele mit dem Körper könnte verbunden wer-

den, welchen er ihr zur Wohnung giebet. Denn die von dem Fabelschreiber erdichtete Dinge müssen zum wenigsten Theile einer andern möglichen Welt seyn. Wie kann man sie aber dafür halten, wenn sie Chimären sind? Wiederstreitet dieses nicht den Begriff von einer Welt? Wie müssen aber diejenigen Körper beschaffen seyn, in denen vernünftige Seelen wohnen können? Man kann dieses leicht aus dem Wesen der Verbindung zwischen diesen beiden Hauptttheilen eines vernünftigen Thieres erkennen. Es muß nemlich zwischen denselben in Ansehung ihrer Veränderungen eine Uebereinstimmung seyn. Der Leib muß die Fähigkeit besitzen, das Verlangen seiner Seele auszurichten, und er muß sinnliche Werkzeuge haben, in welchen die auser ihm verhandene Körper Veränderungen hervorbringen, die sich die Seele fürstellet. Hieraus folget, daß ein Fabeldichter keine andere Körper zu Wohnungen seiner neuen Seelen machen dürfe, als solche, die entweder schon auf die vorher beschriebene Art organisiret sind, oder deren Natur es doch verstattet, daß ihnen sinnliche Werkzeuge angedichtet werden, ohne daß ihre vorige Naturen gänzlich verändert, und sie nicht nur zu einer neuen Art, sondern zu einem gänzlich andern Geschlecht der Dinge gebracht werden sollten. Aus diesem Grunde haben die Fabeldichter zu allen Zeiten die unvernünftigen Thiere am häufigsten als Hauptpersonen in ihren Fabeln angenommen. Denn derselben Leiber sind schon mit sinnlichen Werkzeugen begabet, und wenn ja jene vorher müssen verändert werden, ehe sie mit vernünftigen Seelen können verbunden werden, so darf doch eine solche Veränderung nicht merklich seyn. Ich verlange aber nicht die Fabelnschreiber so

sehr

sehr einzuschränken, daß sie von den Dingen auf dieser Erdkugel nur allein die unvernünftigen Thiere in ihren Fabeln aufführen sollen. Ich werde keine Fabeln tadeln, in welchen solche Dinge redend aufgeführet werden, denen man die Gliedmassen zur Sprache und die übrigen zur Wohnung einer Seele nothwendigen Werkzeuge hat andichten können, ohne daß ihre vorige Gestalt gänzlich verändert würde, und sie deswegen nicht mehr die Namen verdieneten, die ihnen doch in der Fabel beygeleget worden. Aber diese Fürsicht hat der deutsche Aesop nicht allezeit gebrauchet, und mich daher verhindert, alle seine Erdichtungen zu billigen. Würde nicht eine Kirche und ein Wirthshaus gänzlich verändert werden, wenn sie die Gliedmassen zur Sprache und sinnliche Werkzeuge, vornehmlich Augen und Ohren, bekämen, welche doch nothwendig sind, wenn sie zusammen reden, einander sehen und hören sollten? Muß man daher nicht gestehen, daß die 38te Fabel zu tadeln sey, weil in derselben die Kirche und das Wirthshaus zankend aufgeführet werden? Wenn der deutsche Aesop nur mögliche Erdichtungen hätte machen wollen, würde er alsdenn wol einen holen Zahn zur Hauptperson in der 55ten Fabel erwählet haben? Wie kann wol ein Zahn eine geschickte Wohnung der Seele seyn? Kann er ihr Verlangen ausrichten, wenn sie z. E. wünschete, daß er gehen, und seinen Ort verändern sollte? Kann wol ein Zahn diesen Wunsch sogleich erfüllen? Ich kann auch nicht begreiffen, wie ein Geldbeutel zu einer geschickten Wohnung einer vernünftigen Seele könne gemacht werden, so, daß er doch noch ein Beutel bliebe. Die Titel, womit der Herr Verfasser den Geldbeutel beehret hat, und welche anzeigen sollen, daß derselbe

zu einer Person erhoben sey, machen diese Erdichtung nicht möglich. Die Worte: **flächsner Held**, und **Leinwandsherr** setzen sein neues Geschöpfe nicht ausser der Gefahr, in die Reihe der Chimären gesetzet zu werden. Ich könnte noch mehrere Fabeln anführen, die eben so, als die iezo angeführte, fehlerhaft sind, aber diese Critik würde gar zu weitläuftig werden.

Obgleich ein Fabelschreiber die unvernünftigen Thiere in vernünftige verwandeln kann; so muß doch ein Grund verhanden seyn, warum er ein solches in seiner Fabel aufgeführtes Thier so und nicht anders z. E. einen Wolf ꝛc. genennet habe. Dieser Grund, wenn er vernünftig seyn soll, muß in der Natur dieses Thieres gefunden werden. Der Dichter muß nemlich einem solchen Thiere alle seine Eigenschaften lassen, die ihm sonsten zukommen, insoferne sie mit der Vernunft bestehen können. Er darf daher von demselben keine That erzählen, die desselben Natur zuwieder ist. Würde es nicht lächerlich seyn, wenn ein Fabeldichter einen Wolf fliegen, und einen Fisch beständig auf trockenem Lande leben liesse? Ich will zwar nicht behaupten, daß der deutsche Aesop so offenbar, als itzo angeführet worden, wieder diese Regel gehandelt; aber ich kann doch durch Exempel beweisen, daß er nicht die Naturen der in seinen Fabeln aufgeführten Thiere allezeit vor Augen gehabt habe. In dem vorhergehenden habe ich schon aus der 127ten Fabel einen Fehler von dieser Art angemerket. Denn ist es wol wahrscheinlich, daß einem Frosche, wenn er auch vernünftig wäre, die Spötterey einfallen würde, daß ihm der Krebs mit seinen Scheeren ein Kleid machen sollte? Würde ein Kleid dem Frosche nicht im schwimmen mehr hinderlich

als

als nützlich seyn? Wiederstreitet es daher nicht einer diesem Thiere nothwendigen Eigenschaft? Wie könnte demnach der Frosch wol auf diese Spötterey verfallen? In der 28ten Fabel ist der Schaden fürgestellet worden, der entstehet, wenn die Aeltern zwar durch Lehren, aber nicht durch ihr Leben die Kinder zur Tugend zu führen suchen. Eine alte Eule ermahnete ihre Kinder zur Wachsamkeit, aber sobald sie diese Ermahnung gethan hatte, legte sie sich schlafen. Die jungen Eulen spotteten über diesen schläfrigen Sittenlehrer, und folgten seinem Exempel im schlafen nach. Ich habe an dieser Fabel nichts zu tadeln, nur ist es mir unbegreiflich, wie die jungen Eulen auf die Spöttereyen wieder ihren alten Vater verfallen sind, daß sie ihn einen Graubart und Kahlkopf schelten,*) welche wol einen alten Mann, nicht aber eine alte Eule treffen. Denn ich glaube nicht, daß die Eulen vor Alter graue Bärte und kahle Köpfe bekommen.

Die Kunstrichter sind sich nicht einig, ob den Fabeln die Lehren ausdrücklich angehänget werden dürfen. Ich meyne Grund zu haben, die offenbar gesetzte Nutzanwendung zu verbiethen. Denn ein Fabelschreiber muß sich bemühen, dem Leser durch seine Gedichte ein Vergnügen zu verschaffen, und dadurch in der Aufmerksam-



*) Brüder, seht den Vater an,
Muß euch dies nicht tröstlich scheinen,
Er reitzt uns zur Munterkeit,
Und der alte Graubart träumet
In der größten Sicherheit,
Als ob er gar nichts versäumet.
Hat das Alter sonst nicht Ruh:
So schläft dieser Kahlkopf immer;
Erst rief er den Kindern zu:
Wachet! Nun hör ich ihn nimmer.

samkeit zu erhalten. Dieses Vergnügen wird zwar in uns erwecket, wenn wir die Aehnlichkeit zwischen der erdichteten Begebenheit und unsern Handlungen erkennen; aber dasselbe wird sehr vermehret, wenn wir selbst die Aehnlichkeit entdecken. Denn die Aehnlichkeiten der Dinge einzusehen, ist ein Werk des Witzes und der Vernunft, und je versteckter diese sind, desto vollkommenet muß der Verstand seyn, der sie entdecket. Wenn wir also durch unsere eigene Bemühung nicht leicht zu bemerkende Aehnlichkeiten zwischen den in einer Fabel erzählten Begebenheiten und unsren Handlungen erkennen, so bekommen wir eine anschauende Erkenntniß von der Vollkommenheit unsers Witzes und unserer Vernunft. Diese Erkenntniß bringet aber in uns eine Lust herfür. Der Fabeldichter also, der uns die Lehren sorgfältig erkläret, die er durch seine Fabeln hat einschärfen wollen, beraubet den verständigen Lesern eines von den reinsten Vergnügen, das sie durch das Lesen der Fabeln empfinden könnten.

Der Einwurf ist nicht gegründet, daß die Fabeln für solche Menschen geschrieben würden, die zum Nachdenken nicht gewohnet wären, und denen zu gute man folglich die Lehren ausdrücklich hinsetzen müßte. Denn, wenn eine Fabel ihren Regeln gemäß gemachet ist, so hat die darinnen erzählte Begebenheit eine ziemlich nahe Aehnlichkeit mit derjenigen von den menschlichen Handlungen, die der Fabeldichter hat tadeln oder anpreisen wollen. Diese Uebereinstimung also zu entdecken, übersteiget nicht die Kräfte eines mittelmäßigen Verstandes. Weswegen will der Fabelnschreiber seine Leser von der Mühe des Nachdenkens völlig befreyen? Verlanget er keine vernünftige Leser? Wodurch können diese aber

wol

wol ihre Vernunft bey dem Lesen der Fabeln mehr üben, als wenn sie die Anwendung selbst machen, und die Verbindung der Erzählung und der menschlichen Handlungen entdecken? Wenn ja eine ausdrücklich gesetzte Lehre bey den Fabeln zu dulden wäre, so muß sie kurz und körnigt seyn; denn diese Eigenschaften sind bey einem Gedichte nothwendig, und lassen dem Leser noch Materie zum Nachdenken übrig. Der deutsche Aesop hat zu oft diese Regeln übertreten, als daß es nöthig wäre, diese Beschuldigung durch Exempel zu beweisen. Jedoch muß man dem Herrn Verfasser darinn Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß, obgleich die meisten von seinen Fabeln in diesem Stücke fehlerhaft sind, dennoch einige als Muster können angepriesen werden. Zuweilen hat er gar keine Lehren besonders angehänget, sondern dieselbe mit in die Erzählung geschickt eingeflochten, und sie einen von den aufgeführten Thieren ungezwungen in den Mund geleget; zuweilen hat er zwar die Lehre ausdrücklich hingesetzet, sie aber kurz und nachdrücklich abgefasset. Ich will von einer jeden Art nur eine Probe anführen. Die 205te Fabel beschreibet uns den unermüdeten Fleiß einer Biene in Sammlung der Säfte aus den Blumen. Sie ließ sich nicht von einer schwatzhaften Mücke auf- und von ihrem Fleisse abhalten, daß sie sich zu ihr hinsetzen solte, um die Absicht ihrer Eile und die Beschaffenheit des Honigbaues zu erzählen; sondern die arbeitsame Biene antwortete:

Nein, rief sie, jetzt hab ich nicht Zeit,
Dir lange Nachricht zu ertheilen,
Ich muß so fort zur Arbeit eilen,
„Denn ist der Tag gleich noch so lang,
„So sündigt doch der Müßiggang.

Von der andern Art mag die 173te Fabel zum Exempel dienen, die ich, weil sie kurz ist, ganz hersetzen will:

Es fand ein Hund am Zaun den andern ohnlängst liegen,
An diesem nagten schon die Motten nebst den Fliegen;
Er roch ihn über hin, drauf zog er wieder ab:
„Wir machen es fast so, uns rührt kein fremdes Grab.

Es ist noch eine Regel von den durch die Fabeln einzuscharfenden Lehren zu merken, die ich auch noch erklären, und den deutschen Aesop nach derselben richten will. Es würde einer Fabel gleichsam die Seele fehlen, wenn in dieser sinnlichen Decke keine moralische Wahrheit eingehüllet und fürgetragen wäre. Aber darf in einer einzigen Fabel nur eine Lebensregel, oder können in derselben mehrere, die keine nahe und genaue Verbindung haben, zugleich enthalten seyn? Ich meyne Grund zu behaupten zu haben, daß nur eine Lehre in einer Fabel dürfe abgebildet werden. Denn es ist eine Regel, die in der allgemeinen Dichtkunst bewiesen wird, daß in einem jeden Gedichte nur ein einziger Hauptsatz seyn dürfe, zu dessen Beweis und Erklärung alle übrige Theile des Gedichtes das ihrige beytragen müssen. Warum sollte aber in Ansehung der Fabeln, welche Arten der Gedichte sind, eine Ausnahme gemachet werden? Wird wol ein Körper von mehr als einer Seele belebet? Man muß aber meine Meynung nicht anders verstehen, als ich sie verstanden wissen will. Ich verbiete nur, daß ein Fabelschreiber suche, durch eine einzige Fabel verschiedene Lebensregeln, die keine nahe Verbindung haben, und sich nicht als Gründe und Schlüsse verhalten, einzuschärfen. Hingegen aber tadele ich nicht diejenigen Fabeln, in welchen zwar eine allgemeine moralische Wahrheit fürgetragen, aber auch zugleich die Anwendung

dung auf besondere Fälle gemacht worden; weil diese eine Erläuterung von dem Hauptsatze ist. Eben so wenig tadele ich, wenn ein Fabeldichter, der die Absicht hat, das Wesen und die Beschaffenheiten von einer menschlichen Handlung zu beschreiben, viele Eigenschaften derselben anführet, die nothwendig sind zu ihrer Beschreibung. Deswegen verwerfe ich nicht die 84te Fabel aus dem deutschen Aesop, in welcher unter dem Bilde der jungen Bäume, die sich unter dem Schutz und Schatten einer grossen Linde begeben hatten, das Schicksal der Clienten beschrieben wird. Obgleich in derselben gezeiget wird, daß 1) die Geringern, die unter dem Schutz der Grossen stehen, für den Anfall ihrer Feinde sicher sind, 2) daß aber diese jene nicht mächtig werden lassen, und ihre Güter an sich zu bringen suchen, 3) daß die Geringern mit umkommen, wenn ihre Stützen fallen; So ist doch nicht mehr als ein Hauptsatz in dieser Fabel, nämlich das Schicksal der Clienten, und diese angeführten Stücke sind die verschiedenen Eigenschaften, wodurch dasselbe beschrieben wird. Aber nicht alle Fabeln des deutschen Aesops lassen sich auf diese Art rechtfertigen, sondern die Wahrheit erfordert von mir, einige als fehlerhafte zu tadeln, weil sie mehr als eine Lehre haben. Die 20te Fabel erzählet, daß einem Bauren seine Hunde in der Hoffnung nach der Stadt begleitet, daselbst Freunde zu finden, die ihren Hunger stillen würden. Sie berichtet uns aber auch, daß ihnen diese Hoffnung sehr betrogen habe. Denn nachdem sie nur durch das erste Thor gekommen, so hätten die Stadthunde sie angefallen, und durch die Gassen geschleppet. Dieser Geschichte, die in den beiden ersten Strophen der erwähnten Fabel angeführet wird, hänget der Herr Verf. sogleich die Lehre an:

Dies

Dies Frühstück kam recht unverhofft,
Doch dies begegnet denen oft,
Die sich auf solche Treu verlassen,
Die ihnen gänzlich unbekannt.
Fürwahr ein allgemeines Band
Pflegt wenige nur zu verbinden,
Wer sich von solchen Trost verspricht,
Der kennt gewiß die Welt noch nicht,
Und dürfte selten Eingang finden.

In den folgenden Strophen werden die Hunde murrend aufgeführet, weil der Bauer sie ohne Erbarmen hungern lassen, ob er gleich sich mit Speise versorget hatte. Hieraus ziehet der Herr Verf. die Lehre, daß die Oberherren ihre Bediente nicht allein zur Pracht und Eitelkeit annehmen, sondern ihnen auch Unterhalt verschaffen sollen. Keiner wird leugnen, daß diese beide Lehren keine nahe Aehnlichkeit haben, und folglich die Einheit in der Fabel aufheben. Ich will noch einige Fabeln anführen, in welchen eben so wenig als in der vorhergehenden die Einheit ist beobachtet worden. In der 37ten Fabel sind 4. unterschiedene Lehren enthalten. Ein Hund auf eines Edelmanns Hof war allen Bettlern feind, und fiel sie an, aber er mußte auch wieder von diesen viele Stösse leiden. Dieses giebet dem Herrn Verf. Gelegenheit, folgende Lehre zu geben:

So gehts, wenn man sich Feinde macht:
Das wird uns selten gut genommmen,
Und was wir andern zugedacht,
Pflegt oft auf unsern Kopf zu kommen.

Ein Bettler, um diesen ihm gehässigen Hund zu gewinnen, warf ihm, so oft er auf den Hof kam, ein Stück Brodt zu. Hiebey wird gezeiget, daß wir es oft nicht anders machen, indem wir unsern Feinden zuweilen

Gutes

Gutes thun, nicht weil wir sie von Herzen lieben, sondern nur damit wir ihre Wuth wieder uns stillen mögen. Hierauf wird ferner erzählet, daß der Bettler endlich dieses Tributs überdrüssig geworden sey, und habe einen Stock mit eisernen Nägeln bepflanzet, um sich mit demselben wieder die Anfälle des Hundes zu vertheidigen. Hieraus wird der Schluß gezogen, daß die Freundschaft, die man durch Fraß und Geld erkaufen müsse, nur selten dauerhaft sey. Der Beschluß von dieser Fabel ist, daß der Bettler zuletzt den Hund zu vergiften gesuchet habe, aber dieser habe den vergifteten Kuchen nicht essen wollen, weil er sich erinnert, daß kurz vorher ein andrer Hund durch dergleichen Kuchen umgebracht worden. Wegen dieser Klugheit ziehet der Herr Verfasser diesen Hund vielen Menschen vor, die sich leicht in die ihnen von ihren Feinden gestellte Netze fangen lassen. In der 61ten Fabel werden drey moralische Wahrheiten abgebildet, die in dem Beschluß der Fabel also fürgetragen werden.

Wie oftmals wagt der Mensch auf Leben und auf Tod,
Und trägt doch nichts davon nach überstandner Noth;
Wer schon gewarnet ist, sich in Gefahr zu machen,
Und kommt darinnen um, den pflegt man zu verlachen.
Entdeckt dem Feinde nicht das überstandne Leid,
Weil er nur spotten würd, wenn ihr betrogen seyd.

# V.

# M. Georg Friedrich Meiers Gedanken von Scherzen.

Seitdem man der Critik weitere Grenzen gesetzet hat, als vormals die blosse Untersuchung des verfälschten und unverfälschten in den Ueberbleibseln des Alterthums bestimmete; hat sie ein weit edleres Ansehen gewonnen, und kann mit völligen Recht einen Einfluß in die Aufnahme der Wissenschaften und Künste, und in die Verbesserung des Geschmacks und der Urtheilskraft behaupten. Sie erstrecket sich auf alle Arten der Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, die ein aufgeklärter Geist in dem Bezirk der Gelehrsamkeit antrift. Sie beschauet die herrschenden Sitten und Gewohnheiten, durchsiehet die Begriffe, Reden und Handlungen, und prüfet ihren Vorwurf mit einer Genauigkeit, die das edle vom pöbelhaften, das feine vom groben und das reine vom verdorbenen unterscheidet. Dem vernünftigen Theil der Welt müssen diese edlen Beschäftigungen, an welche sich die Schriftsteller mehr als vormals wagen, ein Vergnügen erwecken, welches durch die Hoffnung belebet wird, die Nachwelt gesittete Zeiten, in welchen Vernunft und Geschmack herrschet, erleben zu lassen. Eine jedwede Bemühung, die dahin abzielet, verdienet ihr Lob, und ein jedweder Vorwurf zeiget sich in seinem völligen Werth, wenn er von dem verdorbenen gereiniget ist. Man nimmt das fehlerhafte nirgends häufiger wahr, als in Handlungen, in welchen viele aus Gewohnheit ein Verdienst setzen, ehe sie dieselben unter

ihren nothwendigen Bestimmungen zu erwägen für gut befunden haben, und daher einen Geschmack allgemein machen, der sich vor dem Gericht der Vernunft nicht rechtfertigen kann. Ein geschickter Schriftsteller giebet uns Gelegenheit bey dem Geschmack im Scherzen stehen zu bleiben. Er führet uns auf einen Gegenstand, dem wir um sovielweniger unsere Aufmerksamkeit entziehen können, als derselbe auf der Schaubühne im täglichen Umgange und in Reden und Schriften eine starke Herrschaft behauptet. Uns deucht, daß dieses genug gesaget sey, den Vorwurf der Critischen Untersuchung des Herrn Meiers über viele andere Dinge zu erheben, welchen die Kunstrichter Zeit und Mühe widmen, ehe sie in dem wahren Werth derselben einen Grund ihrer ängstlichen Bemühung gefunden zu haben, beweisen können. Die Untersuchung selbst ist so wol gerathen, daß sie als ein Muster einer gründlichen, genauen und gerechten Critik angepriesen werden kann. Das Fehlerhafte wird den Lesern in seiner wahren Blösse kennbar; und in der Bestimmung der Vollkommenheiten und Schönheiten zeiget sich ein so feiner Geschmack, dem die genauesten Kenner der Natur des Menschen fast durchgehends Recht wiederfahren lassen müssen. Ja den schönen Charakter dieser Schrift wird die Lebhaftigkeit und Munterkeit der Schreibart den Lesern noch stärker empfehlen.

Der Herr Verfasser bahnet sich durch einige allgemeine Betrachtungen den Weg zu dem eigentlichen Vorwurf seiner Abhandlung: und es verdienten diese Stücke erwogen zu werden, weil sie den Einwürfen, die ihm seiner Absicht und Bemühung gemacht werden könnten, alle Kraft nehmen. Er will über das Scherzen Betrachtungen anstellen; aus dieser Bemühung aber

nicht

nicht gefolgert wissen, daß er selbst auf einen schönen Geist und feurigen Witz Ansprüche mache. Das Vermögen, eines Gemäldes Schönheiten, die erhabenen Züge eines Gedichtes, und die Vollkommenheiten einer Rede zu beurtheilen, gehöret nicht allein für die Mahler, Dichter und Redner. Wer das Scherzen prüfen, und nach Regeln bestimmen will, darf eben kein spaßhafter Kopf seyn. Daß ein Weltweiser, der seinen Geschmack nach den Regeln der gesunden Critik ausgebessert hat, in der Beurtheilung einer Kunst glücklicher seyn könne, als der Künstler selbst, zeiget der Herr Verfasser in dem ersten Abschnitt dieser Schrift. Der zweyte ist den ernsthaften Leuten gewidmet, die alles Scherzen und Lachen zur Sünde, und ihre natürliche Ernsthaftigkeit zum Charakter der Tugend machen wollen. Es giebt sündliche Scherze. Aber das häßliche derselben kann unmöglich den vollkommenen Scherzen ankleben, wenn wir es gleich nicht aus dem Grunde behaupten wollen, weil diese Witz und Scharfsinnigkeit, zwey grosse Vollkommenheiten der Seelen zum Grunde haben. So wenig dieser Einwurf eine Untersuchung der Scherze abräth, so nachdrücklich streitet der Nutzen für dieselbe und rechtfertiget beide, die sie ausarbeiten und lesen. Da der feurige Witz eine so unruhige Kraft der Seelen ist, die ihrem Besitzer nicht Zeit genug läßt, seine spaßhafte Einfälle zu prüfen, so verräth ein plauderhafter Verschwender seines Witzes den Frost seines Gehirns mehr als zu oft, und macht sich zu einem unerträglichen Gesellschafter. Die Untersuchung der Scherze suchet diesem Uebel durch die Ueberzeugung, daß zu einen guten Scherz mehr als schläfrige Einfälle erfordert werden, zu steuren. Sie würket eine heilsame Furchtsamkeit, und erstickt

manchen Scherz in der Geburt, davon sein Schöpfer Schande haben würde. Die Bewunderer elender Scherze haben einen gleichen Vortheil davon zu erwarten. Sie werden abgehalten, den elenden Vorrath ihres Witzes zu verrathen, und lernen über einen feurigen Scherz zu lachen, bey einem frostigen unempfindlich zu seyn. Da endlich ein gut gerathener Scherz uns die Gewogenheit und Bewunderung der Zuhörer erwirbet, Redner und Dichter aber dieselbe vor andern zur Absicht haben, so kann die Untersuchung der Scherze als eine Materie angesehen werden, die der Rede und Dichtkunst Vortheil schaffet, und in das Feld derselben gehöret. Der Herr Verfasser weiset derselben in 6. § noch näher ihre Stelle an. Er will in dem folgenden darthun, daß ein Scherz durch den sinnlichen Witz und Scharfsinnigkeit gewürket werde, und folglich eine sinnliche Vorstellung und Rede sey. Die Wissenschaft aber von der sinnlichen Erkenntniß und dem Vortrage derselben, ist die Aesthetick; folglich gehöret der Scherz zu dem Inbegriff derselben. Vollkommenheiten und Unvollkomenheiten, in so ferne sie undeutlich und auf eine sinnliche Art erkannt werden, sind Schönheiten und Häßlichkeiten. Das Vermögen von denselben zu urtheilen heißt der Geschmack. Da nun der Scherz eine sinnliche Vorstellung und Rede ist, an der man Schönheiten und Häßlichkeiten wahrnehmen kann; so gehöret die Beurtheilung eines Scherzes vor das Gericht des Geschmackes, und, vermöge des Begriffes, der Critik, die Untersuchung der Scherze aber zu dem critischen Theil der Aesthetik. Der Beweis, daß eine Wissenschaft der Scherze möglich sey, macht endlich vom 8. bis 12. §. den Schluß dieser allgemeinen Betrach-

trachtungen. Alle Schönheiten und Häßlichkeiten, in soferne sie Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten sind, können deutlich vorgestellet werden. Man kann die Gegenstände des Geschmackes auch nach der höheren Beurtheilungskraft untersuchen. Die Richtigkeit der vorworrenen Vorstellungen beruhet darauf, daß sie uns das, was in den deutlichen unterschieden wird, mit einem mal und untereinander geworfen fürstellen. Man kann folglich den Geschmack selbst beurtheilen, und Regeln geben, wornach sich derselbe zu richten hat. Eben dieses gilt demnach von der Beurtheilung der Scherze, die ein Werk des Geschmackes ist. Die Regeln des Geschmackes müssen ihren zureichenden Grund haben. Derselbe lieget in der Beschaffenheit der Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten überhaupt, in den Vollkommenheiten unserer Erkenntniß und des Vortrages derselben insbesondere, wie auch in den Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der sinnlichen Erkenntnißkräfte der Seele des Witzes und der Scharfsinnigkeit. Dieses müssen also auch die Quellen der Beurtheilung und Einrichtung eines Scherzes seyn. Wer wird aber an der Möglichkeit einer Wissenschaft der Scherze zweifeln, wenn es Regeln zu Scherzen giebet, die aus Gründen bewiesen werden können? Die Absicht des Herrn Verfassers gehet dahin, diese Regeln festzusetzen, die sowol beobachtet werden müssen, wann ein Scherz zu seiner gehörigen Vollkommenheit erhoben werden soll, als wenn man die Schönheit und Häßlichkeit desselben beurtheilen will. Er entwirft also eine Wissenschaft der Scherze, oder leget wenigstens einen wichtigen Grund zu derselben. Wir wollen seiner Ausführung nachgehen, insoferne es der Raum dieser Blätter verstattet.

Ein

Ein ungezweifelter Beweis der Beurtheilungsgründe erforderte es, daß der Hr. Verf. einige Erklärungen voraus setzte, die hauptsächlich in seine Betrachtungen einen Einfluß haben. Er untersuchet daher den Witz, die Scharfsinnigkeit und den scharfsinnigen Witz in so weit er solches zur Beurtheilung der Schönheiten eines Scherzes nöthig erachtet. Die Fertigkeit in dem Vermögen, die Uebereinstimmung der Dinge gewahr zu werden heisset der **Witz**. Geschiehet dieses deutlich, so äussert sich der höhere, obere oder vernünftige Witz. Ist die Erkenntniß aber undeutlich, nennet man es den sinnlichen und unteren Witz. Vorstellungen und Reden, die durch den Witz gewürket werden, sind sinnreiche oder witzige Vorstellungen und Reden. Die Fertigkeit in dem Vermögen, die Verschiedenheit der Dinge zu erkennen, ist die **Scharfsinnigkeit**. Ist die Erkenntniß deutlich; so ist sie ein Werk der höhern und vernünftigen Scharfsinnigkeit. Die undeutliche Erkenntniß aber gehöret zu der untern und sinnlichen Scharfsinnigkeit. Vorstellungen und Reden die durch die Scharfsinnigkeit gewürket werden, heissen daher scharfsinnig. Die Fertigkeit die aus dem Witz und der Scharfsinnigkeit zusammengesetzet ist, nennet der Hr. Verfasser den **scharfsinnigen Witz**, welcher daher in den sinnlichen und vernünftigen unterschieden werden kann. Gleichwie die Vollkommenheit einer iedweden Vorstellung auf die Vollkommenheit des Vermögens beruhet, welche es bey ihrer Hervorbringung bewiesen hat: so muß auch die Vollkommenheit der Scherze aus den Vollkommenheiten des scharfsinnigen Witzes, darinn sie ihren Grund haben, begriffen werden. Es kommt hier aber nur auf die formellen Vollkommenheiten des

scharfsinnigen Witzes an. Diese aber werden ihren Stuffen nach bestimmet, wenn man die Grade des Witzes und der Scharfsinnigkeit ausmachet. Der Herr Verfasser zeiget demnach im 17. §. aus der Dynamick wie die Grösse eines Vermögens überhaupt durch die Grösse der Würkungen, durch die Menge derselben und durch ihre Schwierigkeiten bestimmet werde, und schlüsset hieraus in dem folgenden, daß der sinnliche Witz, wie auch, wenn man das zu ändernde ändert, die sinnliche Scharfsinnigkeit desto grösser und Vollkommener sey: 1) Je mehr Dinge mit einander verglichen werden, 2) Je unbekannter die Dinge sind, die mit einander verglichen werden, 3) Je verschiedener die Dinge sind, deren Uebereinstimmung der Witz erkennet, 4) Je mehr Uebereinstimungsstücke erkannt werden, 5) Je grössere Uebereinstimmungen entdecket werden, 6) Je stärker die Vorstellungen gewesen, die vor der Uebung des Witzes vorhergegangen, oder bey seiner Uebung zugleich in der Seele angetroffen werden, aber von anderer Art als die Vorstellungen des Witzes sind, 7) Je klärer, richtiger, gewisser und lebendiger, doch aber auf eine undeutliche Art, die Uebereinstimung vorgestellet wird.

Nach diesen vorausgesetzten Begriffen und Regeln kommt Herr Meier auf die Erklärung des Scherzes im 20 §. Cicero und Quintilian, die vor andern den Geschmack bey den Alten gebildet, zeigen sowol in den Exempeln die sie anführen, als durch die Quellen, woraus sie die Scherze herleiten, daß zu denselben eine Uebereinstimmung verschiedener Dinge, und die Einsicht derselben erfordert werde. Sie haben den Sprachgebrauch auf ihrer Seite. Dieses und verschiedene andere zur

Erläuterung angebrachte Stücke rechtfertigen die Erklärung des Herrn Verfassers, nach welcher der Scherz: Eine Rede ist, wodurch wir Vorstellungen, die von dem scharfsinnigen Witz gewürket worden, vortragen, und welche zum nächsten Zweck hat, andere zum Lachen zu reitzen. Man kann die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten eines Scherzes entweder als materielle oder als formelle ansehen. Die ersten entstehen aus den Dingen, worüber man scherzet, und geben Gelegenheit zu dem Unterschied der Scherze, in Ansehung ihrer Sittlichkeit. Die formellen Vollkommenheiten beruhen auf die Einrichtung und Geschicklichkeit der Scherze zu ihrem Zweck, in so ferne sie von einem scharfsinnigen Witz abhangen. Diese gehören besonders in die gegenwärtige Abhandlung. Der Herr Verfasser unterscheidet die Scherze in der letzten Absicht: in die glücklichen oder geschickten und in die unglücklichen, ungeschickten und abgeschmackten. Jenen kommt eine formelle Vollkommenheit: diesen aber eine formelle Unvollkommenheit zu. Ist ein Scherz im höheren Grade glücklich, so nennet man ihn feurig. Ist er im höchsten Grade abgeschmacke, so wird er frostig. Da nun nach dem vorhergehenden die Vollkommenheit einer Vorstellung auf die bewiesene Stärke der Vorstellungskraft beruhet: so muß auch ein Scherz um soviel vollkommener und unvollkommener seyn, je stärker oder schwächer der scharfsinnige Witz ist, wodurch er gewürket worden; und je geschickter er selbst ist, seine Absicht zu erreichen. Das Feuer und die Kälte eines Scherzes haben also eines Theils in der Stärke und Mattigkeit des scharfsinnigen Witzes; andern Theils aber in desselben Geschicklichkeit, andere zum Lachen zu

reitzen, ihren Grund, wobey aber auch der Vortrag sehr vieles ausrichten kann.

Wenn man diese Regeln gegen die vorher festgesetzten hölt, nach welchen die Grösse des sinnlichen Witzes und der Scharfsinnigkeit überhaupt bestimmet wird, so ergeben sich die Gründe von selbst, nach welchen die Vollkommenheit und Unvollkommenheit eines Scherzes beurtheilet wird. Die erste daraus hergeleitete Regel ist: Wo ein Scherz glücklich seyn soll, müssen viele Dinge mit einander verglichen werden. Der Herr Verfasser erkläret dieselbe im 27 = 30. §. Diese Vollkomenheit wird nicht dadurch erreichet, daß man oft und viele scherzhafte Einfälle hat, sondern es müssen in einem Scherz, der diese Schönheit haben soll, sehr viele Dinge auf einmal vorgestellet werden. Das mannigfaltige und das abwechselnde in demselben führet allemal etwas belustigendes für die Seele mit sich; es mag nun seyn, daß die Seele sich über ihre eigene Stärke, wodurch sie vermögend ist, so vieles auf einmal zu fassen, ergötzet; oder daß eine iede Vorstellung eine Vollkommenheit ist, welche die Seele fühlet, und welche durch die Vervielfältigung der Vorstellung selbst vervielfältiget wird; oder daß aus der Menge der Vorstellungen, welche die Seele mit einmal begreift, eine Uebereinstimmung des mannigfaltigen in der Seele selbst entstehet, welche sie empfindet, und daher zum Vergnügen gereitzet wird. Die Aehnlichkeit solcher Spasse, denen an Mannigfaltigkeit nichts fehlet, giebt demselben einen besondern Vorzug. Wie aber diese Vorzüglichkeit durch Anführung auserlesener Stellen aus berühmten Dichtern, durch Sprichwörter, und durch Erzählungen ganzer Begebenheiten, sie mögen erdichtet, oder aus der Geschichts=

schichtskunde entlehnet seyn, erhalten werden, wird von dem Herrn Verfasser gezeiget.

Die zweyte Regel fordert, daß die Vorstellungen, die den Scherz ausmachen, unbekannt sind. §. 31-42. Wer diesen Satz so verstehen wollte, als müßten die Sachen, worüber man scherzet, und von denen man den Scherz hernimmt, unbekannt seyn, der würde eine Unvollkommenheit zur Vollkommenheit machen, da der allerfeurigste Spaß keine Würkung thun kann bey denen, die ihn nicht verstehen. Nein, diese Regel betrifft die Form desselben, den Schwung der Gedanken, die Vergleichung verschiedener Stücke, und hundert andre Dinge, die das Wesen eines Scherzes ausmachen. Alles dieses muß neu seyn, wo man glücklich scherzen will. Diese Regel ist sowol in Ansehung der Scherzenden, als ihrer Zuhörer gültig. Jene beweisen keine Stärke ihres Witzes, wenn sie einen ihnen schon bekannten Scherz herbeten, der einen Fehler an sich behält, ohnerachtet er alle Würkungen eines feurigen Scherzes bey den Zuhörern haben kann, wenn er ihnen unbekannt ist. Bey diesen verlieret ein Scherz, den sie unzählige mal gehöret, alles Feuer, welches ihm nur die Neuigkeit geben kann. Ein guter Scherz muß kein Familienspaß, oder vom Vater auf den Sohn fortgepflanzet, noch aus eines kleinen Herren Archiv aller Dinge, die zur Mode gehören, genommen seyn. Frostige Köpfe und schmutzige Gesellschafter verstossen hiewieder unzählich, und finden noch immerhin an Leuten, die ihnen gleich sind, Bewunderer der geborgten elenden Einfälle. Man muß in allen Gesellschaften die Altagsscherze mehr als zu viel hören: ja in Schriften, wo man sie nicht suchen sollte, wird ihnen die Stelle nicht versaget. Der Herr

Verfasser zeiget, wie schlecht ein solcher Altagsscherz vom Homer im 8. Buch der Odyssen dem Mercur angedichtet sey. Leute, die für Erfinder geborgter Spasse angesehen seyn, aus Collectaneen Scherzen, mit einer Reihe gesammleter possierlicher Histörchen ihre Freunde ohne Aufhören unterhalten, und durch eine Menge auf einander folgender Scherze, welche an sich gut seyn können, die Gesellschaft des Lachens müde machen, erhalten hienächst ihre Abfertigung, und werden der bey ihrem Scherzen verhandenen Fehler überführet. Wir wollen die Bestimmungen und Einschränkungen dieser Regel nicht wiederholen, sondern nur anzeigen, daß sie mit vieler Genauigkeit und Ueberlegung von dem Herrn Verfasser angebracht sind.

Vermöge der dritten Regel gehöret zur Schönheit eines Spasses, daß die verglichenen Sachen sehr verschieden sind. §. 42 - 47. Die Absicht des Scherzens ist, zum Lachen zu bewegen. Das Lachen aber wird nicht leichter erwecket, als wenn man einen Wiederspruch in Kleinigkeiten wahrnimmt. Man entdecket solchen Wiederspruch nicht in Dingen, deren Uebereinstimmung groß und augenscheinlich ist. Nimmt man aber Dinge, die sehr verschieden sind, deren Verschiedenheit offenbar in die Augen fällt, entdecket man in denselben eine Uebereinstimmung, so scheint das ein Wiederspruch zu seyn, und der Scherz erhält seinen Zweck. Ein Scherz, der diese Beschaffenheit nicht hat, würde auch wieder die zweyte Regel einen Fehler haben; denn wenn er Dinge vergleichet, die gar zu genau mit einander übereinkommen; so kann er unmöglich neu und unerwartet genug seyn, weil ein ieder mit einer geringen Aufmerksamkeit die Uebereinstimmung gewahr wird. Endlich

würde

würde ein solcher Scherz, als ein stumpfer Einfall, für keine Geburt der Scharfsinnigkeit angesehen werden, sondern von einem magern Witz seine Würklichkeit erhalten haben, und von einem plumpen Kopfe gar leicht eingesehen werden können, da im Gegentheil derjenige, der einen feurigen Scherz einsehen will, erst einen grossen Unterschied gewahr werden muß. Da zur Verschiedenheit der Dinge erstlich die Unähnlichkeit gehöret, so müssen Dinge, womit man scherzet, so sehr und augenscheinlich unähnlich seyn, daß die etwanige Aehnlichkeit erst bey Anwendung der größten Aufmerksamkeit eingesehen wird: denn die Entdeckung merklicher Aehnlichkeiten kann zwar eine gute Allegorie, eine witzige Vergleichung, nicht aber einen Scherz ausmachen. Ludwig der eilfte, König in Frankreich, scherzte auf eine so feurige Art, da er einen ungelehrten Menschen, der viele Bücher besaß, einem Bucklichten verglich, der eine Last auf dem Rücken trage, die er nicht sehen könne. Da ferner die Ungleichheit oder Verschiedenheit der Grösse eine Art der Verschiedenheit der Dinge ausmachet, so ist der Scherz einer der glücklichsten, welcher Dinge vergleicht, die der Grösse nach unendlich verschieden sind, und kleine Dinge den grossen gleich schätzet; wobey der Wiederspruch so merklich ist, daß es nothwendig lächerlich seyn muß. Endlich sind keine Dinge so verschieden, als die entgegengesetzten. Diese haben gar nichts gemein, insoferne sie entgegengesetzet sind. Die Vollkomenheit eines Scherzes, welchen diese dritte Regel fordert, kann also nicht leichter erhalten werden, als durch die Verbindung und Vergleichung wiederwärtiger Dinge. Ein Beyspiel der Annehmlichkeit dieser Scherze geben die Ironisch-Satyrischen Schriften, welche von der Ironie die Stacheln nehmen.

Aus diesem allen leitet der Herr Verf. die Nothwendigkeit einer behutsamen Untersuchung her, ob der Witz beym Scherzen durch die gehörige Scharfsinnigkeit unterstützet werde, weil Leute, die einen zu lebhaften Witz besitzen, der von einer schlechten Beurtheilungskraft regieret wird, einem nothwendig mit ihren spaßhaften Einfällen zur Last werden müssen.

Die Schönheit des Scherzes, welche durch die vierte Regel besttmmet wird, bestehet darinn: daß er viele und grosse Uebereinstimmungsstücke der verglichenen Dinge entdecke. §. 48=55. Nach der vorhergehenden Regel müssen die Sachen, womit ein Scherz umgehet, ungemein verschieden seyn; nach der gegenwärtigen aber dennoch eine vielfältige und grosse Uebereinstimmung unter ihnen entdecket werden. Dieses ist etwas unerwartetes, und muß nothwendig ein angenehmes Erstaunen und Verwunderung verursachen. Es erfordert diese Regel gar nicht, daß man eine weitläuftige Erzählung der vielfältigen Vergleichungsstücke anstellen soll. Dadurch würde der Scherz frostig werden. Sie fordert nur, daß man durch einen Scherz dem Zuhörer mit einem mal eine sehr grosse und mannigfaltige Uebereinstimmung der verglichenen Dinge darstelle. Der Scherz soll nur ein kurzer Inbegriff derselben, und einem Abgrunde ähnlich seyn, in welchem man immer mehr erblicket, je länger man in denselben hineinsiehet. Das Das Vergnügen bey demselben muß also immer neu werden, und mit einer Zufriedenheit mit sich selbst verbunden seyn, weil wir überzeuget sind, daß wir einen Scherz gebilliget haben, der es vollkommen werth gewesen. Da die Uebereinstimmung entweder durch die Aehnlichkeit oder Gleichheiten, oder durch beides entste-

het, so folget, daß ein Spaß, der dieser Regel gemäß seyn soll, viele und grosse Aehnlichkeiten und Gleichheiten in gehöriger Proportion entdecken muß. Die Metaphern, Allegorien ꝛc. kann man als Gründe zu dieser Schönheit der Scherze ansehen. Weil aber die Uebereinstimmungen der Namen nicht die geringste Gleichheit und Aehnlichkeit der Sache selbst ausmachen, so ist der Scherz sehr frostig, welcher auf die blosse Uebereinstimmung der Worte und Namen beruhet, und ein spaßhafter Kopf, der hierinn seine Scherze suchet, verräth einen Witz, der viel zu matt ist, als daß er bis in die Sache selbst dringen sollte. Der Herr Verf. verwirft nicht alle Anspielungen und Aehnlichkeiten der Worte, sondern die Spasse, die in der blossen Aehnlichkeit der Worte bestehen, deren Abgeschmacktheit man wahrnimmt, wenn man andre Worte gebraucht, oder sie in eine fremde Sprache übersetzet. Dahingegen ein feuriger Spaß in allen möglichen Sprachen ein Scherz bleibet; in einer aber vor andern durch ungezwungen ähnliche Wörter ausgedrucket werden kann, welche Uebereinstimmung man mit Gewalt zu vermeiden gar nicht Ursache hat, wenn sie nur nicht die Hauptsache des Spasses ist. Alle Zweydeutigkeiten, Anspielungen auf Namen, Versetzungen der Buchstaben, Veränderungen derselben, Verstümmelungen und Verlängerungen der Namen, gehören zum unnützen Zeitvertreib abgeschmackter Köpfe, die sich an Kindereyen belustigen.

Nach der fünften Regel müssen vor dem Scherze starke Vorstellungen von ganz andrer Art vorhergegangen seyn. §. 56 - 60. Vergnügen und Bewunderung, der Zweck guter Scherze, werden vor andern durch die Beobachtung dieser Regel befördert. Sie ist für den Scher-

zen-

zenden und seine Zuhörer gleich vortheilhaft. Der Eindruck von ganz anderen Vorstellungen, die mit dem Scherz, insoferne er ein Scherz ist, nichts gemein haben; die mit ganz andren Dingen beschäfftigte Aufmerksamkeit lassen nichts weniger als den Spaß vorhersehen. Der Scherz ist neu und unerwartet. Die schleunige Veränderung unsrer Vorstellungen macht die angenehmste Verwandlung und Verwirrung, die nicht ohne Vergnügen und Bewunderung geschehen kann. Dieser schöne Charakter eines Scherzes schlüsset ein langes Besinnen aus, welches selten ohne eine Mattigkeit des Witzes zu verrathen, angestellet wird, und einen Scherz zum Vorschein bringet, der entweder nicht neu genug ist, oder die Hoffnung des Zuhörers auf andere Art fehl schlagen lässet; da im Gegentheil ein glücklicher Scherz so schleunig in der Seele des Scherzenden klar werden muß, daß er selbst dadurch in eine Art der Verwunderung gesetzet wird. Soll ein Spaß nach dieser Regel vollkommen seyn, so muß er nicht vorher ausgedacht werden; denn die Reihe der Vorstellungen von der Zeit an, da man den Scherz erdacht hat, bis auf den Zeitpunct, da er vorgetragen werden soll, wird entweder mit dem Scherze oder doch mit sehr ähnlichen Vorstellungen angefüllet seyn. Dieses ist dem vorhergehenden Satz entgegen. Man verliehret die Dreistigkeit, die zum Vortrage eines Scherzes nothwendig ist. Man verräth es, daß man einen Spaß auf dem Herzen habe, den man gerne an den Mann bringen will. Wie wird auf diese Art der Scherz in Absicht auf den Scherzenden und auf den Zuhörer wol neu genug seyn? und wie wahrscheinlich ist es, daß ein vorbereiteter Scherz zur Unzeit angebracht werde, welches das folgende als

einen

einen Fehler darlegen soll. Eben so wenig ist es erlaubt, die Umstände mit Fleiß so einzurichten, daß man einen Spaß anbringen könne. Es hält sehr schwer, zu verhindern, daß der Zuhörer die Vorbereitung zum Spaß nicht merken sollte; und wenn dieses auch vermieden wird, so behält der Spaß doch einen Fehler, der nur von andern darinn unterschieden ist, daß er nicht allezeit gesehen wird. Hierinn liegt der Grund, warum die Scherze, die man in Antworten auf vorgelegte Fragen vorträget, wenn sie sonst nicht zu frostig sind, vor andern gefallen. Es ist dabey nicht die geringste Vermuthung vorhanden, daß man seinen Scherz vorher ausgedacht habe; weil man nicht vorher sehen könne, was der andere fragen werde.

Die sechste Regel fordert, daß der Scherz mitten unter vielen andren Vorstellungen, die in denen Gemüthern einen grossen Eindruck haben, vorgetragen werde. §. 511-66. Nach der vorigen Regel mußte in den vorhergehenden Gedanken keine merkliche Vermuthung des Scherzes vorhanden seyn. Dieses gilt auch nach der gegenwärtigen Regel von den Gedanken, die wir zu gleicher Zeit haben. Ein Scherzender muß seinen Kopf voll andere Gedanken haben, die beynahe seine gantze Aufmerksamkeit beschäfftigen, und die mit dem Scherz nichts, oder doch sehr wenig gemein haben. Der Scherz muß mitten unter diesen Vorstellungen angebracht werden. Stehen die Zuhörer in gleichen Umständen ihres Gemüthes, so ist es sehr wahrscheinlich, daß kein anderer den scherzhaften Einfall haben wird, den der Scherzende hat. Der Scherz wird also vollkommen neu und unerwartet seyn. Die Verschieden-

heit

heit der übrigen Gedanken besonders wennn sie ein entgegengesetztes von demselben sind, erhöhen seinen Glanz um ein merkliches, und geben ihm eine Lebhaftigkeit, die bey ähnlichen Gedanken fehlen würde. Leute die einen Scherz durch gewisse Gesichtszüge ankündigen, oder sich selbst erst satt lachen, ehe sie andere zum Lachen reitzen wollen, verderben ihren Spaß, und können es ihren Zuhörer nicht übel deuten, wenn sie ihnen die Belohnung vorenthalten, die sie sich selbst genommen haben. Ihr Bezeigen streitet wieder das unvermuthete, und unerwartete, welches einem Scherz das Leben geben muß. Ein Scherz ist unerwartet der beyandern demselben entgegengesetzten Gedanken vorgetragen wird. Das ernsthafte macht das entgegesetzte vom Scherz aus. Ein Spaß, der ernsthaften Gedanken eingemischet wird, erhält einen hohen Grad der Schönheit, und man hält die für die witzigsten Köpfe, die so gar mitten unter betrübten und traurigen Gedanken ja wol gar in der Stunde des Todes scherzen können. Unser Gesicht behält natürlicher Weise bey ernsthaften Gedanken ernsthafte Züge: Scherzhafte Gedanken würken das Gegentheil. Will man aber der angeführten Regel ein Genüge leisten, so muß man sich bey den letzten Vorstellungen zwingen, das Lachen zu verbergen; denn wer es kund macht, daß in seiner Seele ein Scherz herrsche, verkleinert seinen Witz beym Vortrage des Scherzes, und macht denselben matter. Wenigstens muß die Ernsthaftigkeit stärker bleiben, als das Gegentheil. Hieraus beurtheilet der Herr Verfasser einen Fehler solcher spaßhaften Köpfe, deren Witz den Körpern ähnlich ist, welche nicht ehe in Bewegung gerathen, bis sie von andern angestossen wer-

werden; und alsdenn erst anfängt rege zu werden, wenn andere scherzen. Der erste Scherz hat die Gesellschaft schon aufgeräumet; die aus denselben hergeleiteten kommen insgemein zu spät. Die bisher angeführte Schönheit mangelt auch den Scherzen, die in einer stillen Gesellschaft solcher Leute, die von Gedanken ausruhen wollen, vorgetragen werden. Diese denken ausser dem Scherze weiter an nichts, und eine Kleinigkeit kann alsdenn ihre ganze Seele einnehmen.

Die siebende Regel setzet das Wesen eines feurigen Scherzes darinn: daß er eine sehr grosse und vollkommen sinnliche Vorstellung seyn müsse §. 67-78. Der Herr Verfasser lässet es genug seyn, die Hauptvollkommenheiten der sinnlichen Erkenntniß durchzugehen, weil die übrigen ohne viele Mühe daraus hergeleitet werden können. Er rechnet dahin die Klarheit, die Wahrheit, und das Leben, und fordert, daß ein feuriger Scherz in einem hohen Grade klar, richtig und lebendig sey. Ein hoher Grad der Klarheit einer sinnlichen Vorstellung beruhet auf eine geringere Dunkelheit der Theile, und auf die Menge der Merkmale und Theile, die in der Vorstellung enthalten sind. Beide Vollkommenheiten müssen mit einem feurigen Scherz verbunden seyn. Die letzte wird auch die Lebhaftigkeit genennet. Ein lebhafter Scherz enthält also sehr viele Mannigfaltigkeiten, die zwar nicht vollkommmen klar, aber auch nicht völlig dunkel seyn müssen. Mit der Lebhaftigkeit muß die Kürtze nothwendig verbunden seyn. Ist der Scherz zu lang, so wird er entwickelt, deutlich, und bleibt keine sinnliche Vorstellung. Er muß sehr vieles sagen, aber dasselbe nicht durch eine weitläuftige Vorstellung zerstreuen, sondern mit einem mal dem Gemü-

the vorstellen. Ein Scherz wird diesemnach erst vollkommen, wenn die Klarheit und Kürze in demselben mit einander verbunden sind. Dieses aber wird erhalten, wenn er sich völlig zu den Umständen, in den wir uns befinden, zu den Personen, zu der Zeit, dem Ort, der Reden und Erzählungen mit denen die Gesellschaft unterhalten wird, schicket, und so beschaffen ist daß er in keinem anderen Zustande unverändert angebracht werden könne. Diese Umstände müssen den Grund, die Veranlassung, und die gantze Erklärung unsers Scherzes enthalten, und gleichsam die Vignette, der Scherz aber die Devise seyn. Wie wenig brauchen wir alsdenn nicht zu sagen, und werden doch verstanden, und mit Vergnügen bewundert? Den Phlegmatischen und langsamen Köpfen, die sich wieder diese Regel auf eine lächerliche Art versündigen, giebt der Herr Verfasser die heilsame Regel, die Scherze ja zu unterdrücken, welche ihnen erst einfallen, wenn die Gelegenheit vergangen ist, wo sie anders nicht die Trägheit ihres Witzes verrathen, und sich durch ihre Begehren an die Gesellschaft, das vergangene zu wiederholen, lächerlich machen wollen. Ein Scherz muß klar, aber nicht deutlich seyn. Einen Scherz macht die Lebhaftigkeit schön; diese aber fällt bey der Deutlichkeit weg, welche nicht ohne Ueberlegung, die sich einen Begriff nicht auf einmal, sondern stückweise nach und nach vorstellet, gedacht werden kann. Alles schöne verschwindet ja so bald wir einen deutlichen Begriff von der Schönheit erhalten. Man siehet hieraus, was von den Scherzenden, die ihre Spasse mit Commentarien begleiten, oder von den Scholiasten spaßhafter Köpfe zu urtheilen sey. Ein lebhafter Scherz muß

in

im hohen Grad klar seyn. So bald er daher dunkel ist, höret er auf, ein Scherz zu seyn. Es ist nicht nöthig, daß ihn alle Leute verstehen, sonst müste er frostig seyn. Aber er muß für einen witzigen Kopf, der die Umstände weiß, in welchen er vorgetragen worden, keine Dunkelheit haben. Alle weit hergeholte und gezwungene Scherze gehören daher unter die unglücklichen. Die andere Eigenschaft der Scherze, die aus der Regel fliesset, ist die Wahrheit. Ein iedweder Scherz muß vermöge derselben einen wahren und richtigen Gedanken haben. Da aber der Gedanken, der den Scherz unmittelbar und zunächst ausmachet, die Vorstellung der Uebereinstimmung verschiedener Dinge ist, so wird zur Wahrheit des Scherzes nicht nur erfordert, daß die Dinge, die wir uns als verschieden vorstellen, in der That diese Verschiedenheit haben, sondern daß sie auch in den Stücken mit einander übereinkommen, nach welchen wir sie vergleichen. Die Zweifel zu heben, welche wieder diesen Satz gemacht werden könnten unterscheidet der Herr Verfasser die unbedingte Warheit eines Scherzes von der bedingten. Jene ist, wenn so wol die Dinge, damit man scherzet, und von denen man den Scherz entlehnet, wahr sind, als der Gedanke selbst, in welchem das scherzhafte bestehet. Diese aber gehet allein auf den scherzhaften Gedanken, wenn gleich die Dinge, womit man schertzet, falsch, erdichtet, und unrichtig sind. Und diese bedingte Wahrheit ist eine nothwendige Eigenschaft der Scherze, vermöge welcher in der Vergleichung verschiedener Dinge, nie ein unrichtiger Gedanke statt finden kann. Der Herr Verfasser beweiset aber auch daß man die unbedingt wahren Scherze

denen

denen bedingt wahren vorzuziehen, Grund habe. Die dritte Eigenschaft eines Scherzes nach dieser Regel ist das Leben, da aber das Leben der Erkenntniß auf dem Vergnügen oder Verdruß beruhet, so damit verbunden ist, so muß ein lebendiger Scherz entweder Vergüngen oder Verdruß bey den Zuhörern erwecken. Der Herr Verfasser fordert das erste, und hält es für unnöthig, hieven besondere Regeln zu geben, weil ein Scherz, der nach den schon gegebenen Fürschriften eingerichtet ist, nothwendig reitzend seyn, und Vergnügen erwecken muß.

(Das übrige soll im nächsten Stück folgen.)

---

# Innhalt.

I. Fortsetzung der Regeln zur Satyre. S. 227

II. Vermischte Anmerkungen. 450

III. Erinnerung bey den Gedanken vom Numero in der Rede. 461

IV. Der deutsche Aesop, bestehend in 324. lehrreichen Fabeln. 476

V. M. Georg Friedrich Meiers Gedanken von Scherzen. 500

# Critischer Versuch zur Aufnahme der Deutschen Sprache.

## Zwölftes Stück.

Greifswald
bey Johann Jacob Weitbrecht. 1744.

# I.

# Fortsetzung der Gedanken von Scherzen.

Die achte Regel, welche die Vollkommenheit eines Scherzes bestimmet, setzet fest: daß ein feuriger Scherz geschickt seyn müsse, ein Lachen zu verursachen. §. 79-90. Allen Einwürfen vorzubeugen, schränket der Herr Verf. diesen Satz so ein, daß die Schönheit eines Scherzes, die aus dem Verhältniß desselben zum Lachen entspringet, nur darinn zu setzen sey, daß ein Mensch, der gerne und leicht, doch nicht ohne Grund, lachet, durch denselben zu einem starken Lachen sehr stark beweget werde. Es ist leicht einzusehen, daß unter den beiden Arten des Lachens, da man entweder aus Verdruß oder aus Vergnügen lachet, hier auf die letzte Art gesehen, und eine Bewegung des Gemüths erfordert werde, die fähig ist, der Seele ein aufgeräumtes und munteres Wesen zu geben, welches der Betrübniß entgegengesetzet ist. Und dieses Lachen muß von einem

ſtarken ſinnlichen Vergnügen begleitet werden. Das Lachen iſt eine Art der Veränderungen, die bey uns vorgehen, welche am ſchwerſten zu erklären iſt. Herr Meier achtet es nur ſeiner Pflicht zu ſeyn, zu unterſuchen, woher die Veränderung der Seele entſtehet, die dabey vorgehet. Alle Ungereimtheiten, die in Kleinigkeiten vorgehen, werden, der Erfahrung nach, lächerlich genannt. Man kann alſo ſicher annehmen, daß das Lachen aus der Beobachtung einer Ungereimtheit in Kleinigkeiten entſtehe. Eine iedwede Häßlichkeit hat etwas ungereimtes und widerſprechendes an ſich. Man bemerkt aber, daß man weder über gar zu groſſe Häßlichkeiten, noch über Schandthaten lache. Jene bewegen zum Mitleiden, dieſe aber zum Abſcheu. Das Lachen, welches hiebey entſtünde, würde mit einem überwiegenden Verdruß verbunden ſeyn. Ueber dieſes verräth man, wenn man groſſe Dinge lächerlich machet, ein leichtſinniges Gemüth, wobey Leute von gutem Geſchmack abermal Beedruß empfinden. Hierinn liegen die Gründe, warum der Herr Verfaſſer angenommen, daß man in Kleinigkeiten eine Ungereimtheit oder Widerſpruch entdecken müſſe, wenn man andre zu einem Lachen mit Vergnügen bewegen will. Ein Scherz alſo, der kräftig zum Lachen reitzen ſoll, muß von Kleinigkeiten, von Dingen, die weder an ſich betrachtet, noch in Abſicht auf ihre Folgen von groſſer Wichtigkeit ſind, handeln. Die Ungereimtheiten beruhen auf der Vorſtellung einer Sache als regellos, widerſinniſch und häßlich. Und je mehr Ungereimtheiten oder Abweichungen von einer Regel entdecket werden, deſto lächerlicher wird die Sache. Der Herr Verf. iſt zufrieden, dieſe Gründe gefunden zu haben, woraus verſchiedene Unvollkommenheiten bey den

gang=

gangbaren Scherzen entdecket werden können. Die lustigen Herren, welche bey einem armseeligen Witz sich einbilden, daß sie spaßhafte Köpfe sind, weil sie geschickt sind, andere zum Lachen zu bewegen, werden mit dem Unterricht abgewiesen, daß mehr als das Vermögen, ein Lachen zu erwecken, zu einem scherzhaften Kopf erfordert werde. Personen, Sachen, Begebenheiten und Handlungen können als Materialien einer Rede schon an sich lächerlich seyn, ohne daß ein scherzhafter Einfall ihnen mehr Eindruck verschaffet, weswegen viele Lustigmacher eben nicht deswegen auf einen feurigen und witzigen Kopf Ansprüche machen dürfen, weil sie durch lustige Historien zum Lachen reitzen können. Man lachet zuweilen über Dinge, die an sich nicht lächerlich sind, auch wenn sie ohne Witz und Scharfsinnigkeit vorgetragen werden. Sachen, bey denen schamhafte Gemüther roth werden, oder die zur Religion gehören, können hier zum Beyspiel dienen. Da aber der Grund dieses Lachens in der schmutzigen und leichtsinnigen Beschaffenheit des Zuhörers lieget, so entfernet sich der Vortrag solcher Dinge von den Scherzen, wenn auch noch so heftig darüber gelachet würde. Man weiß Scherze anzuführen, die auf keine andere Art zum Lachen reitzen können, als wenn man den scherzenden ansiehet, und auf dessen Geberden Acht hat. Daß diese unter die abgeschmackten gehören, ergiebet sich von selbst, und der Herr Verf. hat Recht, wenn er ihr Feuer nicht für geistig, sondern für körperlich hält, weil sie alle ihre Lebhaftigkeit durch die Mißhandlung des Körpers bekommen. Die regellose Gestalt und Bildung einiger Leute macht sie so unglückseelig, daß man sie nicht ohne Lachen ansehen kann. Diese dürfen nur den frostigsten Einfall vorbringen, so wird überlaut

lacht. Man lacht aber mehr über die Person, als über den Einfall. Und sie schicken sich ehe, für die Augen, als für die Ohren zu scherzen. Blosse Naturfehler verdienen Mitleiden und Vergebung. Wer aber seinen Körper mit Fleiß zu einem Gaukelwerk gebrauchet, der machet sich zum Narren, und sein Scherz verliehret alles Feuer. Ueberhaupt aber müssen die übrigen Schönheiten zuerst im Scherz hervorgebracht werden; hernach ist es erst Zeit, auf die Hervorbringung des Lachens zu gedenken.

Die neunte und letzte Regel zu einem glücklichen Scherz ist, daß er geschickt vorgetragen werde. §. 91-97. Der Vortrag mag als etwas wesentliches oder zufälliges bey einem Scherz angesehen werden, so bleibet doch gewiß, daß vieles darauf ankömmt, wenn er glücklich gerathen soll. Ein im höchsten Grade feuriger scherzhafter Gedanke kann durch einen ungeschickten Vortrag so verunstaltet werden, daß sein ganzes Feuer unsichtbar wird; und das Feuer eines mittelmässigen Spasses kann glänzen, wenn es durch einen gehörigen Vortrag unterstützet wird. Zwey Stücke verdienen beym Vortrage unsere Aufmerksamkeit: Die Worte, und die Veränderungen des Körpers, welche mit dem Vortrag eine Verbindung haben. Der Vortrag ist ohne Tadel, wenn er keine Schönheit des Scherzes verbirgt und verdunkelt, den Scherz in seiner ganzen Pracht und vollem Licht zeiget, und mit einer gehörigen Geschwindigkeit geschiehet, die ihm seine völlige Lebhaftigkeit läßt. Die Regeln zur Uebereinstimmung der Minen und Züge des Gesichts mit dem Vortrage, lassen sich schwerlich fest setzen. Zum Glück pflegt die Natur den Mangel unsres Fleisses in solchen Kleinigkeiten zu ersetzen. Kann man aber gleich hievon keine Regeln geben, so läßt sich doch gar zu leicht

die

die Regellosigkeit in diesem Stück gewahr werden. Der Herr Verf. führet als Fehler an: Eine Finsterniß des Gesichts; eine gar zu sichtbare Zufriedenheit des Scherzenden über seinen Spaß; das Lachen mitten unter dem Scherzen; und eine gar zu ängstliche Furchtsamkeit bey dem Vortrage des Spasses.

Dieses sind die Hauptregeln, welche die Schönheit eines Scherzes bestimmen, bey welchen der Herr Verf. aber die allgemeinen Anmerkungen zu machen für nöthig erachtet, daß er weder keine Schönheit übergangen zu zu haben behaupte, noch alle diese Schönheiten zu einem jeden glücklichen Scherz erfordere. Es können gewisse Scherze seyn, in welchen, nach allen ihren Umständen betrachtet, einige dieser Schönheiten einander wiedersprechen. Auch kann eine Schönheit eines Scherzes so groß, stark und einnehmend seyn, daß viele andere Fehler dadurch bedecket werden. Nur muß man sich für den Schluß hüten, daß ein Scherz, der in einer Gesellschaft Beyfall findet, auch vor dem Richterstuhle der Critik einen guten Ausspruch zu erwarten habe. Dieses giebt dem Herrn Verfasser Gelegenheit, bey den äusserlichen Beurtheilungsgründen, welche den bisher erzählten entgegengesetzet, und von dem Eindruck, den ein Scherz in die Gemüther unsrer Zuhörer macht, hergenommen werden, in dem 99. und folgenden §. alle Behutsamkeit einzuschärfen.

Weil endlich die formelle Vollkommenheit eines Scherzes in verschiedenen Stücken von der materiellen Vollkommenheit desselben abhänget, so war es nothwendig, diese hier auch insoferne zu betrachten, als sie das Feuer eines Scherzes entweder glänzender machen, oder verdunkeln kann. Folgende Beurtheilungsgründe

werden von dem Herrn Verf. angeführet, und zureichend bewiesen: 1) Solange die materielle Unvollkommenheit eines Scherzes kleiner ist, als die formelle Schönheit desselben, so wird jene dem Feuer desselben keinen merklichen Abbruch thun. Sobald aber die materielle Unvollkommenheit mit der formellen Vollkommenheit die Wage hält, oder diese gar übertrifft, so bekommt die Schönheit eines Scherzes einen Schandfleck, der wenigstens die formellen Schönheiten verdecket. 2) Wenn der Verdruß und Eckel des Zuhörers über die materielle Unvollkommenheit unsres Scherzes grösser ist, als sein Vergnügen über die formelle Schönheit, so verliehrt unser Scherz sein Feuer in dem Gemüth des Zuhörers. 3) Wenn man mit Dingen scherzet, die man mit der äussersten Ernsthaftigkeit zu betrachten verbunden ist, so ist auch das kleinste Lachen bey solchen Dingen eine Sünde. Da nun ein feuriger Scherz ein grosses Lachen verursachet, so hat ein Scherz dieser Art eine grosse materielle Unvollkommenheit, und muß also viel von seinem Feuer verliehren. 4) Wenn wir uns in Umständen befinden, in welchen wir die strengste Ernsthaftigkeit zu beobachten verbunden sind, so ist das geringste Lachen Sünde; die materielle Unvollkommenheit unsers Scherzes fällt alsdenn mehr und stärker in die Augen, als die formelle Schönheit, und der Scherz wird verdorben.

Der enge Raum verbietet uns, diese Regeln in einer genaueren Entwickelung vorzulegen. Wir hoffen das, was wir von dieser Schrift behauptet, durch den gelieferten Auszug erwiesen zu haben, und sind versichert, daß der Herr Verfasser von dem allgemeinen Beyfall der Leser alles das erwarten könne, was wir hier in einer wiederholten Lobrede anzuführen haben würden.

# II.

# Gedanken von der Sprachverderbenden Höflichkeit.

Meine Herren!

Die Schönheit des Guten gewinnet nicht leichter unsere Hochachtung, als wenn wir sie gegen die Gestallt ihres entgegengesetzten halten. Das regelmässige gefällt uns nie besser, als wenn uns abweichende Ausschweifungen kennbar werden. Ich darf diesen Satz sicher annehmen, ohne den Vorwurf zu besorgen, er stehe hier unbewiesen. Ich darf mich auf die Erfahrung berufen, ohne zu zweifeln, ob sie auch richtig sey. Ich kann mit gleicher Gewißheit die Regel daraus herleiten: Man bemühe sich, das ausschweifende kennen zu lernen, wenn man das regelmässige fassen und beobachten will. Vernünftige werden von der Gültigkeit dieser Fürschrift überzeuget, durch die Vortheile, die mit ihrer Aufmerksamkeit auf dieselbe verbunden sind; und die Vielheit der Fälle, in welchen sie nothwendig ist, unterrichtet uns, daß sie allgemein sey. Verstatten Sie, meine Herren, daß ich Sie ihrer eigenen Bemühungen erinnere. Die von ihnen erwählte Art, das Gute angenehm zu machen, hat mir allemal vorzüglich geschienen, seitdem die erste Vorstellung ihrer Absicht mich überführte, daß die genannte Fürschrift der Vernunft die Hauptregel bey ihren Handlungen seyn müsse. Ihre Einsicht in die Regeln des Geschmackes und der Sprache, Ihr Vorsatz, dieselben zu beobachten, und dieselben bey andern zu befördern, ward durch nichts

mehr gestärket und ermuntert, als durch die Vorstellung der Abweichungen ihrer Landesleute. Die Vergleichung des regelmässigen mit dem ausschweifenden entdeckete ihnen die Vorzüge des ersteren, und zeigte ihnen die Nothwendigkeit, das letzte zu verbessern. Ihre Beschäfftigungen haben dieses bisher zum Vorwurf, und sie suchen das Fehlerhafte zu erforschen, damit sie desto füglicher das richtige bestimmen, jenes verwerfen und dieses anpreisen können. Sie fordern von ihren Freunden gleiche Bemühungen, und kein Vorschlag ist ihnen unangenehm, der auf die Verbesserung eines schlechten Geschmacks, und auf die Aenderung einer verdorbenen Sprache, ein etwaniges Absehen hat. Ich werde mich dieser Erlaubniß bedienrn, meinen Herren einige Gedanken vorzutragen. Sie betreffen die gewöhnliche Art unsrer Landesleute höflich zu seyn. Mich deucht, ich finde in derselben verschiedenes, das einem guten Geschmack so nachtheilig, als einer vernünftigen Sprache ist. Ich werde Ihnen kurz meine Gedanken darüber eröffnen.

Die Sittenlehrer preisen den vernünftigen eine Pflicht an, durch ein äusserliches Bezeigen seine Bescheidenheit, Artigkeit und Gefälligkeit andern zu erkennen zu geben. Eine Pflicht, die sich auf Worte und Handlungen erstrecket, die an sich den Regeln der Vernunft nicht niederstreitet, die aber durch Ausschweifungen, es sey in Worten oder Handlungen, abgeschmackt und lächerlich wird. Man kennet sie unter dem allgemeinen Namen der Höflichkeit. Leute, denen sonst nichts verdrießlicher ist, als ihre Handlungen einschränken zu lassen, machen keine Schwierigkeit, sich dieser Pflicht zu unterwerfen. Was man sonst für eine Seltenheit halten würde, an

ganzen

ganzen Völkern eine übereinstimmende Liebe zu einer Tugend wahrzunehmen, das scheinet nicht mehr ungewöhnlich oder unglaublich, wenn man die Höflichkeit als den Charakter annimmt, nach welchem man ein Volk beurtheilet. Aber, meine Herren, es scheinet mir nicht zu richtig zu seyn mit einer Tugend, zu welcher die blosse Gewohnheit die Triebfeder ist, mit einem äusserlichen Bezeigen, von dem man nicht auf das innerliche schlüssen kann, mit Handlungen, die mehr maschinenmässig, als vernünftig sind. Das gesellschaftliche Leben fordert allerdings gemeinschaftliche Pflichten, durch deren Beobachtung das Band der Vereinigung unter den Bürgern genauer wird. Die Liebe zur Tugend kann nicht genug unter ihnen vereiniget seyn, und ihre Begegnung unter einander wird billig durch vernünftige Anleitungen zu solchem Bezeigen bestimmet, wodurch sich einer dem andern gefällig macht. Seit dem aber der Willkühr in gewissen äusserlichen Zeichen die Merkmale einer verbindlichen und zärtlichen Höflichkeit fest gesetzet; seitdem vergißt man der erforderlichen Gemüthsbeschaffenheit, lernet seinen Mitbürgern Stellungen, Gebährden und Wortformeln ab, ohne zu fragen, was für ein Gemüth dieselben zum Grunde setzen; und suchet in der zarten Jugend die Gliedmassen dazu vorzubereiten, wrzu man sie sie bey erwachsenen Jaren gebrauchen will. Unmündige Kinder lernen in der Jugend den Rücken krümmen, und die Füsse beugen, damit es ihnen im Alter nicht zu schwer werde, den Leuten ein Blendwerk zu machen. Sie lallen von Unterthänigkeit, Gehorsam, Dienstbarkeit und Knechtschaft, damit sie der Worte gewohnt werden, ohne die man, dem Begriff seiner Eltern nach, nicht artig und höflich genug ist.

All=

Allmählig krümmet sich der Rücken von selbst, wenn er einem andren gebogenen nahe ist. Die Füsse erlangen eine Fertigkeit in den höflichen Stellungen. Die Hand fällt mit Manier an den Hut, so oft man es nöthig hält, und die Worte, durch welche diese Stellungen bey allen möglichen Fällen erkläret und begleitet werden, liegen schon von der Kindheit her auf der Zunge. Daß dem Gemüthe von allem diesem etwas kund sey, ist überflüssig. Was würde ein Sittenlehrer nicht zu bestreiten haben, meine Herren, wenn er diese mechanische Tugend stürzen wollte? Was hat er aber nicht für Verantwortung, wenn er den Vorurtheilen nicht ihr Recht wiederfahren lässet? Es scheinet bey nahe, daß viele es müde sind, sich blenden zu lassen. Warum will man der Vernunft nicht willfahren und ihre Aussprüche für gültig halten? Ich bediene mich dieses Grundes, meinen Herren die Sprache zu empfehlen, die unsere Landesleute führen, wenn sie höflich seyn wollen. Wie entfernet dieselbe von der Vernunft und einem gereinigten Geschmack sey, haben Sie, ihrer Einsicht nach, schon längstens selbst erkannt; und ich würde Bedenken tragen, nur einiger Stücke hievon zu erwähnen, wenn ich nicht den Vorsatz gefasset hätte, Ihnen einige Gedanken zur Ausbesserung vorzulegen.

Ich habe mir Mühe gegeben, für diese Sprache einen Namen zu erfinden, der die Benennung ausdrückte, welche derselben in einer fremden Sprache eigen ist. Allein bisher hat meine Bemühung nicht glücken wollen, denen ein Genüge zu thun, welche nachtheilige Schlüsse für uns machen, wenn wir unsere Sprache nicht nach einem jeden ersonnenen Ausdruck der Ausländer zu zwingen für gut befinden. Man mag sie im-

immerhin Complimente nennen. Es wird uns keine Schande seyn, einer Sache keinen deutschen Namen geben zu können, die wir ohne Schaden aus der Reihe der würklichen Dinge verstossen könnten, wenn wir vernünftig seyn wollten. Wer nur einen geringen Grad der Einsicht besitzet, der preiset die Bemühung der Kunstrichter, eine Sprache von leeren Thönen und Scheinwörtern zu reinigen. Warum sollte man denn fortfahren, ein abgeschmacktes Vergnügen an einer ganzen Scheinsprache herrschen zu lassen? Ich kann der Sprache unserer höflichen Landesleute keinen andern Namen geben, woferne man mir nicht abstreitet, daß ein ganzer Innbegriff leerer Töne und Scheinwörter denselben mit Recht führe. Woraus aber hat bisher die genannte Sprache anders bestanden? Fast getraue ich mir zu beweisen, daß alle Complimenten, die mir anzuhören erlaubt gewesen, nichts als Scheinwörter und leere Töne gewesen sind, oder nichts anders haben seyn können. Ich beschuldige hiedurch meine höflichen Landesleute eines Fehlers, der nicht geringe ist. Sie haben aber Ursache mir denselben zuzugestehen, weil sie sich sonst einer Menge unverantwortlicher Verbrechen Schuld geben würden. Falschheit und Betrug, Lügen und Meineid, Frechheit und Unbarmherzigkeit würden die Charakters seyn, von welchen man unter tausend der gesittesten kaum einen frey sprechen könnte. Jener spricht aus dem Tone: Er werde sich Zeit Lebens eine Ehre daraus machen, wenn er das Glück haben könnte seine Dienstbegierde in der Beförderung der Wolfahrt seines Freundes nach seiner Schuldigkeit an den Tag zu legen. Kaum verläßt ihm sein Freund, so erfähret derselbe schon, daß sein höflicher Gönner den Grund zu

seinem

seinem Verderben geleget habe, oder es zu vollführen im Begriff sey. Tausend besitzen die Höflichkeit, allen ihren Mitbürgern gehorsamst zu versichern, daß sie an ihrem Vergnügen aufrichtigst Theil nehmen; und sie sind die ersten, die sich freuen, wenn sie mißvergnügt sind. Eben soviele äussern die größte Unbarmherzigkeit, wenn sie sich einem Maun als unterthänige Diener aufdringen wollen, der schon mit tausenden ihres gleichen geplaget seyn würde, wenn ihm damit gedienet gewesen wäre, sich durch Unterthanen quälen zu lassen. Ja wie mancher schreyet sich für einen Diener solcher Leute aus, die er kaum eines Blickes würdig hält, und wie viele versichert er nicht seiner Hochachtung, die er noch weniger als geringe schätzet? Ja meine Herren, unsere Höflichen sind in ihrer Sprache so wunderbar, daß sie keine Gesellschaft verlassen, ehe sie derselben das Zeugniß hinterlassen haben, daß sie thöricht und unvernünftig sey. Die Verschiedenheit der Fälle macht in der Art, wie sie ihr solches kund thun eine Aenderung. Ich will nur der Freyheit erwähnen, mit welcher sie eine Gesellschaft gemeiniglich für grausam und jachzornig erklären, wenn sie dieselbe zehnmal um Vergebung anflehen, ehe auch nur ein etwaniger Schein einer zugefügten Beleidigung vorhanden ist. Wäre nicht der Charaktrr eines Höflichen schon schlecht genug, wenn es erlaubt wäre, ihn nach den Begriffen, die wir mit seinen Worten, auch nur mit denen die ich angeführet habe, verbinden, zu beurtheilen. Meine Herren aber werden sich ohne Zweifel solcher Fälle erinnern, da seine Ausschweifungen noch weit erheblicher scheinen, und die aus demselben hergeleitete Bosheit und Thorheit ihm beygemessen werden können. Uebersteiget alsdenn sein Charakter

rakter nicht bey nahe das wahrscheinliche? Ich bin damit einig insoferne man ihn nach den Begriffen beurtheilet, auf welche wir durch seine Sprache geführet werden können. Ich halte es aber für eine Uebereilung, auf seine vereinigte Bosheit und Thorheit zu schliessen, ehe man untersuchet hat, wie die Gedanken der Höflichen sich gegen ihre Sprache verhalten, uno ob die Worte in derselben würkliche Begriffe anzeigen? Ich habe dieses zu glauben nie von mir erhalten können. Ich gewinne dadurch soviel für die Complimenten, daß ich von ihnen den Begriff einer strafbaren Bosheit trenne; obgleich der Grad der Thorheit sich ihrer zu bedienen sehr hoch bleibet. Daß die Complimente ihrer Geburth und ihrrm ersten Gebrauche nach leere Töne bey einem Höflichen sind, leidet nicht den geringsten Zweifel. Was wird ein Kind dabey gedenken, wenn es einem iedem, der ihm vor Augen kommt sein gehorsamer Diener vorlallen, alle Augenblick um Güte anflehen, Erlaubniß und Vergebung bitten, und sich demüthig empfehlen muß. Die Befehlshaber über solche Anfänger in der Sprache der Höflichen wissen es gar wol, daß es leere Worter sind. Sie suchen die Kinder ja auch nicht zu einer gewissen Gemüthsbeschaffenheit oder zu Begriffen, sondern zur Aussprache gewisser Töne bey gewissen Gelegenheiten zu gewöhnen. Wer ein Kind nach solchem Unterricht reden höret, der bewundert die Fähigkeit desselben, die Töne nachzubeten, und die Gelegenheit, da er sie hersagen muß, in Acht zu nehmen. Niemalen habe ich gehöret, daß iemand einen vortheilhaften Gedanken bey den höfliche Tönen derselben vermuthet, oder auch durch solche Worte, als Zeugnisse eines guten Gemü-

thes

thes gerühret worden. Sollte aber der Anwuchs der Jare wol die Natur dieser Sprache ohne Begriffe ändern? Ich zweifle auch hieran. Die Wahl ist einmal getroffen. Der gröβte Haufe ist zufrieden, wenn er Töne höret, die etwas gutes bedeuten könntenn, wenn der höfliche so gedächte, wie er redete. Ein Wort ohne Gedanken ist den Leuten so angenehm, daß sie es mit zehn gleichlautenden erwiedern, und denselben die zärtlichste Stellung, und die freundlichstscheinenden Gesichtzüge beyfügen. Haben die von Jugend auf gelernten Formeln eine so gut scheinende Würkung, warum sollten dieselben verworfen werden? Es kostet ja wenig Mühe sie herzusagen, weil man schon dazu gewohnt ist. Wollte man anfangen, bey höflichen Reden etwas zu gedenken; so würden ja unterschiedene Fälle unterschiedene Gedanken erfordern, neue Gedanken aber durch neue Worte ausgedruckt werden müssen. Was würde alsdenn die Höflichkeit nicht für eine Qual für den gröβten Haufen seyn, dem das Denken eine ungewöhnliche Bemühung ist, und der es für eine Undankbarkeit und Boβheit halten würde, die Sprachregeln, die ihm seine vorgesetzte eingeschärfet, zu verlernen, und gegen die Gewohnheit grausam zu seyn. Ich will hieraus nichts weiter schliessen, als daß der anwachsende höfliche Gründe haben kann, bey den in der Jugend gefaβten leeren Tönen zu bleiben. Daß es würklich geschiehet, soll ich noch beweisen. Die immerhin unveränderte Beschaffenheit der Töne, die zu allen Zeiten, unter allen Umständen gegen alle Leute gleichlautende Worte der Höflichen, der starke Wiederspruch der unter den Tönen wenn etwas dabey gedacht würde, und unter den Umständen, bey welchen sie vorgebracht werden, seyn wurde,

die dem Höflichen wieder Wissen und Willen entfahrenden Wortformeln, alles dies, meine Herren, beweiset sehr wahrscheinlich, daß die Worte mechanisch von der Zunge fallen; bey der Erscheinung ähnlicher Fälle die Zunge auf eine gleiche Art gerühret wird, die Gedanken für sich bleiben, und die Töne als Töne erschallen, ohne daß sie Zeichen der Gedanken sind. Auf eine andere Art kann ich die Complimenten nicht erklären, wo ich nicht den unwahrscheinlichsten Charakter eines höflichen annehme, wenn ich seine Handlungen mit seinen Worten in Vergleichung setze. Mein Begriff aber hebet alle Unwahrscheinlichkeit. Ich behaupte daß ein Complimentenfreund ohne Gedanken redet, und sich aufs höchste seiner Töne als Töne, nicht aber der Gedanken, die damit verbunden werden können, bewußt ist. Die Handlungen, die er fürnimmt, können also gar nicht mit den Gedanken, darauf wir bey Anhörung seiner Töne gefallen sind, in Vergleichung gesetzet werden, weil man ihm nicht beweisen kann, daß er die Gedanken geheget, die wir ihm aufbürden wollen. Urtheilen sie hienach meine Herren, ob wir bey der Besserung unserer höflichen Landesleute mit einer Bosheit zu kämpfen, oder eine Thorheit zu bestreiten haben. Der Wahrscheinliche Charakter, den ich von ihnen gegeben habe, enthält mehr Thorheit als Bosheit. Ich habe sie von der letzten frey gesprochen, insoferne ich es für unerlaubt halte, ihre Handlungen nach ihrer Sprache zu beurtheilen. Ihre Thorheit aber ist dem ohngeachtet gros genug geblieben, da ich sie mit Grunde als Freunde leerer Töne gebildet habe. Welch ein Geschmack, welche Sprache, welche Bestürmung der Vernunft, welche Feindschaft des regulmäßigen, welche

lächerliche Ausschweifungen würde ich hier zu entwerfen haben, wenn ich nicht glaubte, daß meine Herren sich die Fälle die sie täglich erleben, weit lebhafter vorstellen, als ich sie abbilden würde. Ein jeder derselben aber muß ihnen der stärkste Grund seyn, wieder solche Thorheit ihrer Landesleute zu streiten. Werden sie es wol ohne Nachtheil ihrer Absicht dulden können, daß der gröste Theil ihrer Landesleute das Vermögen zu reden misbrauchet, das Wesen der Sprache umkehret, mit leeren Tönen sich und andere zu vergnügen suchet, seine Muttersprache verdirbet, und dem elendesten Geschmack immerhin das Wort redet. Ich will nur einer Gefahr erwähnen die unsere Sprache bevorstehet; woferne der Thorheit der höflichen kein Einhalt geschiehet. Sie borgen aus der Sprache der Vernünftigen Wörter, und rauben denselben ihre Begriffe. Vernünftige können sie in solcher Scheinsprache nicht anders als leere Töne ansehen. Da aber diese Sprache so allgemein wird; hat man nicht Ursache zu besorgen, daß die Rede der Vernünftigen in gleichen Verdacht geräth, wenn sie sich Wörter bedienen, welche die höflichen ihnen dem Laut nach abgeborget, und zu leere Töne gemachet haben? Wollten sie aber sich der gemißbrauchten Wörter enthalten, würde nicht der Sprache Armuth und Verfall bevorstehen? Wir freuen uns, daß unsere Sprache von den ausländischen Tönen immer mehr gesaubert wird, welche sie in den vorigen Zeiten bunt und gebrochen machten. Mich deucht aber, wir möchten wünschen, daß die Complimentenfreunde nimmer den Regeln unsrer Sprachverbesserer Eindruck bey sich finden gelassen hätten, ehe sie von ihrer Thorheit abzustehen willens gewesen wären. Sie möchten immer-

hin gebrochne gebrochne geschwatzet, sie möchten ihre abgeschmackten französischen Töne nimmer mit den deutschen verwechselt haben; denn ihre Thorheit ist dadurch nicht gemindert, ihr Geschmack nicht verbessert; unsere Muttersprache aber würde widrigenfalls der genannten Gefahr nicht bloßgestellet seyn.

Ob die Complimenten auch in das regelmässige der vernünftigen Sprachkunst insbesondere einen Einfluß haben, ist eine Frage, deren Untersuchung meine Herren mit Recht von mir hier fordern können. Ich würde verbunden seyn, ihnen zuvor einen Begriff von der Sprachkunst der Höflichen zu geben. Allein ich gestehe gerne, daß ich denselben noch nicht habe finden können. Ich weiß noch keine Regeln, deren leere Töne fähig sind, weil ich der Art, wie dieselben etwa geordnet und zusammengefüget werden, noch nicht so genau nachgedacht, daß ich das eigentliche Muster derselben habe entwerfen können. Daß die Regeln der Sprachkunst, und der deutschen insbesondre, von den Complimentenfreunden sehr häufig verletzet worden, und in diesem Stücke ihre Abweichungen von dem vernünftigen nicht geringer sind, werde ich inzwischen meinen Herren in einigen Beyspielen vorzulegen mir die Freyheit nehmen. Ich will nur einige Fehler, die ganz gewöhnlich sind, anführen, und meiner Herren Beurtheilung überlassen, ob sie in der Sprache der Höflichen geduldet zu werden verdienen. Eine vernünftige Sprachkunst fordert, daß nicht nur die Beschaffenheiten und Veränderungen der Dinge, vermittelst der Hauptwörter, genau angezeiget, sondern auch die Dinge, von deren Beschaffenheiten oder Veränderungen man redet,

durch Zeichen unterschieden werden. Unsere Sprache ist so eingerichtet, daß alle Verwirrung hierinn verhütet werden kann. Wir bezeichnen eine iede Person und Sache mit ihrem Namen, oder durch das ihr zukommende Vorwort. Ihre Anzal läßt sich zugleich aus demselben abnehmen; und das Hauptwort richtet sich in seinen Veränderungen nach den Personen und ihrer Anzahl. Die Höflichkeit hat zuerst ein Vorurtheil wider diese Regeln aufgewiegelt, nach welchen ein Vorwort nicht so gut gehalten wird als das andere. Was für Gewalt hat nicht das Zeichen und Vorwort der anderen Person in den höflichen Unterredungen erdulden müssen? Schon vor langen Zeiten glaubte man, in dem unschuldigen Worte Du etwas niederträchtiges gefunden zu haben. Mit der Zeit ward der Gebrauch desselben in einer Anrede für ehrenrührig ausgeschrien, und es ist hierinn so weit gekommen, daß sich niemand unterstehen darf, den Regeln seiner Sprachkunst in dem Gebrauch dieses Wortes zu folgen, woferne ihm nicht eine brüderliche Verwandtschaft, oder beym Weinglase errichtete Freundschaft die Erlaubniß dazu giebt. Welch eine Gewalt der Höflichkeit wieder die Sprachkunst? Ich will nicht behaupten, daß die Natur unserer Sprache für die Nothwendigkeit des Wortes und der verworfenen Formel schlechterdings streite. Wenn aber die Verwerfung ohne Grund geschehen, und nichts als Verwirrung zur Folge hat, so verdienet sie bestritten zu werden. Die eigensinnigen Höflichen liessen anfänglich die für die dritte Person bestimmte Formel mehr gelten, und gebrauchten dieselbe für die andere; aber sie waren nicht darauf bedacht, an deren Stelle eine neue einzu-

führen; und verhüteten also die dadurch entstehende Verwirrung nicht. Wir folgen ihnen zum Theil, oder treiben die Verwirrung noch weiter, da wir uns nicht anders als in der dritten Person der vielfachen Zahl, Sie, anreden lassen, und unsere Beschaffenheiten und Veränderungen so angezeiget wissen wollen, als wäre die Rede von vielen. Was liegen aber für Annehmlichkeiten in den Formeln: der Herr haben mir einige Gefälligkeit erwiesen; oder mein Herr sie erweisen mir einige Gefälligkeit. Wodurch will man die Wortfügung in denselben anders rechtfertigen, als durch einen ungegründeten Eckel für das regelmässige? der doch nicht einmal durchgehends Stich hält. Ich schlüsse das letztere daraus, weil die Redner und Dichter in einem erhabenen und ungezwungenen Vortrag gegen Personen, für welche sie Ehrfurcht und Hochachtung haben, die Sprache der Höflichen fahren lassen, und sich der regelmässigen Ausdrücke, welche die Sprachkunst fordert, bedienen. In den Formeln an sich lieget demnach ohne Zweifel nichts, warum man sie nicht wieder allgemein werden lassen sollte; und die in andern Sprachen befindliche gleiche Abweichung kann die in der unsrigen nicht rechtfertigen.

Noch ein Fehler scheinet mir gar zu offenbar wieder die regelmässige Wortfügung unserer Sprache eingerissen zu seyn, den ich mit Recht hieher zählen kann. Er wird nebst vielen anderen, die ich übergehe, in den gewöhnlichen Titulaturen begangen. Wie viel Theil die Complimentensprache an den Titeln habe, ist einem ieden bekannt. Von derselben kann man daher die barbarischen Ausdrücke: Euer und Se. Wolgebornen, Euer und Se. Hochedlen, Euer und Se. Wol-

edlen, sicher herleiten. Ich tadle weder die Worte an sich, noch insoferne sie als Titel für Personen gebrauchet werden. Das unrichtige lieget nur in der Verbindung der Worte ohne alle Analogie und Regeln, wie ich sie angeführet habe. Es ist nicht schwer zu errathen, woher diese Wortfügung ihren nächsten Ursprung genommen. Man hat in den Ausdrücken: Eure Majestät, Seine Hoheit u. d. etwas ähnliches zu finden geglaubet, mit den Formeln, deren ich erwähnet. Worinn aber der Unterschied liege, ist, ohne daß ich es darthue, sichtbar. Ich glaube im übrigen, daß die Fehler, die ich angeführet habe, eine Verbesserung verdienen, die mir blos von unserem Willkür abzuhängen scheinet.

## III.

## Theodor Johann Quistorps Erweis, daß ein Redner seinen Zuhörern das Gerippe seiner Rede nicht verrathen müsse.

Ob wir gleich seit einigen Jahren philosophische Lehrbücher der Redekunst aufzuweisen haben; so sind dennoch Zwistigkeiten unter den Weltweisen und Rednern, die dadurch nicht gehoben worden. Die Redner sind den Weltweisen zu frey und flüchtig in ihrem Vortrage. Und einige Weltweisen sind in ihren Forderungen den Rednern zu strenge, und geben das Ansehen, als wollten sie dieselben unter dem Charakter der Catecheten gebildet wissen. Unsrem Bedünken nach wird bey der aufgeworfenen Streitfrage: Ob in einer Rede alles nach mathematischer Strenge bewiesen

werden

werden müsse, hauptsächlich darüber gestritten: ob die Form der mathematischen Mode in dem Vortrage einer Rede nothwendig beyzubehalten sey. Die Gedanken des Herren Duistorps, die wir vor uns haben, sind als eine wolgerathene Untersuchung dieser Frage anzusehen. Er hat dieselbe in einem Sendschreiben unterm 30. October 1743. an seinen Bruder, da derselbe die öffentliche Lehrstelle zu Kiel angetreten, vorgetragen. Nach einigen allgemeinen Sätzen, welche die Natur einer Rede und die Pflichten des Redners betreffen, finden wir darinn einen Erweis, **daß ein Redner seinen Zuhörern das Gerippe seiner Rede nicht verrathen müsse.** Wir wollen die ersteren übergehen, und an statt eines Auszuges, den Erweis an sich selbst unsern Lesern mit des Herren Verfassers Wortes vorlegen:

Man muß sich eine Rede, als einen Körper vorstellen. Die vorzutragenden Wahrheiten und Lehren sind gleichsam das Fleisch, das auf dieses Gerippe gebauet werden soll. Die Stärke der Gründe und Vorstellungen sind die Nerven, Sehnen und das Geäder dieses rhetorischen Cörpers; die Einkleidung derselben in Worte seine äusserliche Haut; und die Erläuterungen und übrigen Zierrathen sind endlich seine reitzenden Schönheiten. Aller dieser ihre Vollkommenheiten aber beruhen, wie in einem wolgebildeten menschlichen Cörper, auf dem inneren ordentlichen Bau des Gerippes, das ist, auf der inneren Ordnung der Glieder einer Rede. Das Gerippe einer Rede besteht also, daß ich es kürzlich wiederhohle, im Grossen darinn: daß der Redner durch den Eingang seiner Rede, seine Zuhörer erst aufmerksam und gelehrig; alsdann seinen Hauptsatz ihnen bekannt; durch die Erklärung hienächst denselben verständlich;

durch die Beweisgründe ihn gewiß; durch die Bewegungsgründe ihn rührend; durch die Wiederlegung der Einwürfe ihn ungezweifelt: durch die Erregung der Leidenschaften und Affecten endlich thätig zu machen suchen; und wenn er alles dieses erhalten, seinen Vortrag geschickt schliessen muß. Ich sage mit Bedacht im Grossen. Ein jeder von diesen Hauptheilen, die das Gerippe einer Rede ausmachen, hat nähmlich wiederum seine besondere Einrichtung, davon sich aber im allgemeinen nichts bestimmen läßt. Auch rede ich hier nur von förmlichen und vollständigen Reden; und will damit keinesweges behaupten, daß ein Redner in besonderen Fällen und Umständen nicht befugt seyn sollte, sein Gerippe etwas anders zu ordnen, und bisweilen einiger massen zu verändern. Die Haupteinrichtung dieses Gerippes wird indessen in allen und jeden Reden, wo der Redner überreden und rühren will, unverrückt und unveränderlich also bleiben müssen: so lange die menschliche Natur sich nicht verändert.

In der Ausarbeitung und Verbindung dieses Gerippes besteht ohnstreitig die grösseste Kunst eines Redners. Denn Sachen und Worte muß er völlig in seiner Gewalt haben, noch ehe er seine Rede auszuarbeiten anfängt, oder vor der Versammlung auftritt. Soll nun ein Künstler seine Kunst zu verhehlen wissen; und machet ein allenthalben hervorstehendes Gerippe einen sonst noch so schönen Cörper ungestalltet; so wird gewiß ein Redner nicht nur berechtiget, sondern auch verbunden seyn, das Gerippe seiner Rede, dessen Bau und Einrichtung, im ganzen sowol, als in seinen kleinern Theilen, so viel möglich zu verhehlen und zu bekleiden. Der Hauptsatz freylich, als der vornehmste Theil einer Rede,

um deſſentwillen alle übrige da ſind, muß ſowol nach den Reguln und Exempeln der alten Redner, als auch ſelbſt nach der Vorſchrift einer geſunden Vernunft, denen Zuhörern auf das deutlichſte gezeiget und bekannt gemachet werden. Ich will noch dieſes dazu einräumen, daß ein Redner die Theile ſeines Hauptſatzes, wofern er anders füglich in Theile zergliedert werden kann, der Verſammlung anzeigen ſolle: damit ja nichts in der Hauptſache ſelbſt verborgen, oder unausgewickelt bleiben möge.

Allein damit ſind viele allzuordentliche, oder allzudeutliche Redner, wie ich ſie nennen ſoll, noch lange nicht zufrieden. Sie müſſen ihre Zuhörer in einer jeden Rede, die ſie halten, zugleich die ganze Redekunſt gleichſam lehren. So bald ſie auftreten, ſagen ſie ihnen, daß ſie zwar von dieſer oder jenen Wahrheit hauptſächlich handeln wollten; ſie müßten aber ihre Gemüther erſt eine Weile dazu vorbereiten. Alsdenn, wenn ſie glauben, daß ihr Eingang lang genug gerathen ſey, tragen ſie ihren Hauptſatz mit lauter Stimme vor; und wiederhohlen ihn auch wol zwey oder dreymal. Sogleich theilen ſie ihn um beſſerer Ordnung willen, wie ſie zugleich nachdrücklich erinnern, in gewiſſe Abſchnitte ein; oder vielmehr ſie zerreiſſen oft nur ihre Rede ſelbſt in gewiſſe Theile, damit doch viele Stücke herauskommen. Wann dieſes geſchehen, wiſſen ſie ihre Erklärung mit demſelben nicht geſchickter zu verbinden, als wenn ſie ihren Zuhörern auf die deutlichſte Art beybringen, daß ein ſo allgemeiner Satz ohne eine fernere Erläuterung und Beſtimmung nicht füglich verſtanden werden könnte. Die Beweiſe zählen ſie ihnen auf den Fingern zu. Dann heißt es: doch es finden ſich Zweifler, die wieder unſere Wahrheit allerhand Ein-

würfe zu machen suchen. Endlich geben sie entweder mit einem liebreichen also; oder mit einem fürchterlichen nunmehro ihnen das Zeichen, daß es auf die Bekämpfung ihres Herzens losgehen solle. Nicht anders, als ob ein Redner befürchten müste, wieder den siebenzehenden Titul der güldenen Bulle zu verstossen, wenn er seine Zuhörer ungewarnet angriffe! oder sie preisen sich auch glücklich, daß sie nicht nöthig hätten, weiter in ihre Zuhörer zu dringen: weil entweder ihr geläuterter Verstand, oder ihre gute Gemüthsart; oder beide zugleich, sie der Mühe überhoben, erst mit vielen Worten die verlangten Leidenschaften zu erregen: obgleich dieses die rechte dazu bestimmte Stelle wäre. Und damit sie ihnen ja nicht das geringste verschweigen mögen, so sagen sie ihnen auch noch zu allerletzt, daß sie jetzt schliessen müßten.

Machen es diese nun gleich arg genug; so machen es andere doch noch weit ärger. Sie theilen ihre Reden so kurz und so klein ab, als kaum Schoppach das Lehrbuch des heiligen Justinian: und es fehlet ihrer gekünstelten Deutlichkeit nichts mehr, als daß sie jedesmal eine gemalete Tabelle mit auf das Catheder nehmen, und mit einem weissen Stecken ihren Zuhörern beständig zeigen möchten, wie weit sie wären. Mit diesen habe ich vornämlich zu streiten.

Man sage mir doch einmal den Vortheil, der durch eine solche Lehrart bey den Zuhörern erhalten wird! Denn entweder verstehen diese die Reguln der Redekunst und eines ordentlichen Vortrages, oder sie verstehen solche nicht. Verstehen sie solche nicht; so wird der Redner gewiß dadurch, daß er beständig andeutet, wie genau er der Redekunst folge, ihnen dieselben nicht

bey=

beybringen. Ja, sie werden nicht einmal begreiffen, was er damit sagen wolle. Verstehen sie sie aber; so werden sie gewiß auch ohne Erinnerung schon für sich wahrnehmen können, ob der Vortrag des Redners gehörig und ordentlich eingerichtet sey, oder nicht? Wozu nimmt sich also ein solcher Redner eine vergebliche, oder doch überflüssige Mühe? Will er vielleicht seine Zuhörer durch seine Reden zugleich die Redekunst selber lehren? Ein solches Werk der Liebe verlanget niemand von seinen Händen: und diese gewiß sehr schwere Wissenschaft läßt sich auch so nebenher nicht fassen. Oder will er dadurch zeigen, daß er zugleich ein theoretischer und practischer Redner sey? den Stolz wird ein Vernünftiger auslachen. Oder will er endlich damit seinen Eifer beweisen, den er hat, ordentlich, deutlich und nachdrücklich zu reden; weil er alle Rednerkünste so genau beobachtet? O, die Würkung seiner Rede wird davon am beßten zeugen! Hat er erbauet, überzeuget und gebessert: es wird niemand darüber grübeln, ob er auch alle Pflichten eines Redners beobachtet habe? oder im geringsten daran zweifeln. Sucht er etwa gar dadurch eine bessere Ordnung zu erhalten? O, die Ordnung des Vortrages wird die Ordnung im Kopfe nicht ändern, noch bessern. Was hilft es ihm also, daß er das Gerippe seiner Rede überall so sorgfältig hervorblicken läßt? Gewiß, nicht das geringste. Vielmehr schadet er dadurch seiner Rede gewaltig. Er benimmt ihr dadurch die Majestät und das Ansehen: Er machet seine Zuhörer schläfrig, und ihm abgeneigt: Er entdecket dadurch alle seine Kunstgriffe: kurz, er enthält weit weniger als er erhalten haben würde, wenn er sich durch seine gezwungene Deutlichkeit nicht selbst geschadet hätte. Darum

heisse ich auch ein solches Betragen eines Redners: das Gerippe seiner Rede verrathen.

Denn wer sich einbildet, daß durch solche rhetorische Schwärmer, die er aufsteigen läßt, oder durch eine solche mühsame Erleuchtung seines Vortrages, seiner Rede ein neuer Glanz zuwachse, der betrügt sich in der That gewaltig; und muß die wahren Vorzüge einer Rede schlecht kennen. Das erhabene, das prächtige, das gewaltige einer Rede, in Betracht dessen man ihr eine gewisse Majestät zuschreibt, muß durch die Wichtigkeit ihres Inhalts selbst, durch die Vortrefflichkeit der Sachen, durch einen erhabenen Schwung der Vorstellungen, durch das Feuer des Ausdrucks, und endlich durch den Nachdruck des Vortrages zusammen erhalten werden. Alle übrige Hülfsmittel sind kindische Behelfe, und dienen nur zum in die Luft streichen. Die Majestät und das Ansehen einer Rede nämlich zeiget sich nur im ganzen: so, wie ein prächtiger Pallast nur durch seine Grösse und durch die Mannigfaltigkeit seiner Schönheiten zusammen das Auge bezaubert. Viele Vollkommenheiten rühren zwar alle auch einzeln: allein ihre genaue und prächtige Verbindung machet sie erst majestätisch. Eine Rede muß demnach, wenn sie sich in ihrem wahren Ansehen und in einer gehörigen Majestät zeigen soll, wie ein voller Strom von dem Munde eines Redners fortfliessen, der sich durch seinen gesammleten Reichthum forthebet, nirgends aufhält, und allenthalben eine gleiche Stärke mit sich führet. Seine Fülle, die allenthalben einerley ist, und in der das Auge nirgends eine merkliche Abwechselung wahrnimt, machet ihn eben so ansehnlich, so prächtig. Ein seichter Bach hingegen wird eben dadurch so verächtlich, weil man seine Krüm-

men und Zugänge, dadurch er sich so mühsam forthilft, alle sehen, und gleichsam abzählen kann. Ich weiß daher eine solche gezwungene Rede, die ihr Meister nicht nach den Regeln der Kunst, sondern durch die Regeln selbst verbindet; oder die er im andern Falle selbst so mühsam zergliedert, auflöset, oder zerstücket, wie man es nennen will, mit nichts besser zu vergleichen, als mit einem geringen Gewässer, das durch allerhand künstliche Maschinen sorgfältig fortgeholfen, aber dadurch nicht reicher, sondern noch immer seichterer gemachet wird. Der Redner mag auch noch so einen edlen und reichen Stoff im Vorrathe haben; durch eine so genaue Bestimmung aller Stücke wird er den Werth und Pracht desselben nothwendig verringern müssen, und seinen Vortrag des gehörigen Ansehens berauben,

Nichts ist leichter zu zeigen, als dieses. Durch eine so gar förmliche Anzeige aller Abschnitte, und Theile seines Vortrages reißt ein Redner gerade alle diejenigen Gründe um, worauf die Majestät einer Rede beruhen muß. Anstatt daß er den Zuhörern seinen Gegenstand in seiner völligen Grösse, Schönheit und Vortrefflichkeit zeigen sollte: zergliedert er lieber denselben erbärmlich, um ihnen nur den künstlichen Bau seines Gerippes stückweise vorlegen zu können. Anstatt, daß er dieselben durch eine unverrückte Folge vortrefflicher Gedanken, Wahrheiten und Lehrsprüche in einer beständigen Verwunderung unterhalten sollte, hält er sie nur allzuoft, selbst wieder ihren Willen in ihren Betrachtungen auf; so bald er anmerken kan, wie wohl, und genau alles in seinem Vortrage zusammen hange. Anstatt daß er ferner seinen Worten einen gewaltigen Fluß, und seinen Betrachtungen einen edlen Schwung geben sollte: kriecht

er lieber erst mit seinen Zuhörern in die Schule: und rechtfertiget ihnen dieselben vorhero nach den Regeln seiner Kunst, und erlernten Lehrart. Sein Ausdruck endlich mus nothwendig alles Feuer, und sein ganzer Vortrag allen Nachdruck verlieren: weil er mehr mit frostigen Abtheilungen, und kraftlosen Vorerinnerungen das Gedächtniß, und den Verstand seiner Zuhörer ermüdet, als durch lebhafte Vorstellungen, und rürende Bilder das Gemüthe derselben erhitzet, und in Bewegung bringt.

Die Erfahrung selbst bestätiget solches; auch in grossen Exempeln. Ich will eines anführen; damit es nicht scheine, ich streite ohne Ursache und Gegner. Wem sind wol von den Liebhabern der Beredtsamkeit, der geistlichen insonderheit, des berühmten Tillotsons Predigten unbekannt; nachdem uns ohnlängst eine fleissige Feder dieselben ins deutsche übersetzt geliefert hat? Niemand wird diesem grossen Manne, der Bischof in London gewesen, und einer sehr ansehnlichen Gemeinde vorgestanden, eine gründliche Gelehrsamkeit, und einen redlichen Vorsatz zu erbauen absprechen. Man muß ihm auch allerdings den Ruhm lassen, daß er alles dasjenige, was er vorgetragen, deutlich genug aus einander gesetzt; und alle seine Sätze, wenigstens nach seinem Glaubensbekentniß, bündig genug bewiesen habe. Allein wer die geistliche Beredtsamkeit aus seinen Predigten zu erlernen sich bemühet, der wählet sich gewiß ein schlechtes Muster. Man halte diese Predigten einmal gegen des Saurins, und unsers vergleichlichen Mosheims geistliche Reden: so wird man sogleich den Unterscheid der Beredtsamkeit mit Verwunderung wahrnehmen. Wenn hier alles erhaben, lebhaft, feuvig, rührend, prächtig, und mit einem Worte majestätisch ist: so ist in Tillotsons Reden dage-

gen alles matt, schläfrig, kalt, ohne Nachdruck, Glanz und Ansehen. Woher rühret aber dieses ohnmächtige Wesen? dieses kriechende in den Tillotsonnischen Reden? Aus keiner andern Quelle, als aus der einmal angenommenen Lehrart, nach welcher er seinen Vortrag durchgehends so genau, und fast tabellenmässig abtheilet. Nirgends anders her, als aus seiner gar zu sorgsamen Ordnung, an welche er sich so sehr gewöhnet hat. Kurz, daher, daß er seinen Zuhörern überall das Gerippe seiner Reden so deutlich verräth!

So wenig Feuer und Nachdruck demnach ein solcher Redner selbst von sich spüren läßt; so wenig darf er sich wundern wenn seine Zuhörer kalt und ungerühret dabey bleiben: und anstatt, daß sie ihn mit Hochachtung und Aufmerksamkeit anhören solten, vielmehr schläfrig, und dem Redner selbst abgeneigt dadurch gemachet werden. Eine solche Rednerweise hat gewiß nichts angenehmes oder reitzendes an sich. Man darf nur einmal eine solche gezwungen deutliche Rede mit eigenen Ohren angehöret haben; um völlig davon überzeuget zu werden. Auch der Einfältigste nimmt es übel, wenn er merkt, daß man ihm eine Sache gar zu deutlich machen will. Ein Verständiger aber sieht sogleich, wie viel Zwang es dem Redner kostet, seinen Vortrag so einzurichten, daß er glaubet, vollkommen verständlich und ordentlich gewesen zu seyn. Beide hegen so viel Eigenliebe, und Hochachtung für sich; daß sie ihrem eigenen Verstande auch etwas überlassen wissen wollen: und empfinden daher dieses Mißtrauen des Redners mit Verdruß, und Widerwillen. Ueberhaupt ist eine gar zu gekünstelte Ordnung im mündlichen Vortrage den Ohren sowol, als dem Gemüthe zuwieder. Selbst in den Schulen der Wissenschaf-

schaften, wo doch nächst der Deutlichkeit alles auf die Ordnung ankömmt, schläft man oft darüber ein: und die Ordnung allein machet oft die Sachen selbst schwer, unangenehm und trocken. Ein Redner hat aber dazu selten lauter studirte Zuhörer. Fast allezeit trit er vor einer vermischten Versammlung auf: wo die Unstudirten den grössesten Hauffen auszumachen pflegen. Nach dieser ihrer Gemüthsfähigkeit und Art zu denken, muß er sich bequemen und herunter lassen. Er soll nach dem Begriff des gemeinen Mannes reden: Wofern er anders von allen begriffen, verstanden und gerne gehöret werden will. Ich weiß wol, daß ich hiemit sehr vieles einzuräumen scheine. Allein, ist man denn im gemeinen Leben gewohnet, so genau und regelmäßig zu denken: als der Redner seinen Vortrag absondert und zergliedert? Muß es nicht dem grössesten Hauffen eine ungewohnte Speise seyn, an der er keinen Geschack findet? Sie wird ihm auch in der That gar bald zuwieder. Denn währender Zeit, daß die Zuhörer sich beschäftigen, die angegebene Ordnung sich fest in das Gedächtniß zu prägen, überhören sie die wichtigsten Sachen selbst: und sobald sie dieses Schadens in dem folgenden inne werden; zürnen sie entweder auf den Redner und seinen schweren Vortrag; oder sie werden auch ungeduldig auf das übrige zu achten; weil ihnen ohne das Fleisch und dessen Nahrung mit dem mageren Gerippe allein nichts gedienet ist. Eines fließt hier aus dem andern: und daher ergiebt sich augenscheinlich, daß ein Redner eben dadurch, daß er das Gerippe seiner Rede so deutlich verräth, seine Zuhörer nur nachlässig und ihm selbst abgeneigt machet. Ordnung muß freylich in seinem Vortrage seyn: aber er muß dieselbe geschickt zu mässigen, und angenehm zu bekleiden

wissen:

wissen: wofern sie die Aufmerksamkeit und Hochachtung seiner Zuhörer befördern soll.

Und gesetzt, die Aufmerksamkeit der Zuhörer werde nicht allezeit durch eine solche fast eckelhafte Deutlichkeit und Ordnung verdrüßlich gemachet. Gesetzt, diese oder jene Versammlung finde vielleicht daran ein besonderes Gefallen, und schätze den Redner eben um dieser seiner Gaben, wie es heist, und um dieser Mühe willen, die er sich giebt, ihnen alles gleichsam vorzumahlen, hoch und liebenswerth. Gesetzt auch, ein solcher Redner habe seine Versammlung bereits durch vielfältige Reden an seinen Vortrag gewöhnet, so daß er derselben geläufig und angenehm geworden. So vergiebt er doch dadurch ohnstreitig sich selbst, und seiner Rede sehr viele Vortheile, die er über die Gemüther seiner Zuhörer erhalten könnte: und muß nicht unbillig besorgen, daß sein ganzer Vortrag Gefahr laufen möge, wenig zu rühren.

Er entdecket ihnen ja in der That dadurch zugleich alle seine Kunstgriffe, womit er ihren Beyfall ihnen abzugewinnen; und sich ihres Herzens zu bemeistern Willens ist. Das heist, er zeiget ihnen die Waffen, womit er sie angreifen, und die Ketten, womit er ihren Gehorsam unter die Gewalt seiner Rede gefangen nehmen will. Muß er ihnen aber dieselben nach den Reguln der Klugheit nicht, so viel müglich verbergen? Muß nicht ein Redner die Neigungen seiner Zuhörer mit unsichtbaren, und geheimen Ketten binden? Oft thut der blosse Schwung einer Rede das meiste zur Ueberzeugung und Rührung derer, die sie anhören. So erhielte Cicero eben durch die so versteckten Schmeicheleyen, womit er mitten unter dem Beweise der Unschuld seines Klienten, den Ehrgeitz des Cäsars beständig belustigte, die Gnade

desselben für seinen Ligarius. Doch ich möchte lieber alle Reden dieses grossen Meisters hier nach der Reihe anführen: weil eben der in ihnen herrschende vortheilhafte Schwung Ursache ist, daß einige gar zu systematische Köpfe keine Ordnung in ihnen finden können; davon doch nur ein Redner, der die eigentlichen Vortheile der Beredtsamkeit kennet, billig urtheilen sollte. Bey einer solchen zergliederten Rede aber läßt sich gar kein Schwung gedenken. Streiche hingegen, die man vorher sieht, treffen selten; oder doch mit wenigem Nachdrucke: und Anfälle, zu denen man vorher bereitet wird, verlieren eben dadurch ihre Kraft. Wer gerühret werden soll, muß es eher empfinden, als wissen. Würde man es doch im gemeinen Leben einem Manne, dem etwas wichtiges auszuwürken aufgetragen worden, zu einem Unverstande auslegen, wenn er denen, womit er zu handeln hätte, diejenigen Mittel und Wege offenherzig entdeckte, wodurch er sie zu gewinnen suchen wollte. Das menschliche Gemüthe ist nur gar zu sehr zum Widerstande geneigt, als daß man Ursache hätte, weniger Vorsichtigkeit mit ihm, als Klugheit und Gelehrsamkeit zu gebrauchen. Warum will denn ein Redner durch eine so sorgfältige Zergliederung seiner Rede, seine Absichten so deutlich verrathen, wie er würklich thut? Ja! wenn die Gemüther seiner Zuhörer eben so lehrbegierig wären, als er wol dadurch zeiget, wie aufrichtig er es mit der Ueberzeugung und Besserung derselben meyne! Alsdenn würden sie die Absichten des Redners vielleicht nicht zu ihrer Hintertreibung, sondern vielmehr zu ihrer Beförderung anmerken. Sie würden ihnen keinesweges widerstehen; oder etwas in den Weg zu legen suchen. Sie würden vielmehr demzerrissenen Vortrage des Redners auch in seinen einzelnen Theilen

und Stücken seine Stärke und Kraft lassen: sie würden seine ganze Gewalt in Gedanken zusammen sammlen: sie würden durch eine feurige Einbildungskraft seine ganze Folge sich ununterbrochen vorzustellen suchen: Kurz, sie würden, so zu reden, an die Bewindung und Ueberwindung ihrrr selbst arbeiten. Allein würden sie alsdenn auch nicht in der That dem Redner nur zu Hülfe kommen: und den Mangel seiner Stärke durch die ihrige ersetzen? Würde dieses nicht allerdings von der Ohnmacht der Rede selbst zeugen? Ein Redner muß allein im Stande seyn, den Verstand seiner Zuhörer zu zwingen, und ihr Herze zu fesseln, wann, und wie er will. Er muß nur die Ueberzeugung und den Nachdruck seiner Rede nicht selbst dadurch schwächen, daß er seine Kunstgriffe verräth, wenn sie würken und gelingen sollen: wo er anders würklich auf solche Kunstgriffe gedacht hat. Eine künstlich geordnete und zugleich versteckte Uebereinstimmung seines ganzen Vortrages; eine genaue und vortheilhafte Verknüpfung aller seiner Gründe; die gemeinschaftliche und ungetrennte Gewalt seiner ganzen Rede; diese zusammen müssen das Gemüthe des Zuhörers bestürmen, und es dem Willen des Redners unterwürfig machen; ohne daß es eigentlich bekannt wird, was dieser oder jener Theil besonders dazu beygetragen habe.

Bey dem allen rühmet man sich gleichwol noch besonderer Vortheile, die man durch eine so genauabgetheilte Ordnung und tabellenmässige Deutlichkeit bey den Einfältigen vornämlich, und dem gemeinen Manne erhalte. Man bemühet sich, dadurch, wie man spricht, nicht allein dem Verstande der Zuhörer zu helfen, daß sie den Vortrag des Redners desto besser einsehen und fassen sollen: sondern man will auch ihrem Gedächtnisse ein Hülfsmit-

tel damit angeben, daß es sich alles desto genauer wieder erinnern könne. Allein nicht zu wiederholen, was ich schon oben im Vorbeygehen dagegen erinnert habe: So ist dieses Hülfsmittel seinen beiden Zwecken, wozu es dienen soll, vielmehr gerade zuwider. Der Zuhörer muß auf diese Weise seine Aufmerksamkeit und Fähigkeit des Verstandes, die doch schon so nicht zureichend ist, den Sinn des Redners genugsam zu begreiffen, noch wiederum theilen: und seine Gedanken bald auf die Sachen selbst richten. Dadurch muß ihm ja der Vortrag des Redners nothwendig noch weit unverständlicher werden, als er ihm selbst gewesen seyn würde. Das Gedächtniß gleichfalls soll beides die Abtheilung und den Innhalt der Rede zugleich fassen; wofern es sich diesen durch jene wieder erinnern will. Eine doppelte Mühe, die ihm mehr zur Last, als zu einer Erleichterung werden muß. Ja wer keinen tabellenmäßigen Kopf hat, den der gemeine Mann gewiß nicht hat; dem ist es eine rechte Marter, eine solche Ordnung einzusehen und zu behalten. Wo bleiben also die Sachen; wenn der Zuhörer mit der Ordnung genug zu schaffen hat? Und wie ist es möglich, da er auf beyde gleich genau Achtung geben muß, daß eines dem andern zu einer Erleichterung des Verstandes und des Gedächtnisses dienen kann?

Wie aber? Wenn ich dagegen zeigen könnte, daß ein guter Vortrag eines Redners dieser Hülfsmittel gar nicht bedürfe? Würde alsdenn diese gepriesene Nutzbarkeit einer solchen Zergliederung des rhetorischen Gerippes nicht gänzlich hinwegfallen müssen? wenn ich gleich nicht schon gewiesen hätte, daß sie diese Absicht vielmehr hindere. Man setze, ein Redner habe, ehe er auftritt, alles, was er vortragen will, vorher genau überdacht,

erwe-

erwogen, und in seinem Kopfe geordnet. Er habe alles bey sich aufs deutlichste aus einander gesetzet: alles, was nur einiger massen denen Zuhörern schwer oder dunkel seyn möchte, mit Erklärungen, und Erläuterungen verbunden, und sonst überall so gedacht, wie seine Zuhörer denken müssen, wenn sie von ihm überzeuget und gerühret werden sollen. In solcher Verfassung tritt er jetzt würklich vor der Versammlung auf: Er kann sich auf sein Gedächtniß verlassen, und ist daher unbesorget. Nun trägt er mit einem Reichthum an Worten seine Vorstellungen und Gedanken in eben der Klarheit, in eben der Entwickelung, in eben der Ordnung vor, als sie in seinem Kopfe gegenwärtig waren. Er läßt seinem Vortrage seinen ungestörten Lauf, so wie seine Gedanken freywillig auf einander folgen: und diese folgen so, wie er sie vorher geordnet hatte. So muß ein Redner zu seiner Rede selbst sich noch um die Ordnung seines Vortrages bekümmern? da er einmal dieselbe vorher genugsam eingeflochten, und vortheilhaft genug ausgedacht hat? Kann aber auch wol bey Beobachtung derselben dem Zuhörer ferner etwas unverständlich, unbegreiflich, oder dunkel und verworren vorkommen? Wird er nicht vielmehr dem Redner überall mit seinen Gedanken unverrückt folgen können? Und wenn er ihm nun überall folget, wird er unüberzeugt, und ungerührt bleiben können? wo anders der Redner überdiß mit Feuer und Nachdruck geredet hat. Gewiß! wofern deutliche Gedanken, verständliche Worte, und verständliche Worte wiederum deutliche Gedanken zeugen; so muß ein solcher Vortrag eines Redners, das ist ein guter Vortrag, den Zuhörern schon durch sich selbst begreiflich und verständlich genug seyn; daß ihr Verstand weiter keines Hülfsmittels dabey

bedarf. Sind doch die meisten Reden der alten Griechen und Römer gleichfalls vor dem Volke und dem gemeinen Manne gehalten worden: und doch trifft man in ihnen keine solche Zergliederung an; ob gleich die Redner der damaligen Zeiten vielleicht besser verstehen mochten, was zur Deutlichkeit und Ordnung einer Rede gehörete, als viele von unsern neuen Ciceronen.

Ist ferner dem Redner daran gelegen, daß die Versammlung, zu der er redet, den Innhalt seiner Rede wol im Gedächtnisse bewahren möge; so wird gewiß eben diese Deutlichkeit seines Vortrages dem Gedächtnisse seiner Zuhörer das schönste und sicherste Hülfsmittel seyn müssen. Was man wol verstanden, und deutlich begriffen hat, das haftet sehr lange, und bisweilen lebenslang. Was man hingegen ohne Verstand gehöret, oder nur undeutlich gefasset hat, das bleibt auch dem Gedächtnisse nur ein Traum; und wenn man sich noch so viele Hülfsmittel ersönne, es zu behalten. Das Vorgeben also, als ob die Zergliederung des Gerippes einer Rede dem Gedächtnisse der Zuhörer einen Vortheil bringen solle, ist bey einem guten Vortrage vergebens: und der angegebene Nutzen rechtfertiget auch diese Rednermethode sehr schlecht.

Will man auf den Grund gehen, so ist es auch in der That nur ein Vorwand, damit sich viele Redner behelfen. Die wahre Ursache ist, daß sie die Wissenschaften nach einer solchen Lehrart gelernet haben, die ihnen so geläufig dadurch geworden ist, und noch beständig anklebt: und daß sie von der wahren Beredtsamkeit nicht viel wissen. Gleichwol wollen sie gerne sogleich grosse Redner vorstellen: und da sie ihrem Vortrage keinen rechten Schwung zu geben wissen; so suchen sie nur das Gerippe

desselben,

desselben, so kümmerlich als sie können, an einander zu heften. Das muß nachher eine Rede heissen, die dem Verstande und Gedächtniß der Zuhörer zum besten so eingerichtet worden ist. Doch ich will mich dabey nicht weitläuftig aufhalten; ob ich gleich noch vieles beybringen könnte, das vielleicht nicht ohne Nutzen seyn möchte. Ich will nur lieber bey der Sache allein bleiben, und das übrige eines jeden persönlicher Untersuchung anheim stellen. Nimmt man nun alles, was ich davon ausgeführet, zusammen, so sieht man leicht, daß ein Redner dadurch, daß er seinen Zuhörern das Gerippe seiner Rede beständig zeiget, sich selbst und seiner Rede vielfach schade; bey den Zuhörern aber nicht den geringsten Nutzen stiften könne, den er nicht durch einen wahren rednermäßigen Vortrag schon allein, und weit besser erhalten haben würde. Ich aber meyne daher nicht ohne zureichenden Grund behauptet zu haben: Daß ein Redner seinen Zuhörern das Gerippe seiner Rede nicht verrathen müsse.

## IV.

# Antwort auf die Erinnerungen wieder die Gedanken vom Numero.

Für vernünftige, scheinbare und höfliche Erinnerungen verdienen eine Antwort, weil durch einen solchen Streit das Reich der Wahrheit erweitert wird. Diese Vorzüge besitzen die Einwürfe eines Ungenannten wieder meine Gedanken vom Numero in der Rede, und dieselben haben mich auch nur bewogen, zu antworten. Ich danke dem Hrn. Gegner für

seine erste Bemühung, daß er ein bequemes deutsches Wort gesuchet hat, das man an statt des Wortes Numerus setzen könne. Ich will mit ihm darüber nicht streiten, ob das von ihm hiezu erwählte Wort Sylbenmaß das beste sey, ob man es gleich, wie mich deucht, nach denen Gründen, weswegen er selbst das Wort Wolklang verworfen hat, nicht annehmen dürfte. Denn nach seinem eigenen Geständniß zeiget das Wort Sylbenmaß nur eigentlich den Numerum in den Gedichten an. Wenn man aber doch dadurch den Numerum überhaupt bezeichnen wollte, so müßte man es daher bald in weitläuftigen, bald in engern Verstande nehmen. Dieses ist aber die Schwierigkeit, die ihn abgehalten, das von mir erwählte Wort Wolklang gelten zu lassen. Jedoch ich halte diese Untersuchung für gar nicht wichtig. Wenn ich mit meinem Hrn. Gegner in Ansehung der Sachen so bald einig werden konnte, als ich mir das Wort Sylbenmaß gefallen lassen kann, so bedürfte es dieser Antwort nicht.

Es ist mir angenehm, daß der Hr. Gegner bald im Anfange seiner Erinnerungen eine Erklärung von dem Sylbenmaß oder dem Numero gesetzet hat; aber noch angenehmer würde es mir gewesen seyn, wenn er die Uebereinstimmung derselben mit meiner Erklärung gezeiget, oder gar die meinige behalten, und daraus seine Einwürfe gefolgert hätte. Die Untersuchung, in wie ferne unsere Erklärungen übereinkommen, wäre eine von den nothwendigsten Bemühungen des Hrn. Gegners gewesen. Denn streiten sie mit einander, und sind so unterschieden, daß sie verschiedene Dinge bezeichnen, so hat der Hr. Gegner unrecht gehandelt, daß er eine neue Erklärung gesetzet, ohne die meinige wiederleget zu haben.

ben. Müßten wir nicht alsdenn in Wortstreitigkeiten verwickelt werden? Dieselben zu vermeiden, will ich diese Vergleichung anstellen. Nach meiner Erklärung bestehet das Sylbenmaß in dem Vergnügen, das die Seele bey Anhörung einer Rede deswegen empfindet, weil die langen und kurzen Sylben in derselben also verbunden sind, daß die durch derselben Aussprache verursachte Abwechselung der langsamen und geschwinden Bewegungen der Natur der Gliedmassen des Gehirns gemäß sind. Mein Hr. Gegner aber setzet das Sylbenmaß in einer solchen ungekünstelten Mischung der Buchstaben, Sylben, Endungen, Wörter und Perioden, daß verständige Zuhörer durch die schöne Zusammenstimmung belustiget werden. Er hätte wol gethan, wenn er erkläret hätte, worinnen diese Belustigung bestehen solle, und woraus sie ihren Ursprung nehme, weil dieser mancherley seyn kann. Denn 1) kann das Vergnügen bey Anhörung einer Rede daher entstehen, daß die Abwechselung der durch die Aussprache der Buchstaben, Sylben, Endungen, Worten und Perioden hervorgebrachten langsamen und geschwinden Bewegungen in dem Gehöre den Gliedmassen desselben gemäß ist. Wenn dieses die Meynung des Hrn. Gegners ist, so kömmt seine und meine Erklärung von dem Sylbenmaß überein, und seine Einwürfe rühren von keinem Wortstreit her. 2) Kann auch die Ursache dieser Ergetzung seyn, daß die Seele merket, es sey ihrer Neigung zur Abwechselung durch die Rede ein Genüge geschehen, indem nicht einerley Sylben, Endungen, Wörter und Perioden oft wiederholet worden. 3) Kann dieselbe aus der Erkenntniß entstehen, daß die Regeln der Rede- und Sprachkunst sind beobachtet, die Natur nachgeahmet,

met, und solche Wörter gewählet worden, die sich für die Sprache der Affecten schicken. Aber das Vergnügen, welches aus diesen beiden letzten Quellen entspringet, kann ich nicht dem Sylbenmaß oder Numero, nach meiner Erklärung von demselben zuschreiben. Will aber der Hr. Gegner dasselbe zum Numero rechnen, wie man fast aus seinen Einwürfen schlüssen kann, so streitet er nicht wieder mich, und seine Erinnerungen stossen meine Sätze von dem Sylbenmaß nicht um.

Ich will diese Erinnerungen prüfen: Erstlich meynet der Hr. Gegner, ich hätte unrecht gelehret, daß man überhaupt keiner Verbindung der Sylben in Ansehung des Numeri den Vorzug geben solle. Mein Grund zu diesem Satze ist, weil das Sylbenmaß oder der Numerus von der Einrichtung des Gehörs der Zuhörer abhanget, diese aber so mancherley Art sind, daß zu vermuthen ist, daß keine Verbindung der Sylben sey, die nicht zum wenigsten der Natur eines einzigen Gehörs gemäß wäre. Hieraus ist zu erkennen, daß ich den von dem Hrn. Gegner getadelten Satz für keine unstreitige Wahrheit, sondern nur für eine Meynung halte. Wenn gezeiget werden könnte, daß die Sylben und Wörter in einer Rede also verbunden werden könnten, daß die Würkung durch ihre laute Aussprache allen Ohren schädlich wäre, so bin ich bereit meinen Satz sogleich einzuschränken. Ja ich habe denselben auf der 268 und 269 Seite schon einigermassen eingeschränket, da ich die Möglichkeit zugestanden: daß die Gewohnheit und öftere Anhörung einer gleichen Verbindung der Sylben in den Reden die Ohren der Einwohner eines Landes also übereinstimmend machen könnte, daß ihnen nur einerley Verbindung der Sylben angenehm wäre. Ob ich also gleich

wegen

wegen dieses Satzes mit niemand sehr streiten werde, so deucht mich doch nicht, daß die Einwürfe des Hrn. Gegners so kräftig sind, ihn umzustossen. 1.) meynet er, daß doch einige Mischungen der Wörter wären, die in Ansehung der Natur der Sprache, des Redenden, der Umstände und des Affects, den Vorzug bey geschickten Richtern verdienen. Aber dieses streitet nicht mit meinem Satz, denn das Vergnügen, das aus der Anhörung einer Rede in uns entstehet, weil wir erkennen, daß die Wörter der Natur der Sprache, den Umständen des Redenden, und des zu erregenden Affects gemäß verbunden sind, rechne ich nicht dem Sylbenmaß zu. Dieser Einwurf lässet mich glauben, daß der Hr. Gegner das Wort Numerus in einem ganz andern Verstande, als ich, nehme, und daß dahero seine Zweifel aus einem Wortstreite entsprungen sind. Er wendet 2.) ein, daß mein Satz nicht allgemein sey weil in der lateinischen Sprache nicht alle Mischungen der Wörter gleich angenehm klingen. Cicero und Quintilian beweisen dasselbe. Wenn diese beide Römer versichert gewesen sind, daß durch eine starke Gewohnheit das Gehör ihrer Landesleute eine ähnliche Einrichtung bekommen hätte, so hebet ihr Zeugniß die Allgemeinheit meines Satzes allerdings auf. Ich habe aber die Möglichkeit einer solchen Einschränkung schon selbst in meiner Abhandlung von dem Numero zugestanden. Sollten aber diese beide Kunstrichter das Gehör ihrer Landesleute nach dem ihrigen beurtheilet und dieses zum allgemeinen Maß angenommen haben, so darf man ihre Aussprüche und Zeugnisse nicht für unumstößlich und unstreitig halten. Der Hr. Gegner meynet 3.) man

könnte dieses, daß nicht alle Verbindungen der Wörter gleich angenehm klingen, auch in Ansehung der deutschen Sprache behaupten; denn man dürfe nur die Leidenschaften reden lassen, alsdenn wäre es nicht gleichgültig, wie man die Reden verbinde. Ich bin zwar in Ansehung des letzten Satzes mit dem Hrn. Gegner einig; aber ich sehe nicht, wie dieses meine Meynung umstossen könne. Das Mißvergnügen, welches wir empfinden, wenn wir merken, daß der Redner nicht die Sprache des in den Zuhörern zu erregenden Affects rede, entstehet nicht aus Mangel des Numeri, sondern daher, weil der Redner nicht die Natur nachahmet. Der 4te Einwurf ist dieser: Wenn man mir auch gleich zugebe, daß keine Verbindung der Sylben in einer Sprache wäre, die nicht zum wenigsten einem einzigen Gehöre gemäß sey, und folglich ihren Liebhaber fünde, so folge doch daraus nicht der Schluß, daß keine Mischung der Wörter in Ansehung des Numeri überhaupt einen Vorzug verdiene. Denn es komme hier nicht auf wenige ungeschliffene Ohren, sondern auf die geübtesten und geschicktesten Kenner an, welche eine Einsicht besitzen, und durch die Uebung ein richtiges und gutes Gehör erworben haben. Dieser Einwurf wäre völlig gegründet, wenn das Sylbenmaß einen unveränderlichen Grund in den Reden hätte, und nicht von der Beschaffenheit der Gliedmassen des Gehörs bey den Zuhörern abhünge, die aber von so mancherley Art ist. Welches soll derowegen das Maß seyn, wonach man bestimmen kan, welches Ohr in Ansehung des Numeri geschickt und geübt, welches aber ungeschliffen

schliffen ist? Soll man zu diesem Maß ein Ohr annehmen, das nach aller Geständniß für zärtlich gehalten wird; oder soll man eine gewisse Einrichtung im Reden zuuu Grunde legen? Ueber das erste werden sich die Menschen noch nicht so bald vergleichen, weil fast ein jeder das seinige hiezu dem andern wird aufdringen wollen. Ich glaube, dieses wird nicht ehe geschehen, bis sich die Menschen werden gefallen lassen, eine Zunge und eine Nase gleichsam zu Häupter und Führer aller übrigen Zungen und Nasen zu erwählen. Wollte man aber eine gewisse Einrichtung in den Reden zum Maß annehmen, nach welchem man das Gehör für geschickt und zärtlich halten müßte, nachdem es diese Einrichtung bald empfünde, so würde man ein falsches Maß bekommen; indem der Numerus nicht von einer gewissen Einrichtung der Rede, sondern vornemlich von der Beschaffenheit des Gehörs bey dem Zuhörer abhanget. 5.) wendet der Hr. Gegner ein, der Wolklang des Sylbenmasses sey in der Natur der Sprache, der Sachen, der Leidenschaften und der eingeführten Gewohnheit gegründet, die sich nicht so leicht umstossen liessen. Was aber der Natur gemäß sey, das müsse ja wol einen Vorzug vor dem unnatürlichen haben. Der Grund aber, woraus dieser Einwurf gekommen, ist von mir im vorhergehenden schon mehr als einmal umgestossen.

Der Hr. Gegner hat auch folgende von mir auf der 269ten Seite meiner Abhaudlung von dem Numero gesetzten Worte getadelt: So wenig der Numerus einer Rede vor einer andern einen Vorzug giebet, eben so wenig ist das Gehör vollkommener, welches den Numerum in einer Rede bemerket, den ein anderes nicht entdecket,

sondern

sondern ihn derselben vielmehr abspricht. 1.) Beweiset der Hr. Gegner sowol durch Gründe als durch Gleichnisse, daß diejenige Rede einen Vorzug verdiene, in welcher das Sylbenmaß ist beobachtet worden: Aber hierinnen streitet er nicht wieder mich: denn ich habe dieses eben so wol auf der 272 ꝛc. Seite behauptet. Der Verstand aber von den vorher angeführten Worten: daß der Numerus einer Rede keinen Vorzug verschaffe, ist folgender: Dieser oder jener Numerus giebet einer Rede keinen Verzug. Denn in dem vorhergehenden meiner Gedanken vom Numero hatte ich bewiesen, daß so vielerley Numeri, als mögliche Verbindungen der langen und kurzen Sylben in in einer Rede sind, die der Natur oder Gehöre gemäß sind. Wenn demnach in einer Rede die eine Art von Sylbenmaß nicht sey beobachtet worden, die in einer andern Rede gefunden wird, so, schloß ich, dürfte deswegen diese nicht jener sogleich vorgezogen werden, weil vielleicht darinnen eine andere Art von Sylbenmaß anzutreffen sey, welche in der andern Rede wieder fehle. 2.) Bemühet sich der Hr. Gegner wider mich zu zeigen, daß das Gehör vollkommener sey, welches den Numerum empfinde, als das, welches ihn nicht entdecket.

Er bemühet sich erstlich, durch Gründe zu beweisen, daß das Ohr vollkommener sey, welches den Numerum leicht empfindet, als das, welches ihn nicht entdecket. Hernach scheinet ihm der von mir gegebene Beweis zu dem diesem angeführten entgegengesetzten Satz nicht hinlänglich zu seyn. Ich gestehe freymüthig, daß mir selber einige Gründe von meinem Beweis itzo nach einer oft wiederholten Beurtheilung zweifelhaft scheinen. Ich glaube nämlich mit meinem Herrn Gegner, daß wieder

die Erfahrung sey 1) daß zwar das Ohr, dessen Gliedmassen zart sind, leicht und auch durch eine schwach bewegte Luft in Bewegung gesetzet werde; aber daß diese bald wieder aufhöre; 2) daß das Ohr, welches aus stärkeren Theilen bestehet, zwar nicht durch eine jede geringe Bewegung der Luft beweget werde; aber daß, wenn einmal diese starken Theile sind beweget worden, diese Veränderung lange daure. Ob ich gleich aber hierinnen dem Herrn Gegner Recht gebe, so habe ich dennoch etwas wieder seinen Beweis von dem vorher erwähnten Satz zu erinnern. Er meynet, das sinnliche Werkzeug und der Sinn, welche uns die meisten Vollkommenheiten entdecken und die meisten Schönheiten zu empfinden geben, wären vollkommener als die ihnen entgegen gesetzten. Aber dieser Satz ist unbewiesen angenommen worden, und es lässet sich dawider noch verschiedenes einwenden. Denn 1) kommt die Vollkommenheit eines Sinnes nicht allein auf die Menge der Dinge an, die er empfindet, sondern auch auf die Klarheit und Lebhaftigkeit der Fürstellungen. Gesetzt auch, ein Sinn bey einem Menschen entdecke hundert Dinge, aber nur dunkel, der Sinn aber eines andern Menschen empfinde nur funfzig, aber alle klar und lebhaft, welcher Sinn von diesen beiden verdiente den Vorzug? Ich halte dafür, daß es schwer sey, denselben zu bestimmen. Daher darf man nicht sogleich das Gehör, welches das Sylbenmaaß in einer Rede leicht entdecket, demjenigen vorziehen, welches dasselbe nicht empfindet. Denn obgleich jenes vielleicht mehrere Eigenschaften an der Rede entdecket, so kann doch dieses uns einen klärern und lebhafteren Begriff von einigen Beschaffenheiten an derselben verschaffen. Aber demjenigen Gehör räume

ich

ich vor einem andern den Vorzug ein, welches mehrere Beschaffenheiten an einer Rede empfindet als dieses, so, daß die dadurch hervorgebrachte Fürstellungen klärer oder doch von gleicher Klarheit sind, als die Fürstellungen des andern Gehörs. 2) Gesetzt, der Herr Gegner hätte darinnen Recht, daß der Sinn vor einem andern vollkommener sey, der mehrere Vollkommenheiten entdecket, und folglich, daß das Gehör, welches den Numerum in einer Rede empfindet, demjenigen vorzuziehen sey, welches ihn nicht erkennet, so folgt doch noch nicht sogleich, daß man sich dasselbe zu wünschen habe. Denn könnte nicht ein solcher Sinn durch die Menge der Empfindungen die Seele überhäufen, daß der Verstand sie nicht alle in Ordnung bringen könnte? Würde daher alsdenn nicht ein solcher Sinn die Vernunft, die edelste unter allen Vermögen der Seele, hindern, ihren Dienst gehörig zu leisten? Ich glaube, wir würden nicht sehr über die unvernünftigen Thiere erhoben seyn, wenn wir mit gegenwärtigen Gränzen der Vernunft umschränket, auch die kleinsten Dinge sähen, die subtilesten Ausdünstungen röchen, und die geringste Bewegung der Luft durch das Ohr empfünden.

# V.

# M. Joach. Heinr. Priessens Abhandlung von der Beschaffenheit der Reden, die der gemeine Mann begreiffen kann. (*)

Wir glauben, daß das Vergnügen über die Aufnahme der Wissenschaften und Verbesserung des Geschmackes bey einem Volke etwas sparsamer ausbrechen würde, wenn man die Merkmale etwas weiter ausdehnen wollte, von denen man auf solche Verbesserung und Aufnahme sicher zu schlüssen glaubet. Man ist bisher und vielleicht nicht ohne Ursache gewohnt, zufrieden zu seyn, wenn der kleine Haufe der Gelehrten und ihrer Schüler seine Absicht auf eine vernünftige Art treibt, die Wissenschaften in ihrem völligen Glanz zu durchschauen, und das Schöne derselben ohne Schlacken darzulegen, sich bestrebet. Es ist wahr, diese Bemühung giebt unsern Zeiten viel vorzügliches vor jenen verfinsterten Jahrhunderten, in welchen entweder eine völlige Barbarey herrschete, oder doch eine verkehrte Art zu wissen und zu lehren die Oberhand hatte. Daß aber das Glück unserer Zeiten aufs höchste gestiegen sey, folget aus dieser vortheilhaften Veränderung noch nicht. Wir wollen nur diß einzige anführen, daß der aufgeklärte Geist der Gelehrten zu wenig Würkung in die Erkenntniß, den Geschmack und die Sitten der Ungelehrten hat. Herrschet nicht bey den meisten von diesen noch Aber-



(*) Dissertatio Philosophico-Rhetorica: De Indole Orationum ad captum vulgi, habita Rostochii 1742. Respondente: Ludov. Erich. Mellmann.

glaube, Vorurtheile und Liebe zu den Werken des falschen Witzes? Muß man aber nicht die größte Schuld hievon den Gelehrten beymessen? Man wird mir dieses zugestehen, wenn man überleget, daß bisher noch fast alle Bemühungen der Gelehrten dahin abgezielet haben, die Vernunft und die obere Fürstellungskraft der Menschen aufzuklären. Sie haben den Fürtrag der Wahrheit nur selten nach der Fähigkeit derjenigen eingerichtet, die noch an die Sinne und der Einbildungskraft kleben. Ja man hat sich noch nicht bemühet, die allgemeinen Regeln zu erfinden, und fest zu setzen, wie die untere Fürstellungskraft zur Vollkommenheit zu bringen sey. Die meisten von den Weltweisen haben diesen Mangel in der Vernunftlehre erkannt; aber ihn zu ersetzen, sich noch nicht getrauet. Weil aber doch die Ungelehrten von einigen Wahrheiten auf eine ihnen begreifliche Art müssen unterrichtet werden, so haben einige Gelehrte aus Mangel vorhererwähnter allgemeinen Regeln, gezeiget, wie man jene durch einige besondere Arten des Fürtrages z. E. Gedichte, Fabeln, Reden ꝛc. lehren solle. In die Zahl dieser Gelehrten muß man auch den Herren P. Priessens wegen der Abhandlung setzen, deren kurzen Inhalt ich dem Leser jetzo vortragen will.

Er hat in dieser akademischen Streitschrift vornehmlich 3 Stücke abgehandelt. 1) hat er uns das Wesen und die Eigenschaften des gemeinen Mannes erkläret; 2) gezeiget, welche Arten der Fürstellung desselben Fähigkeit gemäß sind: 3) die Anwendung auf die Reden gemachet, und gezeiget, wie dieselben eingerichtet werden müssen, wenn sie der gemeine Mann begreifen kann. Ich will dieser Abtheilung in diesem Auszuge nachfolgen. Es ist bekannt, daß die historische Er-

kenntniß

kenntniß diejenige sey, da man sich nur fürstellet, daß eine Sache da sey. Weil aber viele Menschen sind, die mit einer historischen Erkenntniß von den Dingen zufrieden sind, und die Menge von solchen Menschen der gemeine Mann heisset, so folget, daß dieser existire. Wenn wir die Wege überlegen, wodurch wir von dem Daseyn der Dinge vergewissert werden können, so erkennen wir, daß die beiden vornehmsten Quellen von dieser Gewißheit die Erfahrung und Vernunft seyn. Aus welcher von diesen Quellen holet der gemeine Mann seine Erkenntniß? Der Herr Verfasser beweiset, daß er nicht die Vernunft, sondern die Erfahrung zum Grunde seiner Erkenntniß annehme. Denn die Erfahrung lehret uns nur das Daseyn der Dinge, aber die Vernunft zeiget uns nicht allein dieses, sondern den Zusammenhang derselben. Da aber der gemeine Mann, in soferne er dieser ist, mit der blossen historischen Erkenntniß zufrieden ist, die nur lehret, daß die Dinge existiren, so folget, daß die Erfahrung der Grund seiner Erkenntniß sey. Weil die vermittelst der Vernunft erlangte Erkenntniß philosophisch heisset, so ist klar, daß der gemeine Mann diese nicht besitzet. Hieraus fliesset ungezwungen, daß er noch um so viel weniger eine Fertigkeit in der philosophischen Erkenntniß, oder, welches einerley ist, eine Fertigkeit zu demonstriren erlanget habe. Der Herr Professor verlanget aber dadurch nicht zu behaupten, daß der gemeine Mann niemal und in keiner Absicht seine Vernunft gebrauche. Obgleich die Erfahrung der Grund seiner Erkenntniß ist, so machet er doch zuweilen aus derselben, vermittelst seiner Vernunft, verwirrte Schlüsse.

Weil die Erfahrung eine durch die Sinne erlangte Erkenntniß ist, so folget, daß die Ungelehrten ihre Begriffe und Gedanken durch die Sinne bekommen; weil sie diesen Weg Dinge zu erkennen oft nehmen, so werden sie derselben gewohnet, und messen danach alles ab. Es ist aber bekannt, daß wir durch die Sinne nur einzelne Dinge erkennen; es wird derowegen auch keiner leugnen, daß der gemeine Mann mit der Erkenntniß solcher Dinge zufrieden sey, und bey derselben bestehen bleibe. Aber dieses ist nicht also zu verstehen, als wenn die Ungelehrten auf keinerley Art abgesonderte und allgemeine Begriffe hätten. Denn diese sind in den einzelnen Dingen enthalten; wer also diese erkennet, muß sich auch jene, obgleich verwirret fürstellen. Aus dem vorhergehenden ist auch leicht zu schlüssen, daß dieselben nicht in dem Zustande deutlicher, sondern nur klarer oder gar auch nur dunkeler Begriffe von allgemeinen Dingen stehen. Denn sie sind mit den sinnlichen Fürstellungen zufrieden, die aber nur klar oder dunkel sind. Weil aber in der Vernunftlehre gezeiget wird, wie man durch Hülfe der Sinne von einem einzelnen Dinge einen deutlichen Begriff bekommen könne, der gemeine Mann die natürliche Vernunftlehre besitzet und derselben oft folget, so stellet er sich ein einzelnes Ding zuweilen deutlich für. Ob man ihm also gleich den Gebrauch und Besitz der natürlichen Vernunftlehre nicht gänzlich absprechen kann, so verstehet er doch nicht die künstliche Vernunftlehre; weil er alsdenn die Regeln, nach welchen sich unser Verstand in Erkenntniß der Wahrheiten richten soll, deutlich und nach ihren Gründen wissen müßte.

Der gemeine Mann hat sich an die sinnliche, und folglich auch an die durch die Einbildungskraft gewürkten

Fürstellungen gewohnet, diese stöhren aber sehr leicht die Aufmerksamkeit. Derowegen ist derselbe, wenn nicht aller, zum wenigsten doch einer langen Aufmerksamkeit und Ueberlegung unfähig. Aber wodurch kann man die Ungelehrten zu diesen Handlungen vernünftiger Menschen aufmuntern? Die Erfahrung und die in uns allen geprägte Triebe etwas neues zu erkennen, und Vergnügen zu empfinden, lehren uns, daß man die Aufmerksamkeit des gemeinen Mannes durch unerwartete, ungewöhnliche und angenehme Fürstellungen erregen könne. Jedoch müssen diese Fürstellungen keine lange Aufmerksamkeit erfordern, weil er sonsten derselben bald überdrüssig wird. Wegen dieser Ungeduld, auf Dinge genau und lange Acht zu geben, sind die Ungelehrten auch nicht zur Absonderung der Begriffe und Entdeckung versteckter Aehnlichkeiten geschickt, weil hiezu eine starke und lange Aufmerksamkeit und Ueberlegung erfordert wird. Keiner wird ihnen daher einen hohen Grad des Witzes beylegen. Hiemit beschliesset der Herr Prof. das erste Stück seiner Abhandlung, nachdem er noch vorher bewiesen, daß der gemeine Mann nicht neue und versteckte Wahrheiten erfinden könne, nicht seine Vernunft ausgebessert habe, daß seine Erkenntniß, in soferne er die Erfahrungen richtig gemachet hat, wahr sey, aber daß sie auch leicht irrig seyn könne, weil er oft die bey den Erfahrungen zu beobachtenden Regeln übertritt, und vornehmlich das Laster der Erschleichung begehet.

Derjenige verstehet einen andern, der mit desselben Worten eben die Begriffe verbindet, die der andere damit verbunden hat; folglich versteht der Zuhörer den Redner, wenn sie mit einerley Worten auch einerley Begriffe verknüpfen. Aber die Erfahrung lehret uns, daß

ein Zuhörer mit den Worten des Redners nur diejenigen Begriffe von der angezeigten Sache verbinden könne, die er entweder würklich hat, oder welche zu machen seine Erkenntniß zureichet. Hieraus folget, daß weil die Erkenntniß des gemeinen Mannes nur historisch ist, er nur mit den Worten eines Redners solche Fürstellungen verbinden könne, die durch diese Erkenntniß hervorgebracht und bestimmet werden. Daher werden in ihm durch die Worte des Redners nur Fürstellungen erwecket, die er durch die Erfahrung erlanget, die verwirrt sind, und einzelne Dinge fürstellen. Welche Reden demnach von einzelnen Dingen handeln, dieselbe können die Ungelehrte verstehen. Durch Hülfe der Fürstellungen von solchen Dingen kann ein Redner dieser Art Menschen auch abgesonderte und allgemeine Begriffe verständlich machen. Denn das allgemeine und unbestimmte ist in den besondern und mehr bestimmten enthalten. Wer daher dieses sich fürstellet, der stellet sich auch zugleich jenes obgleich nur verwirret für. Der gemeine Mann verstehet also einen von allgemeinen und abgesonderten Dingen redenden, wenn er an statt dieser Fürstellungen mehr bestimmte, an statt der Geschlechter, eine von ihren Arten, an statt dieser ein unter ihr begriffenes einzelnes Ding, durch Exempel oder Beyspiele anführet.

Man schildert oder beschreibet ein Ding, wenn man von demselben viele sinnliche Beschaffenheiten anführet, dieselbe in verschiedene Umstände und von mehr als einer Seite zeiget. Diese Erklärung von einer Beschreibung lässet uns nicht zweifeln, daß diese geschickt sey, dem gemeinen Manne von Dingen Begriffe beyzubringen, und daß er sie folglich leicht verstehen könne.

Diesen

Diesen Nutzen leisten demselben auch die anschauende Urtheile, die aus der Erfahrung gemacht und hergeleitet werden. Kann aber derselbe auch wol Vernunftschlüße verstehen? Diese Frage untersuchet der Hr. Verfaßer in folgendem: Ein ieder Vernunftschluß bestehet aus 2 Hauptttheilen, nämlich aus der Materie und der Forme. Wenn demnach der Ungelehrte dieselben verstehet, so verstehet er auch den Vernunftschluß. Ist die Materie oder die Förderſätze aus der Erfahrung hergenommen, so können sie von ihnen begriffen werden, und weil man ihnen nicht den Gebrauch der natürlichen Vernunftlehre absprechen kann, so erkennen sie auch auf eine verwirrte Art die Forme. Der Hr. Prof. erkläret eine demonstrationem à posteriori, daß sie ein aus der Erfahrung geführter Beweiß sey. In derselben sind also die Förderſätze und folglich die Materie aus der Erfahrung hergenommen, deren Erkenntniß aber nicht die Verstandskräfte des gemeinen Mannes übersteiget; er kann auch beurtheilen, ob die Forme richtig sey; eine demonstratio à posteriori ist demselben demnach nicht unbegreiflich, wenn sie nur nicht lang ist, und seine Aufmerksamkeit ermüdet.

Weil Dinge sich in so ferne ähnlich sind, als sie einerley Kennzeichen haben, so folget, daß, wer sich Gleichnisse bedienet, anzeige, daß Dinge übereinstimmen. Wenn demnach eines von diesen Dingen bekannt, das andere aber unbekannt ist, so wird durch das Gleichniß angezeiget, daß das bekannte dem unbekannten ähnlich sey, und folglich wird dieses durch jenes erläutert. Da aber die Metaphern kurz gefaßte oder abgekürzte Gleichnisse, die Allegorien aber fortgesetzte Metaphern sind, so ist klar, daß auch die Metaphern und Allegorien als Erläute-

läuterungen können gebrauchet werden. Aber die Gleichnisse, Metaphern und Allegorien können auf eine 2fache Art abgefaßt werden: 1.) Daß sie nicht allein fürgetragen werden, sondern auch ausdrücklich angezeiget wird, in wie weit sie mit denjenigen Dingen, zu deren Erläuterung sie gebrauchet worden, übereinstimmen; 2.) Daß sie nur allein angeführet werden, dabey aber die Aehnlichkeit mit der zu erläuternden Sache entweder sehr nahe, und leicht zu erfinden ist, oder versteckt ist, und nicht ohne einen hohen Grad des Witzes entdecket werden kann. Aber beide Arten, diese erwähnten Erläuterungen einzurichten, sind bey dem Unterricht des gemeinen Mannes nicht gleich bequem. Die erste Art kann derselbe sehr leicht begreiffen, wenn sie nur sinnlich ist. Die 2te Art kan man auch nicht gänzlich bey dem Unterricht der Ungelehrten verbiethen. Denn, wenn die Aehnlichkeit nahe ist, so kann sie auch hier denselben entdecket werden, weil man ihnen nicht allen Witz absprechen kann. Ist aber die nicht ausdrücklich angezeigte Aehnlichkeit versteckt und entfernet, so gehöret zu deren Erfindung ein hoher Grad des Witzes und der Aufmerksamkeit, welchen sie nicht besitzen.

Die Geschichte ist eine Erzählung von Begebenheiten. Diese gehöret aber zu den einzelnen Dingen, und weil der gemeine Mann leicht denjenigen verstehet, der mit ihm von einzelnen Dingen redet, so übersteiget die Geschichte nicht desselben Verstandskräfte. Eine Art von der Geschichte ist die Fabel; denn diese ist eine erdichtete Geschichte, welche eine sittliche Wahrheit fürstellet. Derowegen muß eine Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit zwischen einer solchen Geschichte und ihrer Lehre seyn. Jene ist der Körper, und diese die Seele in einer Fabel.

Hieraus

Hieraus folget, daß die Fabel eine Art von Gleichnissen sey, und daß der Fabelschreiber durch die Erdichtung die fürgestellte Lehre zu erläutern gesuchet habe. Obgleich in einer jeden Fabel eine sittliche Wahrheit abgebildet werden muß, so ist es doch nicht nothwendig, daß diese ausdrücklich derselben angehänget werde. Dieses giebt dem Herrn Verfasser Gelegenheit zu untersuchen, ob es einem Lehrer des gemeinen Mannes zu rathen sey, die ausdrükliche Anführung der Lehre zu unterlassen. Er machet zuerst einen Unterscheid unter den Lehren, und nach demselben beantwortet er diese Frage; denn entweder die moralische Wahrheit, die der Fabelschreiber hat einschärfen wollen, ist bekannt, und kann ohne langes Nachdenken erfunden werden, oder diese Wahrheit ist nicht also beschaffen: im ersten Fall kann der Dichter sie auslassen, weil der Leser sie leicht entdecken wird, im andern Fall aber ist dem gemeinen Mann das vornehmste Stück von der Fabel nämlich die Lehre unbekannt. Denn sie ist versteckt, und er müßte sie daher durch viele Aufmerksamkeit und Nachdenken erfinden, welcher er doch nicht fähig ist. Aus dem Grunde ist den Fabelndichtern zu rathen, die abzubildende Wahrheit ausdrücklich anzuhängen. (a)



(*) Ich verwerfe diesen Rath nicht, weil der Fabelschreiber den von ihm begangenen Fehler wieder einiger massen ersetzet und ausbessert. Denn ich halte dafür, daß die Erdichtung und die Lehre in einer Fabel allezeit eine ziemlich nahe Aehnlichkeit und Uebereinstimmung haben müssen, damit zwar zu deren Entdeckung ein Nachdenken, aber kein grösseres erfordert wird, als man bey dem gemeinen Manne vernünftig vermuthen kann. Wenn dieses beobachtet wird, so ist mir keine Ursache bekannt, die den Dich-

Der Satz in einer Rede, welchen zu erklären und zu beweisen, die übrigen Theile derselben übereinstimmen müssen, wird der Hauptsatz genennet, und er ist einfach oder zusammen gesetzet, nachdem er aus einem einfachen oder zusammengesetzten Satz bestehet. Weil der Zuhörer seine Aufmerksamkeit auf viele Dinge richten muß, wenn vieles in der Rede zu erkennen ist, dieses aber desselben Aufmerksamkeit zerstreuet, so sind die einfachen Hauptsätze in den für den gemeinen Mann zu haltenden Reden besser, als die zusammengesetzten, da dieser einer grossen und langen Aufmerksamkeit unfähig ist. Aber das Nachdenken und Aufmerken auf den Hauptsatz und die ganze Rede wird ihm erleichtert, wenn der Redner seine Rede eintheilet, und folglich zeiget, worauf der Zuhörer vornehmlich acht haben, und seine Gedanken richten soll. Jedoch muß der Redner nicht die durch die Vernunft gesetzten Schranken bey den Eintheilungen überschreiten, und seinen Zuhörern ein blosses Gerippe vorlegen, denn dieses würde dieselben verdrüßlich machen, und ihre Aufmerksamkeit ermüden, wofür sich doch ein Redner zu hüten hat, und vielmehr suchen muß, sie wieder aufzumuntern, wenn sie nachlässet. Aus dem Grunde muß der Redner sich, so viel möglich ist, und die abzuhandelne Materie es verstattet, der Kürze befleissigen. Es würde aber thörigt seyn, wenn man alle Reden in einerley

---

ter nöthigen sollte, seinen Fabeln die Nutzanwendungen anzuhängen. Will man die Furcht dazu anführen, daß die Lehre dem Leser möchte unbekannt und dunkel seyn, so bitte denjenigen, der dieselbe für die wahre Ursache angiebet, zu bedenken; 1) Daß die sittlichen Gesetze schwerlich einem Fabelleser gänzlich unbekannt sind. 2) Daß die Fabeln in der Absicht erdichtet werden, die Lehren zu erläutern.

einerley Kürze einschränken wollte, man muß vielmehr dieselbe in besondern Fällen der Klugheit eines jeden vernünftigen Redners überlassen. Es ist auch noch ein Mittel, die sinkende und nachlassende Aufmerksamkeit des gemeinen Mannes wieder zu erheben, wenn der Redner in seiner Rede unerwartete und angenehme Fürstellungen einstreuet. Unter die Anzahl der zuletzt genannten gehören: 1) Die Beschreibungen, 2) die Gleichnisse, weil die Uebereinstimmung des Urbildes und der Beschreibung, und die Aehnlichkeit zwischen den verglichenen Dingen, wenn sie von den Zuhörern erkannt werden, in ihnen ein Vergnügen erwecken; 3) gehören hieher die Geschichte und Fabeln, weil dadurch unser Trieb, etwas neues zu wissen, einiger massen gesättiget wird. Als das letzte Mittel den gemeinen Mann in der Aufmerksamkeit zu erhalten, und zu verschaffen, daß er den Redner desto ehe und besser verstehen möge, führet der Herr Prof. die gute Stellung des Körpers bey dem Redner an, die er die körperliche Beredsamkeit nennet. Diese fasset alle äusserliche Bewegungen des Redners in sich, dadurch die Augen und Ohren der Zuhörer ergötzet werden. Daß diese körperliche Beredsamkeit die Aufmerksamkeit der Zuhörer aufmuntert, ist daraus zu begreiffen, weil sie in diesen angenehmen Fürstellungen erwecket, diese aber die Aufmerksamkeit befördern. Der Herr Verfasser beklaget, daß nicht alle Redner diese Hülfe, den Beyfall ihrer Zuhörer zu gewinnen in ihrer Gewalt haben, weil sie vornehmlich ein Geschenk der Natur ist. Jedoch räth er denjenigen, welchen die Natur hierinnen nicht günstig gewesen ist, eine fleissige Uebung an, und preiset ihnen den Demosthenes zur Nachahmung

an,

an, welcher sich durch eigenen Fleiß eine körperliche Beredsamkeit erworben hat.

Die Ordnung der Gedanken und Wahrheiten, da sie also auf einander folgen, wie sie aus einander können begriffen werden, ist der Natur aller menschlichen Seelen gemäß, und heisset deswegen die natürliche Lehrart. Da der gemeine Mann eben die Natur und das Vermögen der Seele hat, welche die Gelehrte besitzen, so folget, daß die natürliche Lehrart desselben Verstandskräfte nicht übersteiget, und man sich derselben in seinem Unterricht bedienen könne. Obgleich also ein Redner seine an die Ungelehrten zu haltenden Reden, in dieser Lehrart, die mit der philosophischen einerley ist, fürtragen kann, so muß er doch in seinem Fürtrage anders, als ein Philosoph verfahren. Beide müssen sich zwar bemühen, die Gründe zuerst, und die Schlüsse hernach zu setzen; aber jener muß seine Erklärungen in Gleichnisse einkleiden, seine Gründe zu den Beweisen nicht aus der reinen Vernunft, sondern aus der Erfahrung nehmen, und überhaupt seinen Unterricht durch Exempel, Allegorien und andere Erläuterungen klärer und lebhafter zu machen suchen. Aus der Vernunftlehre ist aber bekannt, daß ein Philosoph seinen Unterricht auf eine andere, und in einigen Stücken auf eine entgegengesetzte Art einrichten müsse. Hieraus ist klar, daß der Herr Prof. mit denjenigen einerley Meynung sey, ob es gleich dem äusserlichen Ansehen nach nicht also scheinet, welche die strenge und philosophische Lehrart aus den an den gemeinen Mann zu haltenden Reden verbannet wissen wollen.

Nachdem der Herr Prof. diese angeführten allgemeinen Regeln erkläret und bewiesen hat, so zeiget er durch eine Anwendung wie eine Rede der Fähigkeit des gemeinen

meinen Mannes gemäß eingerichtet seyn müste. Aus der Redekunst ist bekannt, daß ein jeder vernünftiger Redner das Ueberreden und Bewegen zum Endzweck haben, und denselben zu erhalten die besten und rechtmässigen Mittel gebrauchen müste. Aber eines von den vornehmsten Mitteln ist, daß er sich bemühet, seine Rede also einzurichten, daß sie von allen Zuhörern verstanden werden könne. Weil nun ein Redner sehr oft zu dem gemeinen Mann reden muß, so ist seine Schuldigkeit, sich zu bemühen, daß ihm dieser verstehen möge, oder welches einerley ist, er muß seine Rede nach der Fähigkeit desselben einrichten. Das Volk ist daher nicht gehalten, sich bis an den Redner zu erheben, sondern der Redner ist verbunden, sich bis an das Volk hernieder zu lassen. Ein jeder erkennet hieraus gar leicht, daß ein solcher Redner in seinen Reden nichts setzen dürfe, was der gemeine Mann nicht verstehen kann, und daß aus der Ursache in denselben keine Gleichnisse, in denen die Aehnlichkeit versteckt, und doch nicht ausdrücklich angezeiget worden, keine Fabeln, durch welche eine Lehre ist abgebildet, aber nicht ausdrücklich derselben angehänget worden, die sie doch nicht ohne einen hohen Grad des Witzes und langes Nachdenken erfunden und erkannt werden kann, keine tiefsinnige Beweise ꝛc. Platz haben dürfen. Im Gegegentheil ist auch aus dem vorhergehenden klar, daß in solchen Reden Fürstellungen von einzelnen Dingen, Beyspiele, Beschreibungen oder Abschilderungen, anschauende Urtheile, demonstrationes a posteriori, Gleichnisse und Allegorien, deren Aehnlichkeiten entweder nahe und offenbar, oder wenn sie ja versteckt sind, ausdrücklich angehänget worden, Geschichte, Fabeln, deren Lehren leicht können erkannt werden, einen grossen Nutzen leisten.

Der Herr Verfasser hat diese Regeln zwar nicht besonders auf die geistlichen Reden angewendet, aber damit er doch diejenigen wiederlegen mögte, (*) welche die Beredtsamkeit von der Kanzel verbannet wissen wollen, so hat er gezeiget, daß der Heilige Geist sich dieser vorher beschriebenen Mittel in der göttlichen Offenbarung auch bedienet habe. Denn ein aufmersamer Leser des göttlichen Wortes wird finden, 1) daß der Geist Gottes in den Fürtrag der geoffenbarten nirgend deutliche und vollständige Begriffe, nicht solche vernünftige Gründe gebrauchet habe, die keinerals nur ein Philosoph verstehen kann; daß er sich vielmehr der Gleichnisse, Metaphoren, Allegorien, Geschichte und Fabeln bedienet, die er entweder selber erkläret, oder deren Erklärung die Leser selbst machen können. Er zeiget hierauf wieder Locken und einigen andern Gelehrten, daß Christus nicht deswegen seine Gleichnisse dem Volke vorgeleget, damit er die Geheimnisse unserer Religon verbergen möchte. Die Absicht dieser Critischen Versuche verstattet mir nicht, seine Gründe dem Leser vorzulegen.

Zuletzt

(*) Der Herr Verfasser hätte hier eine bequeme Gelegenheit gehabt, zu untersuchen, in wie weit es einem Redner zu rathen sey, Abschilderungen, Fabeln und Geschichte in den an den gemeinen Mann zu haltenden Reden zu gebrauchen, der Vorwurf seiner Abhandlung forderte auch diese Untersuchung von ihm; aber er hat dieselbe und noch verschiedene andere Materien, deren Erklärungen man hier mit Recht suchen könnte, mit Stillschweigen übergangen. Diese akademische Streitschrift würde doch nicht stärker geworden seyn, wenn man anstatt verschiedener sehr bekannten Anmerkungen die Lehre von den Gleichnissen, Abschilderungen und Fabeln weitläuftiger abgehandelt, und genauer bestimmet hätte, welche Arten derselben sich für den gemeinen Mann am besten schicken.

Zuletzt hat der Herr Verf. noch einige unrechtmäßige Mittel, den gemeinen Mann zu lehren, getadelt, einige andere aber von diesem Verdacht befreyet. Ein Redner muß in seinen Reden solche Gedanken einstreuen, die den Zuhörern gefallen und angenehm sind. Diejenigen irren daher, welche allen Zierrath in den Reden verbiethen, und dagegen einen truckenen Fürtrag fürschreiben. Es ist auch im vorhergehenden bewiesen worden, daß die Gedanken in den an den gemeinen Mann zu haltenden Reden also müssen geordnet werden, wie sie aus einander folgen und begriffen werden können. Eine solche Lehrart aber verdienet, den Namen der gründlichen zu führen. Derowegen derjenigen Entschuldigung thörigt ist, die ihre Faulheit, Unwissenheit und unordentlichen Fürtrag damit zu rechtfertigen suchen, daß sie nur für die Ungelehrten redeten. Endlich so wie pöbelhafte, veraltete, und von allen Vernünftigen verworfene Redensarten Fehler sowol in einem mündlichen als schriftlichen Fürtrag sind, also dürfen sie auch in keiner an den gemeinen Mann gerichteten Rede geduldet werden. Der Herr Prof. setzet auch unter die Anzahl solcher Redensarten die Sprüchund Provinzialwörter; aber ich halte nicht dafür, daß man sie ohne alle Einschränkung darunter zählen könne. Denn die Hauptabsicht des Redners ist, daß er verstanden werden wolle. Wird diese aber nicht am besten erhalten, wenn er seine Gedanken durch solche Wörter vorträget, die den Zuhörern sehr bekannt sind? Gehören zu solchen bekannten Redensarten nicht die Sprüchwörter, und ist nicht das reine Deutsche zuweilen dem Zuhörer dunkel, da hingegen die Provinzialwörter ihm bekannt sind? Ich vertheidige aber hiedurch nicht alle Sprüch- und Provinzialwörter, die man in den Reden

und auch oft auf der Kanzel höret. Wenn sie Gleichnisse von verachteten oder gar unflätigen Dingen in sich schliessen, oder sonsten unflätige oder zum Lachen bewegende Nebenbedeutungen bey sich führen, so halte ich den Redner, der sie gebrauchet, für strafwürdig.

Aus diesem allen, was ich ietzo angeführet habe, ist zu erkennen, was die Lehrer der Redekunst sagen wollen, wenn sie den Rednern rathen, daß sie allgemein deutlich und für jedermann verständlich reden sollen. Jene verlangen nämlich, daß sich diese bemühen sollten, ihre Reden der Fähigkeit des gemeinen Mannes gemäß einzurichten. Deun da dieser den untersten Grad der menschlichen Erkenntniß nämlich die historische besitzet, so kann dasjenige, was demselben verständlich ist, auch von denen verstanden werden, die sich die philosophische und mathematische Erkenntniß erworben haben, und folglich ist ein solcher Fürtrag allgemein deutlich.

E N D E.

# Verzeichniß

## der in diesem Bande befindlichen Erzählungen deutscher Schriften und eigenen Abhandlungen.

### Siebendes Stück.


1 Alceſtes, oder die ungleiche Vaterliebe, von T. J. Quiſtorp 1

2 Einige Gedanken u. Regeln von den deutſchen Romanen 21

3 Körber von dem Urſpruuge des Wortes Kirche 51

4 Gedanken von der höckerichten Schreibart in der Poeſie 54

5 Critik über den Pilgrim 78

6 Fortſetzung des Verzeichniſſes deutſcher Ueberſetzungen alter lateiniſcher Scribenten 95


### Achtes Stück.


1 Chriſtian Ernſt Simonetti vernünftige Anweiſung zur geiſtlichen Beredtſamkeit 115

2 G. Venzky von den Zwillingsbuchſtaben 142

3 Andere Fortſetzung des Verzeichniſſes deutſcher Ueberſetzungen alter lateiniſcher Scribenten 152

4 Johann Grüwels Richtſchnur der hochdeutſchen Orthographie 164

5 Publ. Virgilius Maro Aeneis, überſetzet von Johann Chriſtoph Schwarzen 181

6 Historie von den gleichgültigen Wörtern 196
7 Beleuchtung einiger Einwürfe wieder die Critischen Versuche 214

## Neuntes Stück.

1 Die Wochenstube, ein Lustspiel des Herrn Hollbergs 227
2 Brief an den Herrn G . . . s. 241
3 Gedanken von dem Numero in der Rede 259
4 Tempel des guten Geschmacks 278
5 In wie weit es erlaubt sey, Personen mit sich selbst reden zu lassen 290
6 Ob das Wesentliche eines epischen Gedichtes auf die Wichtigkeit und Vortrefflichkeit der Handlung, oder auf die Hoheit der Hauptperson ankomme; bey Gelegenheit des Trillerischen Gedichtes vom Sächsischen Prinzenraub 300
7 Fortsetzung der Historie von den gleichgültigen Wörtern 307

## Zehntes Stück.

1 Die Glückseeligkeit der Hochzeitdichter 331
2 Gedanken von den reichen Reimen in der deutschen Dichtkunst. 356
3 Regeln zur Satyre 362
4 Gesammlete Nachrichten von den Barden 384
5 Sammlung Critischer, Poetischer und anderer geistvollen Schriften 403

Eilftes

Bayerische Staatsbibliothek München

# Eilftes Stück.

1 Fortsetzung der Regeln zur Satyre 227
2 Vermischte Anmerkungen 450
3 Erinnerung bey den Gedanken vom Numero in der Rede 461
4 Der deutsche Aesop, bestehend in 324 lehrreichen Fabeln 476
5 M. Georg Friedrich Meiers Gedanken von Scherzen 500

# Zwölftes Stück.

1 Fortsetzung der Gedanken von Scherzen 523
2 Gedanken von der Sprach verderbenden Höflichkeit 529
3 Theodor Johann Quistorps Erweis, daß ein Redner seinen Zuhörern das Gerippe seiner Rede nicht verrathen müsse 542
4 Antwort auf die Erinnerungen wieder die Gedanken vom Numero 559
5 M. Joach. Heinrich Priessens Abhandlung von der Beschaffenheit der Reden, die der gemeine Mann begreiffen kann 569

# Zweytes Verzeichniß
## der im zweyten Bande enthaltenen Sachen.


A — Seite

Abel, Casper — 109
Abschatz — 288
Addison — 297
Aesop — 476
Aestetik — 503
Albrecht von Halberstadt — 154. 418
Alcestes, ein Trauerspiel — 1
Allezeit, wie das Wort von Immer und Beständig unterschieden sey — 319
Anrede in der dritten Person der vielfachen Zahl, was davon zu halten sey — 541
Anwendung der Wahrheiten in einer heiligen Rede — 129
Arnauld — 378
Arnell, Lorenz — 197
Aruyvardh, eine Art der Barden — 394
Athenäus — 392
Avantures des Chevaliers errans — 32
Aussprache, ob sie bey der Rechtschreibung gelte — 168

B.

M. Bärmann — 51
Bar, Untersuchung des Wortes — 389
Barclaii Euphormion — 377
Bard, Bedeutung des Wortes — 387
Barden, wer von ihnen geschrieben — 385
woher sie den Namen haben — 386
worinn ihre Verrichtung bestanden — 391
unterschiedene Arten derselben — 394
wo noch etwas von ihren Liedern zu finden — 397
ihr Vaterland — 397
ihre Kleidung — 400

# Zweytes Register.


Bardus, König in Engelland 388
Belleau 456
Beredsamkeit 117
geistliche 118
Bellin, Johann 145
von Berd Uebersetzung des Milton 407
Beweis- und Bewegungsgründe einer heiligen Rede 126
Biärkmahl, Lieder der Scalden 396
Bodmer 257
dessen Uebersetzung des Miltons 407
von Böhlau, Critik über eine Ode desselben 72
Börden, Bedeutund des Wortes 386
Brand, Sebastian ein vorzüglicher Dichter 420. 421
Breitinger 246
Verdienste desselben um die gleichgültigen Wörter 307
Bructeri, woher sie den Namen haben 386
von Bruyere, dessen verfertigte Charakters 435


## C.


C. in wieferne es ein deutscher Buchstab sey 174
Ch, Untersuchung dieses Buchstabens 174
ck, ob es für ein doppeltes k. zu gebrauchen sey. 174
Canitz 286
Carbach, Nicol. 101
Celten 392
Charakter eines Menschen, was er sey 45
Personal- und Nationalcharaktere 47
der Personen im Trauerspiel 9
in Romanen 45
satyrische 373. 434
wie sie von der Geschichte im Roman unterschieden sind 437
ob eine würkliche Person ein bequemes Urbild dieser Charakter sey 440
müssen nur verwirrte Begriffe erwecken 441
Chirihha, was es bedeute 54
Chunrad von Würzburg 418
Churfürst, Ableitung des Wortes 53
Cicero 553
Claudian, wegen des Anfangs seines Heldengedichtes getadelt 61

# Zweytes Register.


Complimente 533
Concerte 283
Contes des Fees 32
Critik, Inbegriff derselben 500
Gerechtigkeit derselben 406

## D.

Dantes 417
Demosthenes 579
Despreaux 378
Meisterstücke von seinen Satyren 428. 442
fehlerhafte Stellen in denselben 433
Des=Touches 299
Deutscher Aesop, Critik darüber 476
Deutsche, Zustand derselben unter den schwäbischen Käy=sern 416
Dichter, Epische, durch was für glückliche Zufälligkeiten sie formiret werden 410
Dichtkunst, glückliche Umstände derselben unter den Kay=sern aus dem schwäbischen Hause 416
ihr Zustand im 16ten Jarhundert 419
ob eine Handlung für dieselbe zu ernsthaft und fürchterlich sey 407
theatralische kommt der Natur am nächsten 290
Diecmann 54
Drotquat, Lieder der Scalden 396
Druiden, wie sie von den Barden unterschieden gewesen 394
Du, ob dies Wort mit Recht aus den Anredeformeln verworfen worden 540
Dürer 287

## E.

E, verschiedener Laut dieses Buchstabens 173
Ehe, Erklärung des Wortes 456
Ehestand, Erklärung des Wortes 457
Ehehaft, was es anzeige 458
Echt und unecht, Abstammung und Bedeutung der Wörter 459
Eingang einer Predigt 131
Ἐκκλησία Bedeutung des Wortes 52


Epopen,

# Zweytes Register.


Epopen, ob die Vortrefflichkeit der Handlung, oder die Hoheit der Person das wichtigste zu derselben sey 302
Erdichtungen, fehlerhafte 81
von Eschelbach, Wolframs, Gedichte 418
St. Evremond 64. 455
Ewald, was das Wort anzeige 459
Ewart, Erklärung des Wortes 456
Ewr. Hochedlen, was von diesem und ihm ähnlichen Ausdrücken zu halten sey 541


## F.


Fabel in Trauerspielen 4
wie sie von einer Roman unterschieden ist 24
ihre Erdichtung muß heterokosmisch seyn 487
was von den Menschenfabeln zu halten sey 487
muß die Möglichkeit nicht überschreiten 489
Lehren in denselben 493
ob eine oder mehrere moralische Wahrheiten in einer Fabel liegen können 496
Fischart, Johann, ein vorzüglicher Dichter 420
du Freny Spielerin, ein Schauspiel 454
Freydank, ein Dichter 418
Freyer 145


## G.


Gemeine Mann, wer dadurch zu verstehen sey 571
wie seine Erkenntniß beschaffen 571
Geschmack 502
Girards Verdienste in der Bestimmung des für gleichgültig gehaltenen in der franz. Sprache 203
Gottsched, J. C. 187. 228. 451
Dichtkunst desselben 406
Cato 423
Gottschedinn 451
Günther 286. 360
Grüwel, Johann 164
Grypph 288


## H.


von Hadamar, Gerhard Loich 157

# Zweytes Register.


Häßlichkeit. Begriff derselben 502
von Hagedorn 288
Ode auf die Weisen 421
Haller, Charakter desselben 286
ob man ihn eines unbilligen Gebrauchs der Scheinwörter beschuldigen könne 248. f.
von Hammelburg, J. W. 100
Heinecken 308
Heinrich, Herzog von Pressela 418
Heldengedicht, wie es sich gegen einen Roman verhalte 24
wie dessen Anfang beschaffen seyn müsse 62
in welcher Absicht dieser Name den Epopeen gegeben worden 306
Hochzeitdichter, Satyre auf dieselben 331
Höflichkeit, wie sie dem Geschmack und der Sprache zuwieder sey 530
Hofmannswaldau 285
Hollberg 297
dessen Wochenstube beurtheilt. 227
Klimms, unterirdische Reise 379
Homer 408. 410. 412. 416. 510
Hübner 285


## J.


Inquiri into live and the Writings of Homer 410
Jocisten, wer sie sind 396
Justinians Anweisungsbücher, deutsch 96
Juvenal, Fehler seiner Satyren 377


## K.


Kirche, Bedeutung des Wortes 52
Kieren, Kir, Kier, was die Wörter bedeuten 53
Klinsors Gedichte 418
Körber, Christian 51
Korn, woher das Wort abstammen soll 53
Kranach 287
Küris, Ableitungen des Wortes 53
Kunstrichter, dürfen keine Meister in der Kunst seyn, die sie beurtheilen. 502


L.

# Zweytes Register.

## L.


Lachen, was es sey 363
Arten desselben 523
woher es entstehe 524
Lächerliche, Begriff desselben 364. 524
Leben der Erkenntniß 520
Lebhaftigkeit der Vorstellungen 517
Lehrart, natürliche 580
Liebe, Güte, Gnade und Barmherzigkeit, wie diese Wörter von einander zu unterscheiden sind 319
Liscow 284. 362. 432
Livius, deutsch 98
Lock 582
Lohenstein 285
Lucanus 392
Lustiger Fürtrag, worinnen er bestehe 374


## M.


Mannigfaltiges, warum die Vorstellung desselben in der Seele ein Vergnügen erwecke 528
Marcellinus, Ammianus 393
Meier, Georg Friedrich 500
Metaphern, vertheidigter Gebrauch derselben 243
wie sie beschaffen seyn müssen 481
fehlerhafte 481
Micyllus, Jacob 101
Miltons Paradies, Geschmack der Deutschen an demselben 406
unterschiedene Uebersetzungen davon 407
Untersuchung einiger demselben fürgeworfenen Fehler 407
Moralische Wochenblätter 78
Königsbergische 476
Moralische und satyrische Meisterstücke 449
Mosheim 550
dessen Charakter 288
M' ousle 25
Mühlpfort 288
Münzer, Zacharias 104
Muhlius 52
Musen, Anrufung derselben 258

## N.

Neukirch 285
Numerus in der Rede, was er sey 262. 462
ob er eine innerliche Beschaffenheit der Rede sey 263. 474
ob er einer Rede einen Vorzug vor der andern gebe 267. 463
ob die Entdeckung desselben ein Zeichen eines vollkommenen Gehöres sey 269
inwieferne er zu den Vollkommenheiten einer Rede zu rechnen sey 272
in Gedichten 277
Nutzen, Gewinn, Vortheil, Unterschied der Wörter 326

## O.

Ofterdiug, ein Dichter 418
Ohr, zartes und hartes 567
l'Abbe d'Olivet 203
Opitzens Charakter 280
Ovidens Briefe der Heldinnen 108
Kunst zu lieben. Deutsch 153
Bücher der Verwandlungen 154

## P.

Pamela, satyrische Charakter in deren Geschichte 443
Perseus, Fehler seiner Satyren 377
Pfinzings Theuerdank 418
Philander von der Linde 286
Philippi 284
Pietsch, Fehler in seinen Trauergedichten und anderen Stücken 67
der Pilgrim eine Wochenschrift, Critik darüber 78
Pitschel 406
Poetische Redensarten, wie sie zu beurtheilen sind 256
Postel, wegen der höckerichten Schreibart getadelt 65
Posrardh, eine Art der Barden 394
Posthu, Johann 164
J. H. Prieß 569
Privardh, eine Art der Barden 394

## Q.

# Zweytes Registes.

## Q.


Don Quichot 25
Quistorps Erweis, daß ein Redner seinen Zuhörern das Gerippe seiner Rede nicht verrathen müsse 542
T. J. Quistorps Alcestes, beurtheilt 3. 295


## R.


Rachel 286
Rechtschreibung, Hauptgründe derselben 166
Redekunst, geistliche 119
Rede, figürliche Vorstellung derselben 543
ob eine tabellenmässige Lehrart in derselben nützlich sey 546
wahre Vorzüge derselben 548
Ordnuug darinnen, wie sie beschaffen seyn müsse 552
Hauptsatz 578
wie sie der Fähigkeit des gemeinen Mannes gemäß eingerichtet seyn müsse 580
Redner, allzudeutliche Fehler derselben 545
müssen nach dem Begriff des gemeinen Mannes reden 552
Reimar von Zweeter 418
Reime in der deutschen Dichtkunst 356
Ursprung derselben 358
reiche, was sie sind 357
können in der deutschen Dichtkunst sicher gebraucht werden 357
Riemer 288
Rodigast 284
Rolli Uebersetzung des Milton 407
Romanen, worinn ihr Wesen bestehe, und wie sie von Schauspielen, Fabeln u. Heldengedichten unterschieden werden 23. 24
Satyrische und ernsthafte 25
haben einen erlaubten Endzweck 26
Regeln für dieselben 29
ob Liebesbegebenheiten ein nothwendiges Stück derselben sind 32

# Zweytes Register.


Romanen, Zwischenbegebenheiten in denselben 38
ob man eine wahre Geschichte darinn zum Grnnde legen könne, oder ob sie völlig erdichtet seyn müsse 41
Beschaffenheiten der Personen in denselben 45
Schreibart in den Romanen 50
Ruhe des Cyrus 51
Rührung der Zuhörer, wie sie erhalten wird 554


## S.


Sachs, Hans 390. 419
von Sachsenhausen, Herrmanns, Gedichte 417
Sammlung critischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften 403
von Sandrat, Johann Jacob 158
Satyren, wer davon geschrieben 362
was sie sind 365
sündigen nicht wieder die Menschenliebe 365
auf welche Art sie das lächerliche darthun können 367
ihr Fürtrag muß sinnlich seyn 371
ob sie philosophisch seyn können 372
müssen keine Sünden wieder Gott zum Fürwurf haben 375
es sey denn, daß Thorheiten zugleich dabey begangen werden 427
müssen frey von Scheltworten seyn 376
den Wolstand nicht beleidigen 378
von Verläumdungen und Gotteslästerungen frey seyn 380
keine Naturfehler durchziehen 383
ob sie biblische Stellen gebrauchen dürfen, den Charakter ihres Gegenstandes zu bilden 404
müssen vor andern herrschende Ungereimtheiten durchziehen 429
ob noch lebende Personen mit Namen darinn aufgeführet werden dörfen 430
woher die verschiedenen Arten derselben entstehen 434

# Zweytes Register.


Satyrenschreiber, Begriff desselben 365
muß kein Possenreisser seyn 378
Saurin 550
Scalden 395
Scharfsinnigkeit 505
wonach die Grösse und Vollkommenheit derselben zu bestimmen sey 506
Schaubühne, bisheriges Schicksal derselben 1
hat einen erlaubten Endzweck 29
Nutzen 228
ob Personen auf derselben mit sich selbst reden dürfen 290
Vorzug der neuen vor der alten 292
Scheinwörter, Untersuchung einiger derselben 243. 482
Schioldungswiser, Lieder der Scalden 396
Scherze, Nutzen einer Abhandlung von demselben 502
ob eine Wissenschaft der Scherze möglich sey, und wohin sie gehöre 503
was sie sind 507
Bestimmung der vollkommenen und unvollkommenen, feurigen und frostigen Scherze 507
in denselben müssen viele Dinge mit einander verglichen werden 508
die Vorstellungen müssen neu seyn 509
die darinn verglichenen Sachen müssen sehr verschieden seyn 510
müssen viele und grosse Uebereinstimmungsstücke entdecken 512
vor denselben müssen starke Vorstellungen von andrer Art vorhergehen 513
müssen mitten unter vielen andren Vorstellungen, die in der Seele einen Eindruck haben, vorgetragen werden 515
müssen sehr grosse und vollkommen sinnliche Vorstellungen seyn 517
müssen geschickt seyn, ein Lachen zu erwecken 523
müssen geschickt vorgetragen werden 526
wie sie der materiellen Vollkommenheit nach zu beurtheilen sind 527
Schlußrede einer Predigt 131
Schoch 288

# Zweytes Register.


Schöfferlin, Bernhard 99
Schön und Artig, wie die Wörter zu unterscheiden sind 316
Schönheit 503
Schreibart, höckerichte, was sie sey 55
in den Schauspielen 59
in den Heldengedichten 60
Schwarz, Johann Christoph 181. 422
Selbstgespräche 293
Selbstlauter, wie die langen von den kurzen unterschieden werden können 170
Simonetti, Christian Ernst 115
Sinnliche Vorstellung, Vollkommenheiten derselben 517
Sprache, ihr Wachsthum und Fall, hänget von der Auf- und Abnahme der Sitten ab 413
ob die Religion eines Landes einen Einfluß in die Sprache habe 414
Schwedische, worinn sie etwas vorzügliches haben soll 197
Celtische 388
der Leidenschaften 465
der Höflichen 532
Schwifts Mährchen von der Tonne 381
Sylben, Maaß derselben 259
kurze und lange 259
Vermischung derselben und ihre Würkung 260
ob eine Verbindung derselben vor der andern einen Vorzug habe 463
Sylbenmaaß der Redner und Dichter 462
Syn, Petrus 397


## T.


Tadler 284
die Tadlerinnen, satyrische Charakters in denselben 448
Text einer geistlichen Rede 121
Theophrasts Charakters 442. 444
Tillotson, Urtheil von dessen Predigten 550
Trauerspiel, was dazu erfordert werde 9
Trillers Prinzenraub 300
Tscherning 288
Th, wie es zu gebrauchen sey 177


Ueber

# Zweytes Register.

## U.


Ueber, was für einen Casum das Wort zu sich nehme 461
Uebersetzungen, wie sie zu beurtheilen sind 188
Schwierigkeiten derselben 454
Venzky, Georg 14.2
Vermögen, wodurch dessen Grösse bestimmet werde 506
Verschiedenheit der Dinge, worinn sie bestehe 511
Verwirrung in Traurspielen 5
in Romanen 31
Virgils Vorzüge 189
Aeneis deutsch 181
Streit, der darüber geführet worden 182
Ungeachtet, was für einen Casum das Wort erfordere 461
Ungereimte, was es sey 364. 524
Unnütz, vergeblich und unbrauchbar, wie die Wörter zu unterscheiden 206. 212
Vollkommenheiten an einem Dinge 272
Voltäre 296. 451
das Vorspiel, ein episches Gedicht 450
Vortrag, woher er seine Schönheit habe 55


## W.


Wahrscheinliche der Dichter 245
Waldis, Burkard 418
Walter von der Vogelweide 418
Weise 288
Weisheit u. Klugheit, wie diese Wörter zu unterscheiden sind 312
Werner von Tufen 418
Wickram, Georg, 154
Wiederlegungen in einer Predigt 128
Weisbecks Gedichte 418
Witz, was er sey 505
scharfsinniger 505
höhere und untere oder vernünftige und sinnliche Witz 505
Witzig und verständig, Unterschied dieser Wörter 310
Witzige Vorstellungen und Reden 505
Wörter, gleichgültige 308
geben der Sprache keinen Vortheil 197
in der Ebräischen u. Griechisch. Sprache 199

Wörter, gleichgültige in der Lateinischen 201
in der Französischen 202
Bemühungen der Gelehrten um sie 307
in der deutschen Sprache zu bestimmen 205
Wörterbuch der französischen Akademie 202
Wolklang, oratorischer, was dazu gehöre 463. 466
Wortforscher, ihr Charakter 281
Wortspiele 70. 483
Wünschen, begehren, verlangen und gelüsten, wie diese Wörter von einander zu unterscheiden sind 320

## Z.

Zwillingsbuchstaben am Ende werden verworfen 145
von Zante, Uebersetzung des Milton 407
der Zuschauer, satyrische Charakters in demselben 444. 447

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Koch, Ehrenreich C.

Critische Versuche Mit nöthigen Reg.

Bd.: 2. Stück 7/12. - 1743 - 1744. - 584 S., 8 Bl.

Greifswald 1744

L.germ. 274-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584499-9
VD18 80032885-001